3 1761 07992885 9

# Männer und Zeiten

von

Erich Marcks

Erich Marcks:

# Männer und Zeiten

Zweiter Band

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mnnerundzeit191602marc

# Männer und Zeiten

## Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte

von

## Erich Marcks

2. Band

Vierte umgestaltete Ausgabe
9.-11. Tausend
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

5668
24.7.53

D
210
M3
1916
Bd. 2
566878

1·9·1·6

Alle Rechte vorbehalten

# Inhalt

## Vierte Gruppe


Goethe und Bismarck ... 1
Bismarck als Künstler ... 31
Bei Bismarck 1893 ... 55
Trauerrede auf Bismarck ... 77
Fürst Bismarck ... 89
Der Aufbau von Bismarcks Leben ... 119
Gedächtnisrede zu Bismarcks 100. Geburtstag ... 131
Bismarck und der deutsche Geist ... 147


## Fünfte Gruppe


Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation, 1900 ... 169
Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart, 1910 ... 203
Die imperialistische Idee in der Gegenwart, 1903 ... 235
Das deutsch-österreichische Bündnis, 1909 ... 263


## Sechste Gruppe


1814, 1864, 1914 ... 275
Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges ... 291
Die englische Weltmacht ... 319
Neue Horizonte ... 331
Der Imperialismus und der Weltkrieg ... 347
Von Bismarcks Erbe ... 371
Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft ... 399

Nachweise ... 414

# Goethe und Bismarck

Festvortrag der Goethe-Gesellschaft, Weimar Pfingsten 1911. Am Vorabend war die Natürliche Tochter aufgeführt worden

Es gibt keine lastendere Tragik als in den wenigen Briefen, die in den Zeiten, da seine Frau hinstarb und da sie ihn allein gelassen hatte, der achtzigjährige Bismarck an seine Vertrautesten schrieb. Es ist ein schmerzensreiches Verbrausen einer noch immer ungeheuren Kraft. „Ich verlerne die mühsam errungene Kunst des Schreibens und mein Tintfaß trocknet aus." „Die Leidenschaften des Menschen vertilgen sich gegenseitig, die Politik war die stärkste Forelle in meinem Fischteich, sie fraß alle andern und wurde mir schließlich dann selbst zum Ekel. Wollte ich sie heute betreiben, so wäre es eine Landpartie in Regen und Schmutz." Er sah trübe in die Welt, die er bald verlassen werde: „aber ich wäre gern ohne düsteren Blick in die Zukunft meines Landes und unserer Kinder aus diesem Leben geschieden." „Ich bin nicht blasiert, aber traurig wie am Bett geliebter aber hoffnungsloser Kranker, denen ich nicht helfen kann, auch wenn ich der geschickteste Arzt wäre." „Der Gedanke nagt mir am Herzen; ich lebe zu lange." Er sehnte sich nach Einsamkeit und litt unter ihr. Er sah „mit Überraschung", wie mit dem Spaliere, das ihn aufrecht gehalten hatte, der Pflicht und der Liebe zur Sache, auch die Lust an Wald und Feld und an deren Zukunft geschwunden sei und fand nach dem Tode seiner Gattin „alles öde und leer". Und überall, in diesen Briefen, in den Gesprächen, die ja ganz ebenso lauteten, immer wieder der leidenschaftliche Drang zur Politik und als das Letzte immer wieder die Frage und die Bitte an den Gott, den er glaubte.

Auch der achtzigjährige Goethe hat mit gespanntem Anteil in die weite Welt, die geistige zumal, aber auch die politische, hinausgespäht, beobachtend, mitdenkend, ordnend. Er las zu Anfang 1830 eifrig seine beiden französischen Zeitungen; dann brach er, für ein reichliches Vierteljahr erregter Bewegungen, „nach einer strengen schnellen Resolution" plötzlich ab und ließ sie in ihrem Kreuzbande ruhen. „Dieses, so heißt es an Zelter, ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zu viel Anteil schenken, was uns nichts angeht. . . . Es ist unsäglich, was ich für

Zeit gewann." Die Julirevolution kündigte sich an; er nahm die Zeitungen wieder auf, „es ist merkwürdig, sagt das Tagebuch am 4. August, den Vorabend großer Begebenheiten zu beachten"; er trieb die Fülle seiner Arbeiten weiter, „war auch, so sagt es am 14., der französischen Regierungsveränderung im Stillen eingedenk." Aber der Streit der Pariser Naturforscher, den die Politik „jetzt so übertäubte", beschäftigte ihn doch ganz anders; es wird bei Sorets viel angezweifeltem Berichte von jenem „komischen Mißverständnisse" bleiben, wo sie beide, am 2. August, mit lebhaften Worten von dem Brande in Frankreich sprachen, der Genfer aber die Revolution meinte; und Goethe: „aber ich spreche ja nicht von dieser Gesellschaft, was liegt denn mir daran. Es handelt sich um den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy." Er überhörte nichts aus der Außenwelt, auch das Feindselige und Ärgerliche spritzte ihn wohl an, jedoch er schüttelte es ab und mochte auch gegen das Irrige nicht „reklamieren". „Ich benütze diese Tage, was an m i r noch zu berichtigen möglich ist zu berichtigen, und glaube so der mir durch mein ganzes Leben höchst geneigten Vorsehung nach Absicht und Willen zu handeln." „Ich habe gar manchen hübschen Faden fortzuspinnen;" es gingen ihm Gedanken auf, die „einer Wiederholung des Lebens gar wohl wert" gewesen wären. Er vollendete den Faust und siegelte ihn auf den Rest seines Erdendaseins ein: „denn der Tag ist wirklich zu absurd und konfus", um ihm „dieses seltsame Gebäu" auszuliefern, so heißt es ja in schwereren Tönen in jenem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt, jenem letzten Briefe Goethes vom 17. März 1832. „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen. G."

Die beiden Größten unseres Volkes aus seiner jüngeren Vergangenheit haben zu uns gesprochen — und ich dürfte nun wohl eigentlich schweigen und schließen. Was sie sind, hat jedes ihrer Worte selber gesagt. Zwei Jahrhunderte in ihrem typischen Gegensatze wurden laut. Oder doch am Ende nicht bloß in ihrem Gegensatze? In abweichendem Sinne redeten sie über verwandte

Dinge. Die Abweichung iſt klar: wir ſprechen gerne von dem Wandel unſeres Volkes „von Goethe zu Bismarck“. Wie weit aber reicht da doch auch die Verwandtſchaft, in Werk und Art der zwei Großen? Das Schlagwort, natürlich, reicht nicht aus; dem „politiſchen Hiſtoriker“ werden Sie es nachfühlen, daß ihn in Weimar nichts ſo ſtark beſchäftigt, wie das Feinere und Lebendigere eben dieſer Frage. Daß er, zu dieſem Kreiſe und über deſſen Heros, Neues und Eigenes zur Antwort zu ſagen hätte, iſt freilich ausgeſchloſſen; er hat ſtatt deſſen den wichtigen ſympathetiſchen Vorteil des Redners für ſich, der ſeinen Zuhörern nur ſagt, was ſie ſchon wiſſen. Er möchte Sie auf leichten Sohlen durch einige Gefilde wenigſtens der Welt führen, die dieſer Gegenſtand umſpannt: nicht durch das Werden oder die Tätigkeit der beiden Genien, ſondern nur durch einige Hauptrichtungen ihres Weſens in den Zeiten vornehmlich ihrer Reife.

Zuvor: was haben Goethe und Bismarck über einander geſagt?

Bismarck hat in Jena die geiſtige Vorarbeit gerühmt, die unſere Klaſſiker von dieſem Thüringer Boden her ſeinem Lebenswerke, der Einigung Deutſchlands, geleiſtet haben. Goethe der Dichter aber hat auch ihn ſelber durchs Leben begleitet. In den Zitaten, die ihm zufloſſen, ſteht der Fauſt voran — der erſte Teil; er hat ihn noch 1891 als ſeine weltliche Bibel bezeichnet; und die Gedichte las er damals in ſchlafloſen Nächten im Bett. Er liebte den Götz; die übrigen Dramen und die Proſa weniger: die Männer Goethes fand er zu unmännlich und meinte, Goethe ſelber habe etwas davon gehabt; Schiller zog ihn unmittelbarer an. Seinem Geheimrat Abeken, deſſen Enthuſiasmus ihn gelegentlich zum Widerſpruch ſtachelte, gab er am Verſailler Tiſche die bekannte Antwort: „Von Goethe ſchenke ich Ihnen auch drei Viertel. Das übrige freilich — mit ſieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeitlang auf einer wüſten Inſel leben.“ Das ſind gelegentliche Äußerungen eines Geſchäftsmannes, den die

Arbeit hetzte; die Zeugen, die wir besitzen, waren wohl auch nicht besonders geneigt, gerade literarische Gespräche mit Bismarck hervorzurufen und zu buchen; so behalten seine Worte hier etwas Durchschnittliches. Was ihn abstieß, ist deutlich und charakteristisch; im Sinne dieser Gesellschaft ist er Goethe nie nahegetreten; die Schätzung des Restes aber wollen wir nicht vergessen.

Es ist in der Ordnung, daß Goethe der Betrachter den großen Staatsmann eingehender ins Auge gefaßt und begleitet hat. Zuerst zögernd: ziemlich spät erst und abwartend spricht er von der „herrlichen und herrschenden Erscheinung" des aufsteigenden Sterns, von dem „außerordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Taten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt; dann rückt er ihm nahe und vergißt ihn niemals wieder. Er folgt ihm in die Kämpfe hinein: „er ist," sagt Goethe damals, „wie ein gehetzter Hirsch: das macht ihm aber Spaß"; er freut sich seines Bildes, seiner Erinnerung:

mir gefällt zu konversieren
mit Gescheidten, mit Tyrannen;

sein Timur protestiert:

hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
so hätt' er mich als Wurm geschaffen.

Zu dem Gestürzten, dem Vereinsamten und Verbannten, zu dem Gestorbenen wendet sich sein Anteil unablässig zurück; er liest, was Neues über den Gewaltigen erscheint, und will es so vielseitig, so real wie nur möglich; er nimmt seine Gleichnisse aus dessen Geschichte, auf die Frage nach seinem eigenen Ergehen lautet die Antwort: nicht ganz so schlecht, wie Napoleon auf seiner Insel. Und diesen Gestürzten, er versteht ihn allzu gut; „wer zu herrschen gewohnt ist..., steigt vom Throne wie ins Grab": das weiß schon seine Margarete von Parma. Ein Großer reist durch Weimar: Eckermann muß ihn Goethe schildern und erhält das Lob: da haben Sie einen Helden mehr gesehen, und das will immer etwas heißen. Ein großer Minister hält eine Rede, die Leute nennen sie grob; aber in den Leuten liegt die Sucht, alles Große zu frondieren. „Er fühlt sehr gut den Umfang seiner Gewalt und die

Größe seiner Stellung und er hat Recht, daß er spricht wie er sich empfindet." Ein Anderer ist als Premier zur Allmacht emporgestiegen: darüber zu schelten, fand Goethe absurd. Wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht; gut, daß er endlich an seinen Platz gekommen. „Wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel — (England!) — herrschen."

Er wurde nicht müde, dieses Recht des Wirkenden, des Genius zu verteidigen. „Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten." Er erfaßt sie in ihrer vollen Härte: das Regierungsgeschäft ist ein sehr großes Metier, das den ganzen Menschen verlangt, zur Kunstliebe etwa läßt es nicht viel Kraft übrig. Es zwingt den Politiker zur Gesetzlosigkeit: Kein König kann Wort halten, er muß den Umständen gehorchen, für die Mächtigen der Erde ist Pflicht, was für uns arme Philister das Verbotene wäre. Daß Preußen von dem zerfallenden Polen auch sein Teil nahm, war recht. Noch mehr: die großen Außerordentlichen treten aus der Moralität heraus; sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Bösem oder Gutem jagt.

Genie ist produktive Kraft: produktiv in Krieg und Staat so gut wie in Wissenschaft, Kunst, Religion. Es wird dämonisch, wo es ganz stark ist in sich und seiner Gewalt auf alle andern: „das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft." Und selbst in seiner Gesetzlosigkeit wirkt es bildend: „alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

Ich brauche den Namen dessen nicht noch einmal ausdrücklich auszusprechen, dem die Mehrzahl dieser Goetheworte galt. Gewiß, zu dem großen Kaiser zog ihn das Wohlgefallen des Künstlers, das Persönlichkeitsideal und das weltbürgerliche Ideal des 18. Jahrhunderts hin, die Verwandtschaft des Genius mit dem Genius, des Souveräns mit dem Souverän. „In dem, was ich

ſelber zu tun und zu treiben hatte," hat er 1824 zu Eckermann geſagt, „habe ich mich immer als Royaliſt behauptet" — d. h. als Regierer, dem es anſtehe, zu handeln. „Die andern habe ich ſchwatzen laſſen, und ich habe getan, was ich für gut fand." Darin liegt doch zugleich ein gutes Stück praktiſcher Überzeugung: nicht nur äſthetiſcher Begeiſterung. Er wollte den ungeſtört regieren ſehen, der zum Regieren geboren ſei. Und was er Napoleon, Wellington, Canning, dem politiſchen Genie überhaupt zubilligte, das durfte ich hier auf unſern Staatsmann des endenden 19. Jahrhunderts überſchreiben: beinahe verblüffend traf es auf ihn zu, Freude, Verſtändnis, Billigung, Charakteriſtik. Ja, „Seine Durchlaucht Fürſt Goethe" — ſo taufte ihn ja einmal die Adreſſe eines naiven engliſchen Briefes — hätte in manchem faſt näher noch gerade zum Fürſten Bismarck heran gehört. Er hatte von dem, „der alles wollen kann", 1812 den Willen zum Frieden erbeten: hierin zum mindeſten hätte er bei Bismarck dem Sieger die große Mäßigung gefunden, die ihm doch ſonſt allezeit das Höchſte war. Vor allem aber: ſieht man genauer zu, ſo eint ihn mit Bismarck ein weites Stück gemeinſamer politiſcher Überzeugungen, poſitiver Anſchauungen.

Wie iſt denn Goethes politiſcher Weg gelaufen? Der Frankfurter Patrizierſohn ſchritt durch den heißen Blütenfrühling ſeines Sturmes und Dranges in die erſte Epoche der Beſcheidung, der Selbſteinordnung und Selbſtbändigung hinüber: er wurde in dem erſten Weimarer Jahrzehnt zum Fachmann. Wir kennen ſeit Adolf Schöll, wenigſtens aus ſeinen Briefen, den Verwaltungsbeamten Goethe mit ſeiner tiefeindringenden, Wirtſchaft, Bevölkerung, Finanzen ſeines Herzogtumes eifrig umfaſſenden Arbeit. Wir kennen den etwas ſkeptiſchen Mithelfer an Karl Auguſts kleinſtaatlicher und dennoch ſo hochgerichteter Diplomatie. Wir ſehen ihn, nach innen und außen hin, leitend oder doch tiefeingeweiht, im Kreiſe dieſer altfürſtlichen und altariſtokratiſchen reichsſtändiſchen Welt, als Mitglied ihrer Geſelligkeit und ihres Regiments. Halbenttäuſcht hat er ſich dann dieſen Geſchäften mehr und mehr

entzogen, ohne sie doch ganz zu verlassen. Er blieb der Minister; daß er das zeitgenössische Staatsleben, an dem erneuernd fortzuschaffen seines Amtes nicht war, jemals ignoriert habe, darf man nicht sagen. Auch hier blieb alles bei ihm in lebenslanger Entwickelung. Die großen Neubildungen ringsum betrachtete er in beständiger Auseinandersetzung; wo fände sich die Kette seines politischen Anteils unterbrochen? Im Egmont und Tasso, in den Revolutionsstücken und Hermann und Dorothea, in der Natürlichen Tochter, im Diwan und den Wanderjahren und im Faust, in Prosa und Vers, in Sprüchen und Briefen und Gesprächen — immer wieder auch diese Seite des zeitgenössischen Daseins; er las als Greis die Zeitungen, deutsche und ausländische, und hielt seinen Finger auch England und Frankreich am Pulse: auch hier lebendig, klar und weit wie überall. Auch mit dem Neuen rechnete er ab, obwohl er es auf diesem Gebiete nicht in sich selber trug und nicht aus sich selber zu fördern vermochte; er sah es, urteilte, erkannte doch auch neue Notwendigkeiten an: auch solche, die aus jener Revolution entflossen, deren bitterer Gegner er zu ihren Tagen gewesen war und deren Gegner nach Grundsatz und Temperament er blieb. Im letzten Grunde aber blieb seine persönliche Stellung zum Staate lebenslang ungefähr die gleiche. Sie hat ein Doppelgesicht: sie wünscht Staat und Gesellschaft ständisch organisiert, und sie betrachtet beide von oben her, mit dem Auge des Regierenden.

Die ständische Anschauung wuchs dem Sohne des alten Deutschlands schon von selber zu. Goethe hat sie dann ganz ausdrücklich und bewußt von dem tiefen und einfachen Denker der Wirklichkeit und der Überlieferungen empfangen, dessen Nachwirkung das 19. Jahrhundert weithin durchzieht: er hat sich selber als Schüler Justus Mösers bekannt, und es ist nachgewiesen worden, wie sehr er es war. Ständisch nicht im Sinne etwa einseitiger Herrschaftsgewalt des Adels: auch dem Bauern wünschte er Erhaltung, ja Besserung seines Rechtes und Besitzes, und dem Bürger gehörte von Hause aus seine Zuneigung. Alle Stände, jeder für sich, in seinen Grenzen; jeder Einzelne aber ein Glied seines Standes; und alle diese natürlichen Lebens- und Rechtskreise in ungebrochener, in organischer Entwicklung: das ist das Ideal; so dringt

es immer wieder zutage, bis zuletzt. Den aufgeklärten Despotismus hat er bewundert, wo er in großen „Kerlen“ hinreißend schuf, in Friedrich, dann, auf Grund der eingetretenen Umwälzung, in Napoleons blitzender Genialität; daß er Goethes Staatsideal gewesen wäre, ist nicht richtig. Ihm blieb jene Freiheit das Liebste, die ständisch umhegt war: „der Bürger so frei wie der Adlige, sagt er 1827, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen“. Wir haben gestern in der Weihe unvergleichlicher Verse die Klage Eugeniens gehört:

dieſem Reich droht
Ein jäher Umſturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen ſich
Nicht wechſelſeitig mehr in Liebeskraft
Zu ſtets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen ſich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in ſich ſelbſt zurück.

Hier blieb der Quell seiner Anschauungen.

Und dicht daneben der Mann der Regierung. Königliche Schwäche ist der Hebel der Revolution; Royalisten sollen handeln; den Regierer lasse man regieren, dem Mann des Berufes falle man nicht mit Dilettantenweisheit in den Arm. Ständische Mitwirkung wies er 1815 nicht ab, sie ist zu ertragen: aber sie bleibe „Aristokratismus im eigentlichen Sinne!“ Wie hat er sich gegen die Demokratie, gegen die Menschenrechte gewehrt; dabei verharrte er: „alles Große und Gescheite, so heißt es noch 1829, existiert in der Minorität“, und ausländische Verfassungen wollte er nicht eingeführt sehen. Eine Nation kann (1824) nur ertragen, was aus ihrem Kern und ihrem eigenen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffungen: die „sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält“. Man folge mit eigenem, konservativem Fortschreiten dem ewigen Wechsel der Dinge: aber vorsichtig. Und immer wahre man den Zusammenhang mit dem lebendigen Leben: kein Formalismus! Der alte Minister wollte nichts wissen von einer theoretisch überbildeten Bürokratie, deren unnützer Lehrgang die jungen Leute geistig wie körperlich ver-

derbe — kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, der Energie beraubt, die alles ist. Er rühmte das Bauerntum als das ewig verjüngende Depot der Volkskraft; er wollte wachsen und gewähren lassen — kein Polizeistaat! keine Überspannung staatlicher Tätigkeit! Und als Gipfel immer zuletzt der herrschende Mensch: „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht: wir regieren." Wie stolz war er noch 1830 auf den übermütigen Handstreich, mit dem er die medizinische Fakultät in Jena aus einem Zimmer herausgetrieben hatte, dessen er für die Bibliothek bedurfte; auf seinen Gewaltstreich des Abbrechens der feuchten Stadtmauer, die ihm seine Bücher dort verdarb. Die Stadt klagt beim Großherzog, der weist sie mit innerem Lächeln an Goethe, den Ressortchef — „wenn ihr die Courage habt!" „Es ließ sich aber niemand bei mir blicken."

Die Mischung ständischer und selbstherrlicher Anschauung, die vielleicht gewisse Widersprüche in sich schließt, erklärt sich, historisch-persönlich, sehr einfach aus der erlebten Wirklichkeit der alten deutschen ständisch-fürstlichen Staatspraxis der kleinen Territorien, in der Goethe groß geworden war und eben lebenslang wurzelte; daraus will er verstanden sein — nur daß aus diesem eng behaglichen Patriarchalismus, aus dieser ständisch gesicherten Gesellschaft unter einer wohlwollenden, erleuchteten, nicht allzu gebundenen, aber auch nicht allzu vieltätigen Regierung, die persönliche Höhe des Genius, so gern er sich einfügen mochte, doch immer halbfremd herausragte. Aber das haben Sie längst gespürt: in allen diesen Ansichten und Betätigungen war wieder ein großes Stück Bismarck — derselbe ständische Grundgedanke, der dem Landedelmann nahe lag wie dem Reichsstädter, der von Möser her durch die Romantik hindurch in alles politische Denken der Konservativen des 19. Jahrhunderts hinübergeströmt ist, der das System Julius Stahls erfüllt hat, und in Bismarcks Anschauungen sich weiterbildete und erhielt bis gegen sein eigenes Ende, materieller bereichert, berufsständisch umgestaltet, immer aber ein Drang auf die natürliche, organische Scheidung in Gruppen, immer, bei Bismarck wie bei Goethe, der tiefe Gegensatz gegen die bloße Zahl, gegen die Atomisierung des Volksganzen, gegen den Abbruch der inneren Gliederungen, gegen die konsequente

Demokratie, die aus der französischen Aufklärung und der großen Revolution herüberkam. Und der gleiche Gegensatz gegen den Bürokratismus des modernen Staates, gegen Erdrückung und Doktrin; der gleiche Gegensatz des Handelnden, des Freien und Starken gegen alle Einengung von unten, von außen her, gegen die Einrede der Dilettanten. Sie wissen, wie das bei Bismarck klingt (15. Juli 1862, an Roon): „Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämtliche gelernte Fachmänner." Auch Exzellenz von Goethe hätte zu diesen vielleicht etwas drastischen Worten am Ende verständnisinnig gelächelt — gesagt hatte er 1812 genau das Gleiche. Noch zwingender als bei ihm natürlich gipfelt bei Bismarck alles in dem Bedürfnis des Genius der Tat. Wir hörten auch Goethe den großen Menschen als Quell alles Schaffens rühmen, in Kunst und Staat; und sich selber hat er gerühmt, sich lebenslang immer behauptet zu haben, am liebsten durch den Angriff. Bei Bismarck ist das alles wesentlich unreflektiert: der Landedelmann, der weiten Ellbogenraum gewöhnt ist, der Praktiker, elementar in seinen Antrieben, unerschöpflich an Herrscherlust. Ich brauche nicht anzuführen, wieviel dagegen bei Goethe zu diesem letzten, unbewußten Triebe der eigenen Kraft an Ideellem hinzutritt: der ganze bewußte Glaube des 18. Jahrhunderts an das Recht und die Pflicht der Individualität, das ganze Persönlichkeits- und Menschlichkeitsideal der großen literarischen Epoche. Ich darf es nicht ausführen, wie sein Bildungsideal im Wilhelm Meister sich ausprägt und sich entwickelt, wie es aus dem Ganzpersönlichen und Menschlichfreien hinüberdringt zum beruflich Begrenzten, wie sich die Ziele verengen, zusammenziehen, und doch auch sachlich und sittlich bereichern, wie der Einzelne in den Wanderjahren sich einordnet in den Gemeinschaftsgedanken, den Gedanken des aufsteigenden neuen Jahrhunderts — das Grundgefühl und der höchste Wille Goethes blieb doch auch da immer individualistisch, bis in das Halbdunkel des dritten Buches der Wanderjahre hinein und über sie hinaus. Auch in jene sozialisierenden Träume (ich vermesse mich hier keines endgültigen Urteils!) hallt doch immer die Idee der freien Persönlichkeit, das

vielfältige Erbe von Goethes ganzem Dasein hinein; und wie rückhaltlos hat er 1831 Zelter gegenüber die „allgemeinen Unverschämtheiten" des S. Simonismus abgelehnt: „die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen", und vergewaltigen das Individuelle.

Vielleicht auch dabei wird man Bismarcks gedenken: der Mischung staatssozialistischer und antisozialistischer Gedanken in dem Reformwerke und dem Empfinden des 70jährigen Reichskanzlers. Weist doch so Vieles beim alten Goethe, in den 20er Jahren, in das kommende Zeitalter des Realismus hinüber, in den Wanderjahren, den Gesprächen, im zweiten Faust — die tiefen Ahnungen von einer Einigung Deutschlands durch die Wirtschaft, die Blicke auf innere Kolonisation und neue Welt, auf die Weltstraßen der Zukunft, die Kanäle von Panama, Suez, von der Donau zum Rhein: Blicke in Bismarcks Welt und schon über Bismarcks Welt hinaus. Auch da wirkt wohl bei Goethe manch Jugendantrieb, manche Erinnerung an das Fridericianische System mit, ebenso wie Bismarcks Sozial- und Wirtschaftspolitik in diese Vergangenheit ihre Wurzeln zurücktrieb; auch in Bismarck ist stets ein lebendiges Stück 18. Jahrhundert wirksam geblieben. So viele Gemeinsamkeit stellt sich allmählich heraus! Freilich, Bismarcks Streben geht allemal aus von der Macht und mündet ein in die Macht: er ist stets im äußersten Sinne politisch gerichtet; Goethe lebt im Staate, er würdigt ihn, aber wo er in die Zukunft dringt, da sucht er mehr die Gesellschaft auf als den Staat, und Ausgangs- und Endpunkt blieb ihm doch die Entfaltung und Ausnützung und Freiheit des Persönlichen überall. Sie schauten von verschiedenen Punkten aus in die Welt — aber das ist gewiß: in den Elementen ihrer politischen Anschauung ist unendlich mehr Verwandtes als man leicht meinen könnte, sie haben eigentlich alle diese Elemente, allgemeine wie persönliche, mit einander gemein, nur in verschiedener Mischung, mit verschiedenem Ziel: von seinem Ufer sah ein Jeder von ihnen in die politische Gedankenwelt, die der Andere bedeutet, hinein; sie wären dazu geschaffen gewesen, aneinander Wohlgefallen zu haben.

Und ist es nicht ebenso in ihrer gesamten Weltbetrachtung, über die staatliche, von der ich ausging, hinaus?

Auf den ersten Blick will es nicht so scheinen. Wir hörten Bismarck die Goethischen Männer tadeln, und damit meinte er ein gut Teil Goethe selbst; auch an dem Geheimrat hatte er keine rechte Freude. Er selber, so hat man es ausgesprochen, war ein Shakespearischer Mensch: bei aller Feinheit von ungebrochener Leidenschaft, durchaus dramatisch. Ich deutete auf seine Neigung zu Schiller; er hat nach seinem Sturze den Wallenstein in einem Zuge die Nacht hindurch wiedergelesen, in tiefer Erregung und Spannung, als sei der Stoff selbst ihm nicht altvertraut; denn mehr und berechtigter als mit dem verstoßenen alten Moor mußte er die Schicksalsverwandtschaft mit dem Herzog von Friedland empfinden, und es war seine feurige Art, alles ganz auf sich zu beziehen. Ihn packte der große heldenhafte Sinn, in dem dieser Dichter des Historischen und Staatlichen der Menschheit große Gegenstände, Herrschaft und Freiheit, erfaßte und gestaltete. Allerdings, das Pathos? Wer hat sich jemals schärfer als den Feind pathetischer Rede bekannt, wer jemals unbarmherziger den Superlativ gegeißelt? und neben diesem die abstrakte Spekulation? Auch Goethe mochte Schillers Stil lieber, wo er nicht philosophiert, und sagte — wieder einmal Bismarck wundervoll im voraus formulierend! — 1824 zu Eckermann: „diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten." Wir empfinden in Bismarcks Deutsch, wo es am reifsten ist, die Verwandtschaft mit Goethe, trotz Bismarck selber, und wenn das Epigramm eines katholischen Sprachgelehrten Recht hat, daß es nur drei deutsche Prosastile gebe: Luther, Goethe und Bismarck, so gehören die beiden letzten bei allem Wesensunterschiede näher zu einander. Ich meine natürlich: in der Gegenständlichkeit, der Anschaulichkeit, der Sachlichkeit des Sehens und Ausdrückens, in der Plastik der Phantasie, in der Ruhe, die überall im Einzelnen vom Greifbaren, Sinnlichen, Wirklichen ausgeht, wie im Persönlich-Ganzen vom Praktischen, Nahen, von der Aufgabe jedweden Tags. Sie stehen beide auf fester Erde; und wieviel von Goethes Erdfreundschaft war auch in Bismarck! Sie beobachten Natur und Menschenwelt und gehen in allem von

ihren Beobachtungen aus. Ihr Beruf führt sie beide, den Staatsmann wie den Dichter, auf das gleiche Material: sie studieren das Menschliche. Aber vor allem erleben sie es ganz von selbst; sie schauen es, weil sie müssen. In beiden wirkt höchst unmittelbar der absichtslose Trieb allgegenwärtiger Künstlerschaft. Künstlerhafte Erregbarkeit war in Bismarck lebenslang so groß wie in — mindestens dem früheren — Goethe: eine argwöhnisch aufbrausende, zart und leidenschaftlich reagierende Empfindlichkeit wie nur immer im Tasso. Künstlerhaft gestaltend arbeitete ihr Wesen an sich selbst, in der Anmut und Würde des persönlichen Auftretens, die bei Goethe nicht feiner und herzbezwingender sein konnte als bei Bismarck; in der Art und Form jeder persönlichen, brieflichen, schriftlichen Äußerung; künstlerisch ist ja am Ende — dem darf ich nicht nachgehen — jede gestaltende menschliche Tätigkeit, jede höchste menschliche Schöpferkraft, künstlerisch-unbewußt. Aber folgen wir ihnen in die beiden Hauptgebiete ihres Lebens nach: Geschichte und Natur.

In der Geschichte des historischen Sinnes und der historischen Leistungen in Deutschland wird Goethes Stellung immer bedeutend sein; Historiker jedoch war er nicht und wollte er nicht sein. Er hat prachtvoll beobachtet und formuliert und prachtvoll historisch erzählt und gedichtet, aus seinem Leben und seiner Welt; es lag in seiner Art, daß er allem Konstruktiven und unhistorisch Revolutionären gegenüber historisch empfand. Aber fachmäßig streng wollte er der Geschichte nicht nähertreten: ihrer wissenschaftlichen Behandlung setzte er gern seine Skepsis entgegen. Und als Lernstoff für seinen Beruf und seine Weltansicht nahm er sie nicht eigentlich auf. Für Schiller und vollends für Bismarck bedeutete sie da ganz etwas Anderes. Goethe reizte das Reinmenschliche an ihr, Menschen als Erscheinungen, Menschen in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen, gelegentlich in weiten Kultur- und weiteren Natur-Zusammenhängen. Die beiden Andern suchten die historische Organisation und die historische Tat innerhalb des Staates; Goethe begriff sie wohl auch da, aber sie war nicht seine Liebe. „Ich bin, so fuhr er 1828 seinen liberalen und politischen Gegenpart und Freund, den Kanzler von Müller kriegslustig an, nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu be-

kümmern, die das Abſurdeſte iſt, was es gibt; ob dieſer oder jener ſtirbt, dieſes oder jenes Volk untergeht, iſt mir einerlei." „Die unſelige Weltgeſchichte" hatte er ein Jahr vorher das große Kriegszeitalter geſcholten, das er miterlebt hatte. Gerade in dem, was Goethe ſo nannte, hat Bismarck von Kindheit auf gelebt und gewebt, es war ſein Arbeitsſtoff, den er durchdrang, befragte, geſtaltete.

Bei Goethe war es, wie man weiß, die Natur: da ſtrebte er zur Wiſſenſchaft auf.

Ich habe die Erdfreundſchaft Goethes auf Bismarck angewandt. Wieweit gingen die beiden hier zuſammen? Äußerlich gewiß eine tüchtige Strecke. Auch Bismarck lebte mit offenen Augen in Wald und Feld. Er kam wohl von einer anderen Seite her als Goethe; er beobachtete von Hauſe aus als Gutsherr, als Förſter und Jäger, mit einem Einſchlage von Aktivität. Aber er liebte dieſe Welt, die er beſaß und beherrſchte; er ſah ſie als Künſtler an, mit künſtleriſcher Freude, mit einem Hauche der Romantik, die ſeine Jugend in ſich aufgenommen hatte. Er führte eine junge Freundin zu ſchönen Durchblicken, die er forſtmänniſch pflegen ließ; ſie ſcherzte: er treibe die Landwirtſchaft vom äſthetiſchen Geſichtspunkte, und er, ſehr ernſthaft: gewiß, und das müſſe man bei allen Dingen tun. Aber er erzählte auch einmal, daß er ganz ungetrübt ſich nur des erſten Vorfrühlings freue: alle ſpätere Entfaltung zeige doch ſchon auf den Gang zum Tode hin; er ſprach angeſichts eines Mückenſchwarmes von jener Lebensverſchwendung der überreichen Natur, die auch Goethe oft erwähnt hat, mit tiefer Melancholie: Abends wird all das hin ſein; ſo nichtig ſei das Leben! Er ſah bis in das Kleinſte hinein, überraſchend vielſeitig und ſcharf, und knüpfte ſeine ſehr eigenen Gedanken daran. Man hat den großen Realiſten der realiſtiſchen Naturforſchung ſeiner Zeit zugeſellen, in ihm — wie in Goethe — den naturwiſſenſchaftlichen Zug wiederfinden, ja entſcheidend finden wollen: auch ein geiſtreicher Mann ſeiner engeren Umgebung wollte den alternden Bismarck von da aus konſtruieren. Ich glaube beſtimmt: mit Unrecht. Der Geſchichte gegenüber kann man bei ihm, weit mehr als bei Goethe, von fachlichem Anteil reden, wenngleich auch da nicht von eigentlich wiſſenſchaftlichem:

der Naturwissenschaft gegenüber durchaus nicht. Hier war er der Skeptiker. Er sprach 1887 ungläubig von den großen Naturforschern des Tags, die so tun, als wenn sie alles wüßten, und doch sogar in ihrer Wissenschaft im letzten Grunde nichts wissen. Es wurde ihm von Sonnensystemen und unermeßlichen Fernen der Gestirne erzählt; er lächelte: „ist das alles so gewiß?“ Ein Begleiter unterhielt ihn bei Varzin von der Herkunft der Findlingsblöcke; Bismarck zuckte die Achseln: „das kann ja sein; wenn's aber nicht wahr ist, ist's auch noch so.“

Gerade hier ist der Abstand von Goethe unermeßlich. Sie standen auf gleicher Erde, sie bauten in gleicher Weise auf Einzelheiten auf, aber das Entscheidende fehlte Bismarck hier ganz und gar: der Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt. Goethe strebte sein reiches Leben hindurch nach einem geistigen Ganzen, einem wissenschaftlichen System: Bismarck spürte das Bedürfnis überhaupt gar nicht. Er wollte kein System: die verwandten Genien haben hier ihren charakteristischen Trennpunkt. Auch Goethe wollte ja nicht spekulieren; er hat die strenge Philosophie von sich abgelehnt und immer wieder bedauert, daß Schiller es nicht auch getan habe; er hat sich als Eklektiker bezeichnet, von Spinoza, Leibniz, Kant aufgenommen, was seiner Art paßte; er wies vieles Systematische fast so entschlossen von sich wie Bismarck — vielleicht wirkt diese gemeinschaftliche Abneigung, die in des Reichserbauers unsystematischem Schaffen von 1866 und 1870 so glorreich triumphiert hat, auch in Goethes künstlerischem Schaffen, das so wenige völlig einheitliche Kunstbauten abgeschlossen hat, bedeutsam ein. Auch in der Stellung zum Dunklen, Geheimnisvollen, dem Hange, der bei Bismarck fast wie bei Napoleon bis in den Aberglauben hinüber gleitet, reichen sie sich wohl die Hand. Aber über Allem ging doch Goethes Sehnsucht lebenslang nach dem einheitlichen Weltbilde, das er auf seiner Naturanschauung errichtete: nach dem Zusammenschlusse des Natur- und Menschendaseins in einem großen belebten Gesetze, in einem strömenden Zusammenhange. Wir wissen, wie das seine Arbeit und seine Seligkeit ausgemacht hat. Bei Bismarck wendet sich der Pfad frühe anders. Er hat den Kampf um seine Stellung zur Welt durchgestritten wie jeder große Mensch; er hat auf seine Weise mit

den Gedanken der Vorzeit und Gegenwart gerungen, von Spinoza auch er bis auf Hegel und dessen Schule, auch er hat von je nur herausgenommen was er brauchen konnte; aber seine Sehnsucht suchte im Grunde niemals Erkenntnis, sondern für sein klaffendes Gefühl eine lebendige Ausfüllung und für seinen ungeheuren Willen einen Halt, der nicht wankte: den persönlichen Gott, zu dem er persönlich sprach und auf den er die Last seiner Kraft und seiner Taten mit ablud, hat er, nachdem er ihn für sich gefunden hatte, festgehalten bis an den Tod. Vielleicht konvergierten die Bahnen der beiden Männer mit den Jahren nicht unerheblich. In Bewegung blieben sie ja beide bis zuletzt, und die Linien des fast kirchlich positiven Glaubens, den er nach 1847 angenommen, haben sich dem alternden Bismarck wohl mannigfach verwischt, er stellte Manches dahin, sinnierte an Manchem anthropomorphisch weiterdichtend herum, er war von jeher lässiger als der Forscher Goethe. Die Grundlage aber war ihm die praktische Tat und der persönliche Gott: Dinge und Mächte, die seine Hand greifen konnte; Drang und Ideal des Anderen blieben ihm hier fremd.

ꝏ ꝏ ꝏ

Das ist natürlich immer das Ergebnis: in Allem bei dem Jüngeren, unmittelbar und beinahe derb, der unbedingte Primat des Willens. Nach Staat und Welt ein Drittes, Letztes, wohin wir ihnen noch nachgehen mögen: das tägliche Dasein, und in diesem die Gestaltung der Persönlichkeit.

Auf den Höhen der Menschheit wandelten sie beide, und die Pilger wallfahrteten wie in ein Heiligtum zu ihrem Hause; man lauschte und buchte, und beide glichen sie, nach Goethes leuchtendem Ausdrucke, „dem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt“. In hundert Bildern sind sie uns lebendig, auf der Wagenfahrt, schauend, denkend und plaudernd, im Kranz der Familie und der Freunde, in der Einfachheit ihres Arbeitszimmers am Frauenplan oder in Friedrichsruh, schreitend, diktierend; in der klassischen Würde der Empfangsräume seines Museums der Eine, der Andere in dem Eßsaal, oben

am langen Tische, im Sessel, um ihn der Berg seiner Zeitungen, rechts und links die Doggen; im Sonnenscheine der beiden Gärten der Eine; der Andere tritt eben aus dem feuchten Dunste des Sachsenwaldes heraus, zwischen triefenden Bäumen, riesengroß, umwittert von nordischer Göttlichkeit und tragischer Schwere — unvergeßlich ein jeder. Der Patrizier, der Landedelmann, beide von feinster Kultur des Geselligen und des Geistigen, der Geste und des Worts; Kenner und Freunde aller guten Dinge, die ihre Tafel trägt. Nicht gering ist bei beiden die Rolle eines edlen Weins; auch Goethe, so sind wir wohl belehrt worden, würde ohne ihn nicht schon im 83. Jahre eines vorzeitigen Todes verblichen sein. Sie liebten es beide, die Hemmungen, von denen die anschauliche Mystik der Medizinersprache uns berichtet, gelegentlich auszuschalten:

Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend;

der Dichter bestätigte seinem guten Eckermann mündlich die andere Weisheit aus dem Schenkenbuche:

Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;

Bismarckisch ausgedrückt, im Jahre 54: „Majestät müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchst Ihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche Crémant im Leibe dürfte mir keiner von diesen Herrn ins Conseil kommen. Dann wird unsre Politik bald eine respektablere Farbe annehmen." Wir bleiben beim Hausvater, beim Wirt: ein heiteres, vornehmes Geltenlassen hier wie dort. Und wir hören die Gespräche: zwanglos und doch von natürlich geschliffener Form, und oft genug wie gegossen in Erz. Wir haben das Glück, den vier größten Deutschen der neueren Zeiten derart zu lauschen; da reicht sich doch in so Manchem das mittlere Paar unmittelbarer die Hände, die beiden Söhne des 18. Jahrhunderts, der Städter und der König, Goethe wie Friedrich II. von einem starken literarischen, einem romanisch-antiken Kulturstrome genährt und gefärbt; das volkstümlich Deutsche, das ungebrochen Elementare bringt, in tiefer allgemeiner Ver-

wandtschaft, die Helden des 16. und des 19. Jahrhunderts dicht zueinander, den Bauernenkel mit dem Gutsherrn. Deutsch waren sie alle in allen Eigentümlichkeiten ihres Wesens, und alle vier durchzittert sie eine tiefe Erregung, durchglüht die Gründe ihres Wesens ein nie erloschener, trauernder Zorn. Er schimmert bei allen durch, am Tische zu Wittenberg, wie in den Nöten des Feldlagers, in der feinen Stimme Friedrichs und Bismarcks, wie in der machtvollen Wolfgang Goethes: Klage und Anklage überall, der erschütternde Kampf des Menschen, und vollends des großen, mit sich selber und mit seiner Welt. Aus der unendlichen Fülle Goethischer Gespräche, die alles Dasein umfassen, frei und liebenswürdig, gütig und groß, in tausendfältigem Reichtum der Anschauung und der Reflexion, in Heiterkeit und straffer Majestät — auch aus ihr leuchten die Blitze heraus. Der Kanzler von Müller hat es an einer berühmten Stelle, vom Jahre 1828, geschildert: „Wie ein Gewitter bei heiterem Himmel suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen", und Beispiele haben wir genug. Welch „Buch des Unmuts", wie in den Schriften, so im Wort! Worüber hat er nicht geklagt und gescholten! Mißverstehen und Feindseligkeit haben sein Leben begleitet, das hören wir immer wieder; wie grollt er den Naturforschern, die ihm nicht glauben wollen! wie fährt er selbst auf Eckermann los, als der Getreueste der Getreuen Ketzereien zur Farbenlehre wagt; wie sprüht er „mephistopheliſch" gegen Soret, kampflustig gegen Luden, gegen Müller! Auch gegen Eckermann wird die Klage laut — gedämpfter als anderwärts, und eben deshalb doppelt beweisend: denn hier erscheint er ja so, wie er angesehen werden wollte. Und wir hören die schmerzliche Frage nach dem Glück; wer ist denn glücklich? „Im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt." Und Müller hatte (1823) einmal den Eindruck „eines unbefriedigten großartigen Strebens". Das alles geht weiter, bis in jenen letzten seiner Briefe hinein. Ich führe die Ausbrüche des alternden Luther, des Preußenkönigs, der seine Jugend dem Vater hatte hinopfern müssen, seine Manneszeit dem Vaterlande, nicht an; vom Glück hat Bismarck genau ebenso wie Goethe gesprochen,

auf der Höhe seiner Macht wie nach seinem Sturze; Melancholie und Groll — der Flammenkern der Leidenschaft, ohne den es keine Größe gibt, treibt sie in Stößen hervor. Mit der ungetrübten Seelenheiterkeit des optimistischen Weisen, das weiß man längst, ist es auch bei Goethe nichts. Aber gerade an diesem Punkte der starken Annäherung springt wieder der tiefe Gegensatz der beiden, denen wir nachfragen, frappant zutage. „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten", sagt Bismarck 1891. Goethe erwidert 1830: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten." Das Irrationale und die Überkraft des Genius spürte auch er in sich: er setzte ihnen sein Menschlichkeits- und sein Persönlichkeitsideal des Gleichmaßes entgegen. Hinter dem Humanisten stand auch bei ihm der Kämpfer; als Kämpfer und Befreier stellte er sich stolz dem Fürsten Blücher gleich, sein Selbstgefühl war unermeßlich, wie es mußte, und die Gluten schlugen noch dem 73jährigen in seiner letzten Leidenschaft unwiderstehlich durch alle Formen hindurch — aber das Eigenste an ihm, so wie er sich wollte, war, wir wissen es alle, nicht dies natürlich Allgemeine, sondern das Ringen darwider: die lange Kette der Selbstbezwingungen von 1780 an, der Entsagungen, die er lebt und predigt, die seine Dichtung durchkühlen: „Entsagung der Entsagenden!"; der demütige Halt vor den Grenzen der Menschheit, die ewige Erziehung seiner selbst, die bewußte Beherrschung und zugleich Ausweitung der eigenen Kraft; in Tat und Ausspruch bis an das Ende das Mühen der Selbstentfaltung und Selbstberichtigung, unablässiger Aufnahme und Verarbeitung, des Niederhaltens der Eigenheit, der Rundung und Entwicklung der Eigenschaften zur höchsten Höhe. Das Feindselige, das Quälende *will* der Greis zurückdämmen, damit es seine produktive Kraft nicht störe; bei Todesnachrichten eine gewaltsame Selbstbändigung, bis auf den Rückschlag des Körpers im Blutsturz; in allem doch der eigentlich oberste Zug seines Wesens, wie er sein wollte und immer wieder wurde: der Zug zur Harmonie. In *diesem* Kunstwerk Goethes

gipfelt ja seine Arbeit und seine Epoche. Er stilisiert sich selber wie seine Dichtung, und das „bewegte Herz" spricht sich, wie Eugeniens Sonett, „in gemessnen Worten" aus; er betrachtet sich selber wie von außen her, seine Vergangenheit, seinen Werdegang, er betrachtet das mitfühlend und überlegen, er wird nach seinem Briefworte vom Dezember 1831 sich selber geschichtlich; er redet von seinem Leben in Jahrtausenden, und die Gegenwart versinkt, er schwebt über den Völkern und den Zeiten, der „hohen wahren menschlichen Bildung" mit seinen letzten Trieben zugewandt, persönlich und beinah unpersönlich zugleich, der Weise, der über allen Streit der Leidenschaften hinaus die Welt und sich selber zuletzt bezwungen hat: „ein vollkommener Mensch in großer Schönheit".

Und gerade dieses letzte höchste Menschentum des alten Goethe, diese Verklärung und Überwindung, genauer: dieses Streben Goethes zur Verklärung hat Otto von Bismarck mit Ungeduld und Mißbehagen scharf beiseite gestoßen. Es gibt gar keinen packenderen Gegensatz. Die Abrechnung mit sich selber vollzog Bismarck, er hat es öfter abwehrend ausgesprochen, vor seinem Gotte allein; er ließ niemanden hineinsehen und niemanden daran teilnehmen, und sich zum Kunstwerke auszugestalten war ihm nicht Aufgabe. Ein Gegenstand der Betrachtung, der wissenschaftlich-künstlerischen, entwickelnden Darstellung ist er sich nie geworden: wie unendlich weit stehen Ziele und Mittel seiner Gedanken und Erinnerungen von denen in Dichtung und Wahrheit ab: hier die rückschauend begreifende Biographie, dort der erregend fortdauernde politische Kampf. Bismarck wurde sich niemals historisch. Nach seiner Entlassung mahnte ihn sein philosophischer Jugendfreund Alexander Keyserling zur Harmonie; er antwortete widerspenstig, mit naiver Großartigkeit, mit einem persönlichen, ja selbst einem sachlichen Rechte, das sehr ernsthaft erwogen sein will: wozu soll ich harmonisch sein? und von dem Freunde urteilte er, als ein Dritter ihn als Weisen rühmte: ja wohl, weise aber weich. Den, der sich vor der Welt ohne Haß verschließen wollte, hat er einmal noch viel härter angelassen. Und doch blieb dies ein halbes Jahrhundert lang Goethes Ziel. Wir sahen Goethe die „Berichtigung" von Angriffen ablehnen: nur sich selber wollte er berichtigen. „Ich hatte mit mir selber genug zu tun, was küm-

merten mich Andere?“ Er erinnerte sich 1831, daß Schiller von dieser seiner „allgemeinen Toleranz“ nichts hatte wissen wollen. Er blieb dabei: das Tun der Freunde erleben wir, es geht in unsere Persönlichkeit ein, „was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und schützen uns dagegen wie gegen Frost . . . oder sonst äußere Übel“. Und Bismarck entgegnet auf die Frage nach seiner Nachtruhe: schlecht — ich habe die ganze Nacht gehaßt. Auch er pries es 1897 als Vorteil des Altwerdens, daß man gegen Haß und Beleidigung gleichgültig werde. Auch er hatte auf dem Gipfel seiner Tatkraft, 40 Jahre zuvor, in Hamletischen Bildern, mit tiefer Resignation vom Unwerte des politischen Kampfes gesprochen, mit etwas, das wie ein bitterer Trost, wie ein Trost an der Vergänglichkeit alles Einzellebens klingt, aber bei ihm ist Resignation immer nur der Ausdruck titanischen Grolles darüber, daß er nicht handeln darf. Er hat sich nie beschieden. Wohl in seinem eigensten Berufe selbst, als auswärtiger Staatsmann: da beherrschte er sich ganz im strengen Dienste seiner Pflicht; und auch er ist ein Kunstwerk geworden, auch bei ihm schließt sich Wesen und Leben zu einer wundervollen Einheit der Gesamterscheinung zusammen, dank der aufbauenden Energie seiner Stärke, dank der ausgestaltenden Arbeit der feinen Kräfte, die diese ergänzten. Aber von einer künstlerischen Selbstgestaltung aus bewußtem ästhetisch-sittlichem Wollen wie bei Goethe ist gar nicht die Rede. Er hat dergleichen weder gekonnt noch auch gewollt. Er hatte seiner Braut zu Byronschen Versen von dem Reize geschrieben, in einer Sturmnacht auf durchgehendem Pferde die Klippen hinab in das Brausen des Rheinfalls zu stürzen. Goethe hat den Byron, den er reichlich in sich trug, gebändigt: in Bismarck blieb lebenslang Etwas davon bestehen. Er hat die klassische Schönheit als Lebensideal nicht gesucht, in keinem Sinne: er hätte nie wie Goethe die Sehnsucht „aus düstern kimmerischen Träumen in jenes heitere Licht- und Tagland“ des Südens bekannt: er *brauchte* sich, wie er war, er brauchte die vulkanischen Gluten seines wogenden Innern, um Eisen zu schmelzen und Siege zu erzwingen, und seine Stärke war stärker als er. Er blieb der Prometheus, solange er atmete.

Ich meine bescheidentlich: es ist die gleiche Erhabenheit hier

wie dort. Bei so viel Gemeinsamem die eine große Verschiedenheit in der Richtung der Anlage und deshalb der Tätigkeit: aber auch im Ideal. Zwei Ausprägungen des Menschlichen: die eine will subjektiv bleiben, die andere typisch werden, die eine, so könnte man es halbwahr ausdrücken, naturalistisch, die andere stilistisch; zwei Zeitalter stehen dahinter. Die Neigung des Einzelnen mag zwischen ihnen wählen wollen; aber gewiß, jeder war, was *er* war, und beide heischen sie das gleiche Verständnis.

ꝏ ꝏ ꝏ

Zwei Zeitalter stehen dahinter. Ich habe die Personen nebeneinandergestellt, Staatsansicht, Denkweise, Selbstgestaltung. Den Fortgang der Zeiten zu schildern geht hier und heute nicht an: Heinrich von Treitschke hat in fünf Bänden erzählt, wie aus dem alten Deutschland das neue herauszuwachsen begann, in Wirtschaft, Gesellschaft, Staat und Geist, ein neues Verhältnis zur großen Welt, ein neues Verhältnis zu sich selbst. Von diesen weiten Gegensätzen darf ich hier nur in einer Schlußbetrachtung andeutend handeln.

Es ist ganz wahr: innerhalb des neuen Deutschlands bezeichnet Bismarck, unmittelbar genommen, zu Goethe den Gegenpol. Alles, was Goethe nicht war und nicht wollte, trat hier schöpferisch vor. Der Nordosten gegen den Südwesten: Viktor Hehns Gegenüberstellung der beiden Hälften Deutschlands ward hier, auf *beiden* Seiten, zu Fleisch und Blut. Neben dem Reich, dem Reichsstädter, dem Thüringer Minister, dem Poeten und Weisen: Preußen, Berlin, der Mann des Staates und der Macht; in dem klaren prosaischen Berlin, in dem Goethe keinen Raum für dämonische Kraft gesehen hatte, in lebenslangem Kampfe mit dem „verwegenen Menschenschlage", den Goethe der östlichen Hauptstadt zuschrieb, ein dämonischer Mensch, den doch diese östlichen Kräfte selber ganz durchdrangen. Der eingeborene Staatsmann erhob sich, setzte sich durch, mit seinem Triebe zu schaffen, er wuchs vom adligen auf den staatlichen Boden hinüber: er diente sich und dem Drange der politischen Macht. Beides, wir hörten es, wußte Goethe zu verstehen und zu würdigen; aber aus *seinen* deut-

schen Lebenskreisen wies er beides weg. Hier ward es herrschende Wirklichkeit. Hätte Goethe die Frankfurter Briefe lesen können, in denen, in den 1850er Jahren, in der Auseinandersetzung mit Leopold von Gerlach, dem Sohne der Romantik, der 40jährige Bismarck sich selbst und sein staatlich-sittliches Programm, die unbedingte Hingabe ungeheurer Kräfte an das Bedürfnis seiner Volksgesamtheit, genauer gesprochen: an den Ehrgeiz seines Heimatsstaates, so siegreich herrscherhaft entwickelte! er hätte — wenn er 1855 so hätte sein können, wie er sein Lebensjahrhundert hindurch geworden und gewesen war! — er hätte diesen neuen Typus des deutschen Menschen, der aus seiner eigenen Vaterstadt, mit den Zügen des stärksten Genius, voll tiefer und weiter, sachlicher Zusammenhänge, in hohem Aufschwunge emporstieg, mit weitgeöffnetem Auge betrachtet. Aber dem historischen Goethe würde dieser kommende Bismarck wohl packend, aber fremd geblieben sein. Hier war etwas Anderes und Neues. Ich darf es nicht darlegen, wie Goethe sich von 1806—15 verhielt: es ist ja gar kein Zweifel, daß er an dem Zorne und der Erhebung der preußisch-deutschen Patrioten nicht, aber auch gar nicht teilgenommen hat; daß auch sein Herz beim Sturze unserer alten Staaten nicht geblutet hat, daß er da nur persönlich, kulturell, weltbürgerlich empfand; daß er sein Lebtage, auch wenn er dann und wann den Mangel eines deutschen Staates als Mangel beklagte, doch in der Wirklichkeit lebte, die ihn umgab, und niemals in der Sehnsucht des Einheitsstrebens, daß „Kultur und Barbarei," aber nicht die Staatsnationen den Gegensatz bedeuteten, der ihm wichtig war, und daß er über den politischen Nationalitätsgedanken hinwegflog in das Unermeßliche hinauf. Es ist eine vergangene Torheit, ihm das vorwerfen oder auch nur darüber klagen zu wollen: schon 1833 hat Dahlmann, der Wortführer der nachgefolgten Generation, in abschließendem Verständnis ihn begriffen, wie er sein mußte. Aber daß hier ein breiter sachlicher Spalt der Generationen klafft, ist einfach wahr. In die realistische Zukunft sahen wir Goethe hinüberspähen: in die des neuen nationalen Staates nicht. Über die Dezentralisation, die in dem zusammenwachsenden Deutschland aufrecht bleiben müßte, wenn nicht das Beste der deutschen Kultur zerdrückt werden sollte, hätte er sich mit Bismarck,

mindestens der Sache nach, verstanden. Und als den Vorarbeiter der politischen Einigung begriff den geistigen Einiger Deutschlands auch jener; jedoch die eiserne Zeit, die er heraufführte, war Goethes Zeit nicht. Daran ist nichts zu verschleiern. Das Wesen der beiden Gipfelmenschen führte uns überall von tiefverwandtem Grunde zu weitgetrennten Höhen; ihr praktisches Lebenswerk aber ist in gewissem Sinne völlig gegensätzlich, nach Bestrebung und Material und Erfolg. Der Weg „von Goethe zu Bismarck" bedeutet wirklich einen innerlichen Wandel.

Und doch, wie überall in den Personen die Gemeinsamkeit uns entgegensprang: auch dieser historische Weg der Generationen ist, trotz alledem, der Gemeinsamkeiten voll. Es führen doch überall unaustilgbare Spuren von Weimar nach Berlin und selbst nach Friedrichsruh. Sie nachzuweisen ist hier meine letzte Pflicht.

Ja, auch das ist wirklich wahr: der Geist unserer klassischen Bildung hat nicht nur in den Führern der preußischen Reform und des Befreiungskrieges Früchte staatlicher Taten getragen, er blieb an allem politischen Werke auch der Zeiten beteiligt, die sich dann langsam hinüberwandten zur derberen Wirklichkeit. Auf allen Lebensgebieten ging es sehr langsam zum Neuen hinüber; in allen bedeutenden Vorkämpfern der neuen Wirtschaft und zumal des neuen Staates wirkte die große Philosophie und dann mehr noch die große Dichtung von 1800 gestaltend und lebenschaffend mit: nicht nur die Predigt Schillers, auch der Wirklichkeitssinn und das Persönlichkeitsideal Goethes. Die haben überall die Persönlichkeiten erziehen und befruchten und stärken geholfen; auch in dem trotzig unabhängigsten von allen den Neuen, dessen Riesenkraft sich einsam in sich selber auswuchs, auch in Bismarck gehört diese Kultur — mehr wohl Goethes Poesie als Goethes Weisheit, aber sicherlich doch auch Goethes Persönlichkeitslehre, zu den stillen halbbewußten Kräften der Tiefe, zu denen die seelischen Wurzeln hinunterreichen und aus denen gerade der größte unserer Tatenmenschen so viele stärkende Nahrung zog. Ich denke mir, daß die Nachwelt der führenden Erscheinung Bismarcks, dem Bismarckzeitalter im charakteristischen Sinne, auf dem Felde der großen Kunst von der einen Seite her Richard Wagner und Heinrich von Treitschke, von der andern her unsere großen Realisten als

historische Verwandte, als Träger der gleichen Lebensfarbe zuordnen wird, von Adolf Menzel über Leibl bis hinüber zu Uhde, zu Max Liebermann und Leopold von Kalckreuth. Aber Bismarck selber und seine Mitstreiter haben bewußt und persönlich vielmehr zu den Lehrern ihrer Jugend geschworen, zu Beethoven und Goethe-Schiller. Kontinuierlich wallt der Lebensstrom von jenen zu ihnen weiter: wir wissen, er kann nicht abgeteilt und zerschnitten werden; wir spüren den Wandel der Epochen und suchen sie in ihrer Besonderheit zu fassen, wir müssen es tun; aber wir töten das Lebendige, wenn wir jemals vergessen, daß es über die Grenzen dieser Epochen immer herüber- und hinüberrinnt und schließlich alles Leben untrennbar in Eins gehört.

Daß es Epochen und Gegensätze gibt, haben wir dann ja freilich selbst erlebt. Weimar hat mitgeholfen, in jedem Sinne, an Kaiser und Reich; dann aber brach die natürliche Einseitigkeit der neuen Zeit rauher hervor; sie hat sich in Wirtschaft und Macht gewaltig und gewaltsam entfaltet und ausgelebt; die Weihe der großen Kultur schien zu erkalten. Wir stehen heute in der Gegenströmung auch gegen diese Einseitigkeit. Wir spüren mit Schmerz und Schrecken die Verluste, die der Gewinn unseres Stärker- und Reicherwerdens mit sich geführt hat, und sehnen uns nach der Ergänzung. Wir dürfen wohl sagen: sie ist im Gange; ihr Name aber, wie immer sie weiterstrebe, heißt wiederum Goethe, und der Gegenname Bismarck. „Um Epoche in der Welt zu machen," hat jener gesagt, bedürfe es zweier Dinge: eines guten Kopfes, und einer Aufgabe, einer Gegnerschaft, um ihn zu betätigen. Und ein andermal: „Als ich 18 Jahre alt war, war Deutschland auch erst 18, da ließ sich noch etwas machen." Es ist, so dürfen wir fortfahren, das Glück, ja das Wesen des höchsten Genius, daß er immer gleich alt ist mit seiner Zeit: daß er auftritt, wo es große Dinge zu tun gibt, und deren Inbegriff wird. Das sind uns, für die zwei großen Hälften unserer neueren Entwicklung, diese beiden. Geheimnisvoll, so hat wieder Goethe es ausgesprochen, bringt die Gesamtheit eines Volkes und einer Zeit die Helden hervor, „die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen". Wir brauchen diese beiden, — man verzeihe das Glaubensbekenntnis! — wir brauchen sie alle beide: als Lehrer, im Werke der

gleichen Ausbildung, zu Zielen und in Zeiten, die neu werden: sie beide werden mitgehen. Der Generation, die heute auf der Höhe steht, hat, so möchte ich glauben, Bismarck ihr Weltbild gegeben, das politische wie das allgemeine, den ganzen Klang ihrer Weltanschauung. Aber schon in ihr, wie einst in Bismarck selber, und seither wieder wachsend und steigend in ihrer Mächtigkeit, wirken tausend Zuflüsse Goethischen Erbes mit. Noch immer, wie er 1827 schalt, sind wir Deutschen „von gestern". Wir können keinen der beiden Meister und Führer entbehren. Sie sind beide unser und beide deutsch; weder im Einen noch im Anderen allein und ihren Epochen erschöpft sich, was wir als deutsch verkünden möchten: erst in einer längeren Folge von Geschlechtern enthüllt sich ja, wie erst in der Reihe der Entwicklungsstadien des Einzelmenschen, die Individualität eines Volkes, und das große Vergangene muß sich immer wieder emporheben zum Licht. Die beiden, von denen ich sprach, stoßen einander mannigfach, ich habe die Kanten nicht abgestumpft; mögen sie in uns und unseren Kindern miteinander ringen, Stärke und Schönheit, Tat und Betrachtung sich miteinander streiten und durchdringen! Sie stoßen sich und gehören doch zusammen; und: beide sind sie lebendig. Wir fassen sie — ich habe es hier auch getan — als die Verkörperungen einer Lebensrichtung; vergessen wir daneben das Beste nicht: zu allerletzt und zu allerhöchst sind sie doch mehr: sie sind nicht Epochen und nicht Abstraktionen, sondern sie sind sie selbst.

Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist.

Denn das eigentlich Wirkliche, wirklicher als alle Typen, die wir konstruieren, ist allemal doch das lebendig Einzelmenschliche selbst. Wehe der Auffassung menschlicher Dinge, die das vergißt! Wir schauen sie selber, und das Menschlich-Große, das sie, in Abweichung und Verwandtschaft, in sich tragen, spricht körperhaft zu uns und flutet zuletzt in eins: ein ewiges Ringen und Werden und Wachsen, unerschöpflich an Kräften, unerschöpflich in Selbstbehauptung und Selbstbetätigung der Persönlichkeit, die jeden ihrer Kreise ausfüllt und über jedem doch sich selber bewahrt; das Weiterschreiten lebenslang ihnen Qual und Glück, ein Drängen,

das nie zur Ruhe kommt, schaffend und im Schaffen jeden Augenblick unbefriedigt, verschieden die Formen, die Schranken, die Tragödie, die Frucht, gleich diese Größe des Lebendigen, das uns unsterblich bleibt. Wirklichkeit, die sie waren, Unvergänglichkeit, die sie uns geworden sind: möchten sie es unserm Volke wahrhaft werden; ein jeder für sich und beide in höherer Einheit ein Born, der quillt und tränkt, ein Gebirge zugleich, das den Born zu Tale schickt und selber über unserm Tale aufragt, als ein Stolz und eine Schönheit, in den ewigen Himmel unserer Welt. Das darf der höchste Sinn sein, den der Doppelname unserer beiden Größten einem Deutschen unserer Tage bedeutet; setze der alte Zauberer von Weimar das Schlußwort seiner Briefe als ein Siegel darunter: „und so fortan"!

# Bismarck als Künstler

Nach einem Vortrag, in der Naumburgischen Kunstgesellschaft, von 1907

Von dem Künstler in Bismarck hat man gewußt, seit, kurz vor 1870, die ersten seiner vertrauten Briefe an die Öffentlichkeit gekommen waren. Doch hallten diese leiseren und feineren Klänge im Ohre der Zeitgenossen die ersten Jahrzehnte hindurch nur eben mit; die brausende Fanfare seiner Taten und Kämpfe übertönte sie lange. Man hat sie dann immer deutlicher gehört, je tiefer die zunehmende Kenntnis und die Verfeinerung des eigenen Gefühles in die Persönlichkeit des großen Kämpfers hinabführten, je näher man späterhin den aus dem Amte Geschiedenen menschlich betrachten und begreifen durfte, je weiter zuletzt seine Gestalt und seine Zeit in die Geschichte hinübergeglitten sind. Vielleicht neigt die Auffassung des nachgewachsenen Geschlechtes bereits zu einer Übertreibung, einer Überspitzung des Zarten und des Erregten, des Nervenlebens in Bismarck. Das ist in jedem Falle gewiß: das Führende in ihm war und bleibt immer die starke Einseitigkeit und die einseitige Stärke eines großen, in sich gesammelten politischen Zeitalters. So hat ihn die charakteristische Kunst seiner eigenen Tage aufgefaßt und dargestellt. Und wie hat er selber zur Kunst gestanden? Er war — das wird ihm mancher danken — weder Dilettant noch Mäzen. Er war Genießer der Kunst: d. h. der Musik und der Dichtung. Eine liebevolle Überlieferung und eine feinsinnige Analyse hat uns das innere Verhältnis, das ihn mit der Musik verband, anschaulich gemacht. Ihr vor allem neigte er sich zu, wie sein Zeitalter in Deutschland überhaupt, mit starker Anteilnahme seines gesamten Empfindungslebens. Sein eigener musikalischer Sinn war sicherlich durchgebildet; ob man von eigentlicher Kennerschaft sprechen darf, darüber mag man streiten; die Hauptsache war ihm ohne Zweifel die Befriedigung seines Gemütsbedürfnisses: er sog aus der Musik Weichheit, Frieden, vor allem aber Bewegung und Kraft, sie wirkte am stärksten, und zwar bestärkend, auf den Helden in ihm. Von frühe auf ist auch die Dichtung in vielerlei Zuflüssen in sein Innenleben eingeströmt. Da standen die Weimarer Klassiker und Shakespeare von jeher voran — von der Bibel, die ihm frühe nahetrat und etwa von 1846 an in neuem Sinne lebenslang in ihm mächtig wurde, ist hier nicht

zu sprechen. Noch vorher war die Romantik ihm nahegerückt, die heroisch schmerzliche und skeptische Lord Byrons und seiner Nachfolger, und die lyrisch-schwärmerische der Deutschen: auch aus ihr hat, in den Jahren seiner innerlichen Gärung, Bismarck mancherlei herausgenommen, dessen er bedurfte, vornehmlich doch, hier wie in der Musik, das Tiefe und das Starke; und schließlich überwand er sie fast ganz. Seine Begleiter blieben Goethe — aber doch nur, wie er gesagt hat, sieben bis acht Bände von den vierzig der Werke, und unmittelbarer Schiller und Shakespeare. Seine Empfindung war auch durch das Zartere hindurchgegangen und von ihm befriedigt und bereichert worden. Aber dann wählte er aus, stets nach den Geboten seiner Entwickelung, weit mehr nach praktischen als nach künstlerischen Geboten, und schob auch die Weisheit und Beschaulichkeit Goethes, dessen Wirklichkeitssinn ihm so verwandt war, hinter die beiden Dramatiker zurück, deren Temperamente er sich näher fühlte, und die ihm von der Menschheit großen Gegenständen, von den Gegenständen seines eigenen politischen Lebens erzählten. Noch auf dem letzten Blatt der „Gedanken und Erinnerungen" steht ein Zorneswort des Shakespearischen Coriolan wider den Parteigeist. Bismarck suchte in der Dichtung wie in aller Kunst (ich könnte hinzusetzen: wie im wesentlichen auch in seiner Religion) Ausdruck und Nährstoff für sein Ich und seinen Kampf. Das alles mußte ihm dienen, es war ihm Mittel und nicht Zweck. Er zog das heraus und an sich, was er verwenden konnte. Zu einem nachgiebig einlebenden, beschaulichen Genusse war er, auf die Dauer, zu stark.

Aber diese Haltung des Gewaltigen zur Kunst sollte hier nur angedeutet werden. Sie bildet nur den Hintergrund für das Größere, worauf ich hier ausgehe. Es handelt sich nicht um den Genießer der Kunst und den Einfluß, den sie auf ihn geübt haben kann; sondern — in vorläufiger, Vielfältiges kurz zusammenfassender Betrachtung — um den Künstler, der in ihm selber war. Ich sprach davon, daß man diesem längst nachgespürt hat. Und Eines drängt sich ja bereits ganz äußerlich auf: in langer, unablässig wachsender Bändereihe stehen die Erzeugnisse seines Wortes und seiner Feder da. Bismarck ist Schriftsteller und Redner gewesen: man hat es oft gesagt, daß er zu den Klassikern deutschen Schrift-

tums gehört. Aber war er, wenn er sprach und schrieb, wirklich auch Künstler?

Am wenigsten ist er es, im unmittelbaren Sinne, als Redner gewesen. Seine Reden waren unvergleichlich eindrucksvoll: aber nicht als Erzeugnisse bewußter Kunst. Die hat am ehesten in seinen Anfängen an ihnen mitgearbeitet. Der Abgeordnete von Bismarck, in den Jahren 1847—52, hat den Blick am meisten durch die furchtlose und verblüffende Energie auf sich gezogen, mit der er allen herrschenden Urteilen und Neigungen der Zeit entgegentrat; er tat es mit blitzenden und geistreichen Worten, und seine Epigramme waren schon damals meisterhaft geformt. Er bereitete diese früheren Reden sorgfältig vor; seine Entwürfe gingen bis in das einzelne des Ausdrucks hinein, und der Aufbau war sicher und überlegt. Später ist er im Sachlichen unablässig aufgestiegen, höher und höher, bis zu den Bergen großen Herrschertums, aber den künstlerischen Bau hat er immer stärker vernachlässigt. Den Stoff ließ er sich von seinen Beamten genau durcharbeiten und zurechtlegen; was er sagen wollte, erwog er tagelang zuvor in angespannter seelischer Sammlung. Zumal die großen Auslandsreden, bei denen sich an das entscheidende Wort eine weite Verantwortung heften konnte, waren alles andere eher als Kinder des Augenblicks; auch die innerpolitischen Reden waren im Sachlichen genau vorbereitet. Auch die Schlagworte, die dann die Welt durchhallten, waren es wohl oft; die eigentliche Form war es nicht. Dazu fehlte dem Minister, dem Kanzler nicht nur die Zeit; er wollte grundsätzlich nichts von der „Beredsamkeit" wissen, der er ja vorwarf, sie sei nutzlos und lediglich schädlich. Die Hauptsachen baute er auch jetzt noch in vollkommener Klarheit auf: wie wundervoll luftig und weit, wie wohlgegliedert und wie mächtig im Ausdruck ist noch die letzte und bedeutendste seiner europäischen Reden, die große Rede vom 6. Februar 1888 mit ihrem majestätischen Überblick über die Weltlage und über die diplomatische Geschichte seiner ganzen Epoche. Aber die Form ließ er sich bilden, wie sie eben mochte. Man weiß, wie er sprach, mit ringendem Körper, mühselig, nervös, schleppend, herausstoßend; dazwischen dann wieder, wie der Augenblick es ihm brachte, prachtvolle Sätze, die von selber hervorquollen; sie schlugen durch, und

die Polemik seiner Antworten war von blitzender Kraft. Aber dazwischen Abschweifungen und Ausbrüche, Ausbrüche des Zornes und der Persönlichkeit. Seine Persönlichkeit war von der Sache unabtrennbar geworden, für Freund und Feind, auch für ihn selbst; so sprach der alte Reichskanzler so manchmal von sich selbst, von seinem Leben, seinen Erfahrungen, seinen Gefühlen, seinen Feinden. Es waren Monologe von ganz außerordentlicher Art: ein packendes Schauspiel, ein lebendes Drama; ein gewolltes Kunstwerk war es nicht. Die Sätze kamen zerhackt heraus, nicht selten als Anakoluthe: daran lag ihm gar nichts. Die Wirkung war und bleibt, auch im Sprachlichen, groß. Die gelesene Rede ist immer Bismarckisch: d. h. kraftvoll, mitreißend, im Einzelnen Ausdruck und Wortklang von ganz persönlicher und starker Form, schlagend und schöpferisch, klassisch die lange Reihe der geprägten, gemeißelten Sätze, die volkstümlich wurden und bis heute weiterhallten und weiterkämpften. Das Ganze wird stets zusammengehalten durch die Wucht des politischen Willens, die Sicherheit und Fülle der politischen Gedanken: diese Reden wollten nichts sein als Mittel, nichts als der Ausdruck jenes Willens, ihre Sprache nur der zwanglose Ausdruck der Persönlichkeit, die durch sie wirkte. Gerade dadurch haben sie eine eigene Art moderner, realistischer, sachlicher Beredsamkeit vertreten und fast geschaffen, die dem Zeitalter Bismarcks und ihm selber entspricht: alles nur auf das Ziel gerichtet, die Hauptsache der Mann, dem dieses rednerische Gewand das natürliche war, und der gewaltige Ernst der Taten, die diese Worte bedeuteten. Bismarck stand in ihnen vor seinen Zeitgenossen und steht in ihnen vor der Nachwelt: großartig und immer neu; es sind Handlungen und es sind absichtslose Selbstbildnisse zugleich; das macht sie unvergeßlich und unvergleichlich. Aber alle Kunst wich hier wirklich weit hinter den praktischen Zweck zurück; das Gegenteil wäre ihm Unwahrhaftigkeit und Eitelkeit gewesen. Literarisch angesehen, sind alle diese seine Reden Improvisationen.

Ebenso mag man die „Gedanken und Erinnerungen" nennen, Bismarcks einziges, im eigentlichen Sinne literarisches Werk. Man weiß, wie sie entstanden sind, als ein Erzeugnis der kummerschweren Jahre nach 1890, dem einsam und tatenlos Gewordenen durch die Seinen abgerungen, in Vorbereitung und Disposition

von seiner Umgebung, von Lothar Bucher mitbestimmt. Bucher sammelt und fragt, Bismarck antwortet und erzählt, der andere stellt die Äußerungen zusammen, und mancher Abschnitt zeigt alle Spuren dieser zufälligen und schrittweisen, stückweisen Entstehung. Der Fürst hat dann das Aufgeschriebene durchgearbeitet und weitergestaltet, und schließlich entstand das Werk, dessen Hauptteile wir besitzen. Der Inhalt ist durchaus mächtig: ihn zu entwickeln ist hier nicht der Ort. Die gewaltige Persönlichkeit, wie sie lebenslang war, wie sie dachte und wie sie lehrt, und daneben die Tragik ihres Alters erfüllen ihn mit stärkster Eindruckskraft; es ist eines der großen Bücher unserer Literatur. Aber ein Kunstwerk ist es nicht. Mindestens nicht als Ganzes. Es denkt gar nicht daran, ein Ganzes sein zu wollen; es setzt sich gar nicht das Ziel, Persönlichkeit und Zeit entwickelnd aufzubauen; es verfolgt keine wissenschaftlich einheitliche, keine ästhetisch einheitliche Absicht, es erstrebt als Ganzes keine feste Form, seine Absicht ist politische Wirkung, die Art seiner Entstehung macht es zersplittert und ungleichmäßig. Im einzelnen freilich schafft eine künstlerische Hand. Eine Anzahl von Kapiteln ist in sich wohlaufgebaut, eine Anzahl von Darstellungen ist meisterhaft. Da sind die Einzelauftritte, wie das Gespräch zu Babelsberg, der Weinkrampf zu Nikolsburg, die Entstehung der Emser Depesche und manche sonst. Da ist das wundervolle Bildnis Kaiser Wilhelms I.: die Eigenart seines „alten Herrn" aus lauter Einzelzügen, ohne jede Glättung, wahrhaftig und herbe, zusammengesetzt, ganz realistisch und doch ganz ohne Kleinlichkeit, vielfältig und doch einheitlich, bei rückhaltlos kritischem Urteil von lebensvollem und im Grunde liebevollem Verständnis, anschaulich und tief, ein Meisterstück moderner Porträtkunst. Da ist eine Fülle einzelner Skizzen, geistreich, knapp, schlagend wie Lenbachsche Kohlezeichnungen. Da sind Einzelhergänge, Einzelbilder, rasch und scharf und unvergeßbar eingerissen: wie er es wagt, die Kaiserin in den achtziger Jahren um eine schonendere politische Behandlung ihres Gemahls und seiner Gesundheit zu ersuchen, und wie diese Inkorrektheit wirkt. „Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehn wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebte sich zu einem Feuer, wie ich es

weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehn und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmanne erfuhr, gesagt: unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig." Hier reicht, in der Freude dieser Beobachtung wie in der Virtuosität der Darstellung, der Künstler dem Kämpfer die Hand; hier lebt alles, und die Form ist unübertrefflich: ganz knapp, schlagkräftig, greifbar; die Sprache schmiegt sich der Sache wundervoll an. So charakterisiert er seinen Feind Harry Arnim: alles sarkastisch, hart, trocken, kurz wie ein Degenstoß. Er meißelt Epigramme, boshafte und großartige. Er sieht alle Dinge und macht sie anschaulich: wie lebt das Mahl der Paladine vom 13. Juli 1870, die schwüle Spannung der Stunde, jedes Wort der beiden Generäle! Er drängt die großen Entscheidungen gern in einen dramatisch geschauten und geschilderten Augenblick zusammen, er stellt alles Persönliche in voller Körperlichkeit hin, er sieht die Dinge, das Allgemeine, am liebsten in der Gestalt von Personen, nie abstrakt, nie theoretisch, stets individuell, in menschlichen Beweggründen, am liebsten eben im einzelnen Menschen. In alledem decken sich Form und Inhalt wundervoll; der Erzähler Bismarck handelt ohne Zweifel als Künstler.

Doch die eigentlich bedeutenden Stücke in den „Gedanken und Erinnerungen" sind die Gedanken: die großen politischen Abhandlungen und die reichlich, für die Einheitlichkeit des Ganzen ohne Zweifel allzureichlich eingestreuten, politischen Briefe. Es sind die Briefe an den Kaiser, an Leopold Gerlach, an Roon, Briefe aus vier Jahrzehnten seines staatsmännischen Lebens. Es sind die Abhandlungen aus den neunziger Jahren zur inneren Politik, über Absolutismus, Wahlrecht, Parteien, Beamtentum, das Sonderkapitel über Dynastien und Stämme als die Grundkraft des inneren deutschen Staatslebens, die Kapitel über die auswärtige preußische Politik in den Menschenaltern vor 1862, über das Verhältnis zu Rußland, zu Österreich, und so fort: beides zusammen, und diese letzten zumal, Stücke einer großen und einheitlichen Staatsmannslehre. Manches ist eingesprengt hier und da, das Wertvollste steht in starker, auch formaler Selbständigkeit für sich, alles ist in sich klar und durchsichtig, auch hier alles greifbar und anschaulich, aber hier zugleich alles völlig ge-

schlossen auch in der Form, in der Anordnung. Darin verdrängt den Plauderer, den Erzähler, den Virtuosen der Staatsmann, der bei seiner Arbeit ist. Und da erst wird er, auch literarisch, in hohem Sinne Künstler.

Staatsschriften aber von Bismarcks Hand, politische Denkschriften, besitzen wir von den fünfziger Jahren ab, bis in jene Abhandlungen der „Gedanken und Erinnerungen" hinein, in gewaltiger Reihe. Auch die Zeitungstätigkeit des großen Journalisten gehört hierzu, als der er früh, noch vor 1848, begonnen hat, als der er in den Revolutionsjahren, in den Spalten der Kreuzzeitung, zur Macht aufstieg, als der er zuletzt, in den Hamburger Nachrichten, endete. Tagesaufsätze, politische Briefe, große Denkschriften: sie alle bilden eine literarische Einheit; und sie alle besitzen literarische Form. Wir wissen einigermaßen, wie diese Denkschriften entstanden: in mühselig bessernder Arbeit. In früheren Tagen hat er wohl selber Entwürfe gemacht und durchgeackert; in späteren mußten, nach seinen Weisungen, seine Mitarbeiter sie aufsetzen, die Geheimen Räte, die Sekretäre, die Söhne, und er selber prüfte sie wieder und wieder, strich und veränderte, faßte zusammen und feilte bis ins kleinste hinein, so daß das Endergebnis doch Bismarckischer Inhalt in Bismarckischer Form war. Wenn er in den späteren Jahrzehnten, zu Friedrichsruh oder Varzin, seinen getreuen Mitarbeitern diktierte, so war der Hergang von anderer Art: dann quollen ihm Gedanken und Form, in stundenlanger unabgebrochener Arbeit, im Wechsel von stockendem Suchen und blitzschnellem Ausströmen, im ganzen völlig sicher, völlig einheitlich aus der Seele hervor, ganz ohne Nachbesserung, alles von klarstem Zusammenhange, das ausgereifte Ergebnis langer innerlicher Vorbereitung und unbedingter, schlagfertiger Beherrschung des Augenblicks. Wo er in den Jahren der Meisterschaft selber Denkschriften aufsetzte, ist es wohl auch nicht ohne Entwürfe oder Besserungen abgegangen; die wichtigsten seiner politischen Briefe aber, wie wir sie aus den Zeiten seiner Frankfurter, Petersburger, Pariser Gesandtschaften vor uns haben, kann er, auch wenn sie sich zu Abhandlungen auswuchsen, der Hauptsache nach wenigstens, schwerlich erst in Konzepten entworfen und durchgearbeitet haben. Er hat damals unendlich viel

geschrieben; wie dicht ist die Reihe seiner politischen Briefe insbesondere aus Frankfurt am Main! Der Landedelmann Bismarck hat sich da, in ergreifendem Fleiße, dazu bequemt, stunden- und tagelang, den „meilenlangen Tintenfaden in Gestalt dieser Schnörkel" geduldig über das Papier zu ziehen, den man Handschrift nennt. Und welche Handschrift! Die Zeilen hoch, steil, enggedrängt, gewaltig, von einer Wucht, die eine ungeduldig vorwärtsdrängende, mächtig zusammengehaltene Kraft zu spiegeln scheint, alles gebändigt, aber wie aufgereiht zum Sturme, in den dichten tiefen Kolonnen der alten Taktik, das merkwürdig genaue Bild des Schreibenden selbst. Manche, die seinesgleichen sind, Friedrich II., Cavour, Napoleon, selbst Martin Luther, enttäuschen durch den Mangel an Monumentalität in ihrer Schrift: bei Bismarck ist sie völlig lapidar. Und literarisch sind sie wundervoll, diese Staatsbriefe, diese Staatsschriften. Wie werden da Menschen und Verhältnisse geschildert, gewürdigt, in ihren Voraussetzungen, ihren Notwendigkeiten mit politischem Verständnisse begriffen, geradezu aufgebaut und oft genug dann wieder, durch politische Gegnerschaft, in Scherben geschlagen; wie werden Ereignisse und werden Pläne begründet und dargelegt, klar und fest, Gedanke und Ausdruck ganz ausgereift, ganz vollendet, kein Wort zuviel oder zuwenig, alles beseelt von einer starken und geschmeidigen, unwiderstehlich zur Tat hindrängenden Persönlichkeit. Über allem Spiele von Geist, Witz und Bosheit, die sich ihrer selber zwanglos freuen, über einer biegsam suveränen Dialektik waltet in eherner Sicherheit die Einheitlichkeit des Zwecks: alles führt auf die Folgerungen hin, mit innerlicher Entschlossenheit; da ist alles Logik, Tatsächlichkeit, zwingender Wille. Es sind Meisterwerke darunter, die zu den vornehmsten der politischen Literatur aller Zeiten gehören; man denke der Briefe an den General von Gerlach, in denen die Pflichtlehre des fertiggewordenen jungen Meisters der Staatsmannschaft sich zum ersten Male so großartig allen Launen, allen Stimmungen, allen Doktrinen entgegenstellt; oder der Zusammenfassungen am Ende der Frankfurter Zeit, der großen Denkschriften, die das Programm seiner deutschen Politik aufrollen, einheitlich nach Sinn und Form, in Macht und Stolz und siegreicher Sicherheit des Willens

von so erhabener Schwungkraft, wie nur ein Akt Shakespeares zu sein vermag. Man liest diese großen Berichte, deren einer durch die Empfänger in Berlin den Namen des Prachtberichtes, ein anderer den des kleinen Buches des Herrn von Bismarck erhielt, über den Eindruck der Lehre und der werdenden Taten hinaus, mit höchstem, ästhetischem Genuß. Und da ist es nicht nur die Geschlossenheit des Ganzen, die so wirkt, auch die Einzelform ist von spezifisch Bismarckischer Art. Man getraut sich den Verfasser fast überall herauszukennen, herauszuhören, er hat seine Sprache ganz für sich. Man müßte ihren Aufstieg mit genauer und eindringlicher Analyse verfolgen, von den Briefen und Aufsätzen seiner Jünglingsjahre an bis zu der sachlichen Höhe dieser Denkschriften. Die Klaue des Löwen zeigt sie von Anfang an, und manche seiner früheren Äußerungen enthalten schon den ganzen Bismarck auch in der Form. Die volle Reife, die alles Nebenwerk abstreift und das vollendete Erzbild in klassischer Strenge herausarbeitet, wird man doch wohl erst in diesen Frankfurter Jahren finden. Die allgemeinen Züge des reifen Bismarckstiles hat man oft herausgehoben. Er ist rein sachlich und nüchtern, ohne die Fähigkeit zur Phrase, mit einer Abneigung gegen Allgemeinheiten, gegen Blüten, gegen Superlative: nicht nur aus politischen oder sittlichen Gründen hat Bismarck aus den Druckfahnen von Sybels Reichsgründung jedes emphatischere Lob, das der auch schon keineswegs pathetische Historiker ihm gespendet hatte, unbarmherzig herausgestrichen, sondern zugleich aus Gründen des Geschmacks. Bei ihm selber gibt es nur Muskeln und kein Fett; jeder Ausdruck ist plastisch, angeschaut, durchgefühlt, die Bilder sind erlebt, zum guten Teile neu erschaffen; es ist zusammengestellt worden, ein wie großer Teil davon aus seinem eigensten Lebensgebiete, aus der Landwirtschaft, aus der Naturbeobachtung stammt. Sein Stil ist einfach, natürlich, absichtslos; er geht vom Geschäftsstile aus. In den ersten Zeiten des jungen Gesandten — A. v. Brauer hat lehrreich darauf hingewiesen — begegnet noch einiges, das unmittelbar aus dem Aktendeutsch herkam; das verschwand später ganz, es ist auch keine Spur von Staub an Bismarcks Ausdrucksweise haften geblieben. Aber den Geschäftsmann hört man durch; ich habe das

Wort Goethes auf ihn anwenden zu dürfen gemeint: diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. Der Praktiker, nicht der Schriftsteller beherrscht Bismarcks Deutsch: aber ein Praktiker, dessen Ursprünglichkeit und Größe auch den Ausdruck schöpferisch gestaltet. Es ist ein eigener Rhythmus in Bismarckischen Sätzen, ein Klang von Männlichkeit und Mächtigkeit, eine merkwürdige Wucht insbesondere der Relativsätze, wie nur er sie hat: der philologisch-ästhetischen Bestimmung scheinen mir diese Dinge noch zu harren, das Ohr des mit Bismarckischen Schriftstücken Vertrauten glaubt sie mit Sicherheit aufzufassen. Daß Bismarck selber für den Sprachklang das feinste Ohr hatte, daß er seine Sätze innerlich hörte und jede „Kakophonie" ihn stieß, ist durch den vertrauten Mitarbeiter, dessen Urteil ich soeben schon heranzog, beobachtet und bezeugt. Ein Sprachhistoriker hat Luther, Goethe und Bismarck als die drei deutschen Prosaiker bezeichnet; ein Stil für sich, und ein klassischer, ist Bismarcks Stil gewiß. Absichtlich kann man daran nur eines nennen: die Ablehnung aller Absichtlichkeit, die unbedingte Sachlichkeit des Ausdrucks. Alles Übrige war wohl unwillkürlich, aber es war ihm nicht unbewußt: ohne Zweifel: h i n t e r dem schreibenden Staatsmanne zum mindesten stand in Bismarck ein Schriftsteller, man muß doch sagen, mochte er es wollen oder nicht: ein Künstler.

Ganz spürbar ist dieser längst in dem Briefschreiber Bismarck gewesen. Er hat in einer bekannten Äußerung von 1845 davor gewarnt, zum Briefeschreiben einen „geistigen Sonntagsrock" anzuziehen; in ihrer „ungenierten" Unmittelbarkeit ruht der Zauber seiner eigentlich persönlichen Briefe. Auch seine großen politischen Briefwechsel haben, wo es irgend anging, ein gut Stück plaudernder Unmittelbarkeit bewahrt, aber sie gehören doch zu den Staatsschriften hinüber. Die ganz persönlichen, in denen er seine Seele zwanglos ausströmen läßt, stehen für sich. Daß sie zu den ersten Meisterwerken ihrer Art in unserer Literatur gehören, weiß alle Welt; und hier ist, in aller ihrer Absichtslosigkeit, das Kunstwerk ganz greifbar: es sind Kunstwerke der Stimmung, der Empfindung, des Ausdrucks. Auch hier beginnt die Reihe früh und steigt sie auf: zu immer größerer Freiheit und Reinheit

und Tiefe des Tons. Auffallend frisch und plastisch sind schon die Briefe des Schülers; in ihnen, in den Studentenbriefen, kann man von einem Zuge von Absicht sprechen, von burschikoser Renommisterei; ganz monumental ist der Brief von 1838, der den Übergang aus dem Staatsdienste in das Landleben begründet; dann folgten die Jahre der seelischen Vertiefung, der literarischen Einflüsse; seit 1844 aber sprach er zu seiner Schwester Malwine, seiner „geliebten Malle". Diese Jugendbriefe des Bruders behalten ihren unsterblichen Reiz; der Briefschreiber Bismarck ist in ihnen ganz fertig und ganz frei. Ich darf die Karrikaturen seiner Norderneyer Schilderungen von 1844 hier nicht abdrucken; nur an den Ton erinnere die eine vom alten Grafen Beust: „ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie ein Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte." Es ist der Ton des Kavaliers, den auch der Redner, den vornehmlich der Journalist der nachfolgenden Jahre immer von neuem mit sprühend geistreicher Bosheit gehandhabt hat. Es ist wohl etwas von literarischem Einschlage darin, man denkt hier und da an die englischen Humoristen, an Shakespeare, vielleicht auch einmal an Heine: wenn dergleichen vorliegt, so ist es doch ganz persönlich verarbeitet worden. Und die Hauptsache war wohl immer das Angeborene: aus Bismarcks Witz, aus seinen drastischen Bildern spricht doch wohl vor allem der märkische Edelmann, der norddeutsche Offizier, ganz naturwüchsig, weit mehr Überlieferung als Buch. Eine jugendliche Freude am eigenen geschliffenen Witz, an der Virtuosität dieser hechelnden Plauderei, ein Hauch von Koketterie ist unverkennbar: etwas davon kehrte in Bismarcks Briefen an die Schwester, an die Standesgenossen noch eine Weile lang wieder. Später ist es verblaßt; am Ende des Briefwechsels mit Malwine stand eine erschütternde Klage von 1894, die Klage des Entlassenen und Vereinsamten, der über sein beraubtes Dasein und über die Zukunft seines Werkes trauert: auch da wieder in Bildern von erlebter Greisbarkeit, aber großartig und ohne jeden Rest von Absicht, das Schicksalslied des greisen Titanen, tragisch, wenn je ein Wort aus Menschenmund, und unsagbar packend, auch in der sprachlichen Form. Längst vorher aber hatte

er die gleichen Töne seiner gewaltigsten Innerlichkeit angeschlagen in seinen Briefen an die Braut und Frau, die tiefste Vertraute seines Lebens, vor der allein er den ganzen Reichtum seiner Seele enthüllte. Hier ist es mir nicht erlaubt — ich habe es für die Brautzeit in meiner „Jugend Bismarcks" versucht —, dem seelischen Inhalte dieser wunderbaren Briefe nachzugehen, mit ihrem Wechsel von Nächstem und Höchstem, von Scherz und Ernst, von spielender Plauderei und leise umbildender Erziehung, die doch ganz Liebe ist, von feinster Zartheit des starken Mannes und von überlegener Ergreifung aller sachlichen, politischen, historischen Aufgaben, die sein Leben nun an ihn heranbrachte, von religiöser Vertiefung und weltlicher Energie: das alles quillt ja in diesen Briefen mit sichtbarer Einheitlichkeit aus dem innersten Bronne seines Wesens hervor. Hier handelt es sich nur um die Form und um die Empfindung. Beides ist künstlerhaft vom ersten Briefe an; ein reicher Strom von dichterischem Gefühle und dichterischer Bildnerkraft flutet durch diese Briefe hin. Er spricht von seiner Flucht zur Landwirtschaft: „Auf diesem Beruf lag damals für mich noch der schöne blaue Dunst ferner Berge." Ist das nicht wundervoll gesagt? Der Deichhauptmann von Schönhausen erzählt der Braut vom Kampf gegen die vereiste Elbe: wie „die großen Eisfelder sich erst mit kanonenschußartigem Krachen schwerfällig in Bewegung setzen, sich aneinander zersplittern, bäumen, unter-, übereinanderschieben, sich haushoch auftürmen und mitunter Wälle quer durch die Elbe bilden, vor denen der Strom sich aufstaut, bis er sie mit Toben durchbricht. Jetzt sind sie alle im Kampfe zerbrochen, die Riesen, und das Wasser ganz dicht bedeckt mit Schollen, deren größte einige Quadratruten halten, und die es eilig mit mürrischem Klirren, wie gebrochene Ketten der freien See zuträgt." Hat je ein Dichter unvergeßlicher gemalt? Oder die Elegie seines Abschieds von dem Landgute seiner Jugendtage, Kniephof: „Auf der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen lag eine weiche, traurige Stimmung, als ich nach vielem Geschäftsverdruß gegen Sonnenuntergang meinen Abschiedsbesuch auf den Plätzen machte, die mir lieb und auf denen ich oft träumerisch und schwermütig gewesen war . . . Mein Leben rollte sich rückwärts vor mir auf, bis in

die Tage zurück, wo ich als Kind auf dieser Stelle gespielt hatte; der Regen rieselte leise durch die Büsche und ich starrte lange in das matte Abendrot, bis zum Überlaufen voll Wehmut und Reue . . ." Das ist der 32jährige Bräutigam; vier Jahre später hat der Ehemann seiner Frau den schönsten seiner Briefe geschrieben, einen der schönsten, die Menschenhand jemals schrieb, jenen Brief vom Rhein, vom 3. Juli 1851, in dem der Bekehrte auf seine glaubenslose Jugend zurück- und in die Zukunft hinausblickt: „Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wirs erleben . . ." Und wieder acht Jahre später der ringende Staatsmann, der 1859 sein preußisches Schiff in den Strudel der feindseligen österreichischen Politik sklavisch hineingerissen zu sehen fürchtet und dessen Ehrgeiz und Patriotismus sich an der Schmach dieser Vorstellung wundreibt. Da bemüht er sich, Trost zu schöpfen aus der Betrachtung, daß aller irdische Kampf ja doch nur endlich und deshalb gleichgültig sei, und er redet wie Hamlet — nur doch immer mit einem verborgenen Grundklange wie von Stahl: „Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen und das Meer bleibt . . . . Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Östreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht... Den spezifischen Patrotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los . . . ." Er wurde ihn nicht los; er blieb an den Kampf geschmiedet. Und auf der Höhe seiner Siege, im Herbst und Winter 1870, was schrieb der 55jährige aus Frankreich nach Hause? Briefe voll großer Bilder und voll tiefer Leidenschaftlichkeit auch damals, voll Zorn und voll Gläubigkeit, voll Sorge und voll scherzender Freude über die Söhne, und neben der Derbheit des Lagerlebens, deren derbste Züge er in groteskem Humore rückhaltlos bloßlegt, die alte lyrische Wehmut des Poeten, die Tragik des großen Dramas, die Menschenschilderung des Epigram-

matikers. Wie lebt der Dargestellte, der alte Thiers, und der trinkfeste Versailler Bismarck zugleich in den zwei Strichen des einen Bildchens: „Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld weil er hindert zu dem trinkbaren Stoffe zu gelangen auf den es ankommt.“ Wie hallt die Elegie von 1847 nach: „Ich entfloh heut der Plage um in der weichen, stillen Herbstluft durch Louis XIV. lange, gerade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei, Röschen eine Stunde zu galoppieren... und dem Heimweh nachzuhängen, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, mit Kindererinnerungen an geschorne Hecken die nicht mehr sind.“ Wie klingt die Anklage des Enttäuschten und des großen Kämpfers in scharfem Shakespearischen Dröhnen aus: „Wenn man zu lange Minister ist, und dabei nach Gottes Führung Erfolge hat, so fühlt man deutlich wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt....“ Und noch ein letztes, fast das schönste von allen: 1881, als der greise Kaiser, angesichts oppositioneller Reichstagswahlen, seinem Kanzler besorgt von einem düstern Traume innerer Kämpfe geschrieben hat, die Gegenerzählung Bismarcks: sein Bericht von einem tröstlichen Traume, den er selber in der wirklichen Gefahr des 1863er Konflikts geträumt habe. Die Absicht ist kluge Berufung auf Wilhelms I. Mut, auf Bismarcks erprobte Leistung. So aber ist die Form: „Mir träumte....., daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Coulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blicke auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, Preußische Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm.“

Das schrieb der Sechsundsechzigjährige. Genug der Er-

innerungen! Sie sollten, bekannt wie sie sind, das Bild dieser Briefe und ihres Verfassers, das Bild seines Wesens und seiner Sprache, an dieser Stelle greifbar emporrufen. Welch inneres Leben! Zugleich welche Abstimmung des Wortes, je nach dem Ohre des jeweiligen Unterredners! Der Politiker wie der Plauderer Bismarck hat sich stets dem aufs feinste angepaßt, zu dem er sprach. Aber vor allem: welch ein Dichter! Bilder, großartig und zart, die feinsten Töne, die feinsten Schattierungen, alles in unerschöpflichem Reichtum; stets, für jegliches Ding, für jegliche Stimmung, der eigentlichste Ausdruck — er suchte ihn, so haben die Ausländer bezeugt, sogar im Französischen und Englischen und fand ihn auch dort. Ein Ausdruck von sicherster Abstufung; dabei in allem Reichtum ganz einfach. Niemand hat den Eindruck von Literatur; wohl ruht die Feinheit einer vollkommenen literarischen Bildung in Ohr und Hand dieses Briefschreibers: aber sein Empfinden und dessen Ausdruck sind nicht literarisch, und nirgends begegnet eine Spur von ästhetischer Absichtlichkeit. Wie er es früh gefordert hatte: er schreibt Briefe, ganz briefliche Briefe, und strömt in der Form, die ihm von selber kommt, die Seele der Stunde aus: er dichtet. Die Bilder gestalten sich ihm, die Worte prägen sich ihm, mühelos, ungesucht, mit unübertrefflicher Klarheit und Sicherheit, tief und klangvoll wie auf den Höhen seiner Reden. Der zarten wie der starken Stimmung, beiden gibt er sich zwanglos hin, jede gewinnt ihr eigenes Kleid, und seine schöpferische Kraft quillt immer neu. Ich habe ihn 1893 plaudern hören: klassische Sätze, wie in Erz gegossen, wie in Stein zu graben, Epigramme und Weisheiten, von knappster und stärkster Form. Aber auch sie waren ganz aus dem Augenblick geboren: er brachte sie achtlos, fast wegwerfend heraus, er sprach sie lässig, ohne eine Spur von Effekt, körperlich fast mühsam, ganz ohne Glanz, so geschliffen sie selber waren. Geist und Form gestalteten sich ihm im Gespräche aus dem ungewollten Triebe seiner Künstlerschaft heraus: so, offenbar, geschah es ihm auch im Briefe.

Auch seine Gespräche — sie reihen sich als letztes seinen übrigen Äußerungen an — besitzen wir ja in fast unübersehbarer Fülle, und Bismarck ist uns seit langem auch hierin neben die drei anderen Größten unserer neueren Geschichte getreten: Goethe,

Friedrich und Luther. Auch er umfaßte plaudernd Nahes und Fernes, Alltägliches und Erhabenes, in unabläſſiger Produktivität, mit hinreißender Anmut und packender Größe. Gelegentlich auch da welche Worte! Er erzählte einem Geiſtlichen von dem einen großen Entſchluſſe ſeines Lebens, dem Friedensentſchluſſe mitten auf der Höhe des 66er Sieges. Er habe den Bericht von Oberſten, die ihm begegneten, wonach die Cholera ſich bei ihren Truppen ausbreite, als Wink genommen. Und was kann der Menſch mehr tun, als ſolchen Winken der Lage gehorchen? Machen laſſen ſich die Dinge nicht; abwarten, bis der Schritt Gottes durch die Ereigniſſe hallt, dann vorſpringen und den Zipfel ſeines Mantels faſſen, das iſt alles, was einer vermag. Wieder ein heroiſches Bild; man denkt an Dante und Michelangelo. Ich habe vorher auf Shakeſpeare gewieſen. Aber es iſt überall Bismarck. Er ſtand auf den Höhen dieſer Gewaltigſten. Er tat es in ſeinem ganzen großen Menſchentume, in der Macht ſeiner Taten, ſeines Willens, ſeiner ſeeliſchen Gegenſätze und Kräfte. Er tat es auch in der Art ſeiner Äußerung. Er wollte damit nichts: dieſe Gedichte waren ihm aus der Stimmung aufgeſtiegen, in Stimmung getaucht, und ſie mochten Stimmung erzeugen, bei den Unterrednern, deren Wirt er war, bei den Korreſpondenten, mit denen er lebte, vor allem bei ihm ſelbſt. Aber es war die Formung eines großen Künſtlers. In dieſen Dingen war er es wiederum; und ſie kam heraus aus einer fein, zart, empfindlich fühlenden Seele, der jeder Hauch die Waſſerfläche kräuſelte — einer Seele, die, bei aller feſten großen Einfachheit und Männlichkeit ſeines Weſens, bei aller Zielbewußtheit ſeines praktiſchen Wollens, dennoch zu gleicher Zeit, an Eindrucks- und Ausdrucksfähigkeit, die Seele eines Künſtlers war. Deshalb war er ja auch ſo verwundbar. Wie blickt aus den Anklagen der „Gedanken und Erinnerungen“ die Fülle der Narben heraus, die ſeine Bruſt trug, voll unvergeſſener Schmerzen, in denen er grollend, faſt möchte man ſagen, ſchwelgte. Wie hat er mit ſeinem Leben, ſeiner Aufgabe, ſeinen Erfolgen, ſeinem Herrſcher, ſeiner Welt gehadert. Als ihm in dem erregten Winter von 1881 aus der Linken des Reichstages eine Beleidigung entgegenflog, ſprang er körperlich drohend auf die Gegner los; auch im politiſchen Kampfe zuckte und kochte es in ihm, ein Be-

obachter im Parlamente nannte ihn ein Nervenbündel. Wie wohl fast alle die ganz großen schaffenden Menschen aller Zeiten, hat er, bei aller zerschmetternden Kraft, unter seiner eigenen Erregbarkeit schmerzhaft gelitten. Ich habe ihren Ursprüngen, ihrer Ausbildung an dieser Stelle nicht biographisch nachzuforschen; genug, sie war in ihm, und sie war die eine Seite seines innersten persönlichen Wesens. Die Briefe spiegeln das überall. Und doch — das muß sofort hinzugefügt werden! — war es in ihm eine Mischung von besonderer Art, und von den Künstlern, an denen wir sie besonders kennen, wich diese Künstlererregbarkeit der Bismarckischen Seele zugleich erheblich ab. Wir denken an Torquato Tasso, als das Urbild des Künstlernaturells, in des Künstlers Goethe eigenstem Künstlerdrama; oder an Anselm Feuerbachs unendlich charakteristische Briefe, in denen so viel Tasso steckt; oder an Richard Wagners schönste Briefe, die Briefe an Mathilde Wesendonck. Bei Bismarck ist die Reizbarkeit so künstlerhaft wie nur möglich; und doch ist alles anders. Es ist mächtiger und schlichter zugleich; immer dröhnt eben doch durch alle Feinheit der Empfindung und der Nuance der eherne Schritt des Gewaltigen hindurch, der die Taten sucht. Vor allem — das behaupte und betone ich angesichts eines unlängst unternommenen, feinen und überfeinen Versuches, Bismarck novellistisch-psychologisch zu zeranalysieren, wobei das Elementare, die große Einheitlichkeit und Einfachheit der Kraft schließlich dem Nervösen, dem ruhelos Unbefriedigten gegenüber allzukurz kommt und die Beleuchtung des Ganzen sich ungewollt verrückt: vor allem, es gibt bei Bismarck keine Selbstzergliederung und keine Selbstbespiegelung, wie sie dem Künstler, wie sie Richard Wagner so naheliegt; es ist nicht derselbe Regenbogen zuckender Stimmungen, sie sind bei Bismarck menschlich einfacher, ursprünglicher; bei aller Weichheit kein Hauch von Sentimentalität und insbesondere kein Hauch empfindlicher Eitelkeit. Er ist doch noch ungleich monumentaler als selbst der größte Zeitgenosse und historische Begleiter, den er besessen hat, der einzige auf geistigem Gebiete, der mit ihm — ich denke: nach ihm — für die deutsche Epoche des Menschenalters nach 1845 bezeichnend ist, als Wagner. Er will auch nichts von der Form, soviel sie ihm darreicht: er sucht sie nicht. Nur einer hält immer

wieder den Vergleich mit ihm völlig aus und ruft den Vergleich immer wieder empor: Goethe; das sind ja die zwei höchsten Gipfel, die zwei vollendetsten Gestaltungen zweier Zeitalter deutschen Menschentums, die beiden höchsten Namen für die Gesamtheit unserer neueren deutschen Welt. Auch Goethe, man weiß es, hat bis in das hohe Alter hinein mit verwundbarer Künstlerseele über den Widerstand der stumpfen Welt und die Schmerzen des Genius geklagt. Aber natürlich, er war der Humanist; er wollte Gleichgewicht und Abrundung — so oft auch der Feuerstrom auch seines Inneren die Ruhe durchbrach und zerriß. Er war in beiderlei Sinne der ganze Künstler: in der höchstgesteigerten Erregbarkeit zuerst, in dem höchstentwickelten Streben sodann, alle widerspenstigen Gefühle letztlich doch zu ordnen, auszugleichen, zu bezwingen. Bismarck hat nach dieser Harmonie niemals auch nur gestrebt. Beides war anders in ihm: jene Erregbarkeit nie so das Herrschende, wie sie es bei dem aufsteigenden Künstler sein darf und muß; aber auch der Ausgleich niemals eigentliches Bedürfnis. Er wußte instinktiv, daß die Harmonie der Seelenkräfte diejenigen Kräfte in ihm gelähmt haben würde, die er für seinen Beruf, für seinen Kampf ungehemmt und ungebrochen brauchte. Ihm blieb, über alle Empfindlichkeit der Organe hinweg, und im Gegensatze zu dem Ideale der Persönlichkeit als Kunstwerk, das Handeln, das Wollen, die Tat immer Kern und Ziel; über aller Zartheit und aller Zusammengesetztheit war er von elementarer Einheit der wollenden Kraft. Und deshalb war das Künstlerische in ihm doch immer nur etwas Mitwirkendes und niemals ein Herrschendes.

Man kann die Frage stellen — der Vergleich mit Goethe legt sie nahe — wieweit dennoch auch Bismarcks Leben zum Kunstwerke geworden sei. Ich streife die Antwort hier nur: der künstlerisch betrachtende Sinn wird in diesem Lebensgange eine starke Gliederung, einen Aufstieg, eine wundervolle doppelte Gipfelung in den sechziger und achtziger Jahren, ein Gleichmaß von empor und nieder, einen starken, dramatischen Rhythmus beobachten; Bismarcks Leben und vollends seine Persönlichkeit wird die künstlerische Anschauung auf sich ziehen und sie belohnen wie selten ein großes Menschenwesen. Bismarck gemahnt in seiner

germanisch-regellosen Lebensfülle, trotz aller Vertiefung, die ihm die Jahrhunderte seit Shakespeare und der deutsche Mutterboden verliehen haben, den feineren Betrachter an Handlungen und Menschen des Shakespearischen Dramas. Aber Werk eines Künstlers ist bei ihm weder Lebensgang noch Person: die Grundvoraussetzung, die bewußte Formung, wie sie Goethe für sich in beidem anerkannte und übte, fällt bei Bismarck aus. In diesem innersten Sinne war er kein Künstler.

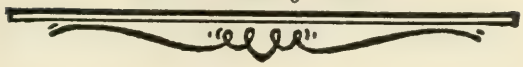
Freilich, künstlerhaft war er schließlich auch in dem einen, weiteren Sinne, in dem am Ende jede große Menschenkraft künstlerisch ist, in dem, auf allen Lebensgebieten, sicherlich dem geschäftlichen, sicherlich dem militärischen, jede schöpferische Begabung mit einem starken Tropfen künstlerischen Öles gesalbt sein muß. Die Züge, die hierfür bezeichnend sind, wären der Drang zum unablässigen, unablässig neubildenden Schaffen, Hervorbringen, Gestalten; die Sicherheit, die sich das Maß für ihr Schaffen nur aus sich selber, nicht aus der überlieferten Vorschrift, nicht aus irgendeiner Regel holt, die Macht der Intuition, des Unbewußten, die Selbstverständlichkeit des eigenen Bildens; die siegreiche Souveränität also des Schaffenden gegenüber der schwerfälligen Welt, in Freiheit, Unbesorgtheit, Lässigkeit, die mutig nur sich selber anerkennt; es wäre der Drang zur organischen Lebendigkeit des Gestaltens. Und diese Schöpfereigenschaften, diese Künstlereigenschaften hatte auch er. Das Künstlerische dieser freien Kraft, die die Regeln der Konvention sprengt, als müsse es so sein, die ihre eigenen Regeln lediglich, aber nun auch tatsächlich, aus dem Wesen der Dinge, der Aufgabe und der eigenen Art, ableitet: wie gut ist dies an Bismarcks Schaffen, an dessen Ergebnissen, an seinen größten Werken nachzuweisen, an der Gestaltung der norddeutschen Bundesverfassung und der deutschen Reichsverfassung, mit ihrer Regellosigkeit, die sich doch eng und fein an die vorhandenen Kräfte anschmiegt, mit ihrem staunenswerten innerlichen Gleichmaß und Gleichgewicht, mit der Feinheit des Ineinandergreifens aller Glieder. Seine Verfassung ist gar nicht künstlerisch nach der Regel, die er vorfand, gar nicht regelrecht-symmetrisch im Sinne der romanisch-normativen Vorschrift; sie ist unter Verachtung aller Vorbilder und Vorschriften, wenn man

will, naturalistisch, zuwegegebracht, in jener Art germanischen Schaffens, wie es Shakespeare und der lebendigste Goethe geübt haben, in freischaltender Überlegenheit, begrifflich schwer erfaßbar (wenigstens mit den Begriffen, die vor Bismarck da waren), aber selbst ein Quell neuer Begriffsbildung, weil sie selber aus dem Leben des Stoffes geschöpft war, und eben deshalb das Werk eines lebenschaffenden Künstlers. Politik, so hat ja Bismarck selber gesagt, ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Das alles ist gewiß, und man kann Wort und Begriff des Künstlertums auch auf diese Arbeit zu ihrem Teile anwenden wollen. Ja, auch von Künstlerschaft der Menschenergründung und Menschenbehandlung, von Künstlerschaft der diplomatischen Strategie und Taktik hat man wohl geredet, von der Staatskunst am Ende gar im ganzen. Indessen, von den Pfaden, die ich in diesem Aufsatz zu gehen wünschte, führt das alles hinweg; es vermag allzuleicht zu bloßen Spielereien mit Worten zu führen. Ich möchte bei dem Künstlertum im eigentlichen Sinne bleiben, dem Wesen und dem Schaffen, das zur Gestaltung des, wie auch immer verstandenen, Schönen hinstrebt oder hingelangt. Der Kern dieses eigentlichen Künstlertums ist die neuschaffende, gestaltende, auch die Form gestaltende Phantasie. Von dieser Phantasie ist auch Bismarcks Werk und Arbeit, Wesen und Ausdruck durchdrungen: von einer erhabenen Phantasie, die alles Weite und Große groß sieht und eine Welt überschaut, so wie sie ist, noch mehr, so wie er sie will, mit schöpferischer Kraft; von einer plastischen Phantasie, die alle Dinge greifbar und einzeln sieht und sie doch nie vereinzelt und nie entlebendigt; von einer freien Phantasie, die stets der Korrektheit spottete, die alles neu und eigen sah und ihm selber das Recht zusprach, zu sein wie er war. Das alles war in ihm und näherte ihn der Künstlerart. Ein Zug des Impulsiven, des Triebhaften, des unbewußten Gefühles für das Richtige, der weibliche Zug von Intuition und Instinkt war in ihm, der in dem rechten Manne ist; und Anmut war in ihm, die sich im täglichen Leben vornehm und leicht darstellte, bestrickend selbstverständlich und liebenswürdig, wo er der Wirt, der Mensch sein durfte. Das alles ist aus Bismarcks Bilde, wenn man es lebendig erfassen will, unstreichbar und unwegdenkbar.

Aber — das bleibt die Summe — gebieterisch über allem blieben stets Wille und Verstand. Er war doch Staatsmann und nicht Künstler. Die Phantasie durchdrang sein Wollen, sie bildete es und diente ihm: aber seine Zwecke, natürlich, waren Willenszwecke überall, überall Kampf und Tat. Das Künstlerische war in ihm; es war in dem scharf Bewußten unbewußt, es war in dem scharf Absichtsvollen, in dem Meister des politischen Ringens, mit seiner Gewalt, seiner List und seiner furchtbaren Klugheit, absichtslos. Er wollte es nicht besitzen; er zuckte über Friedrichs des Großen absichtsvoll ästhetische Bemühung, über seinen Stolz auf seine Dichtung, der ihm nach Eitelkeit schmeckte, ein wenig die Achseln. Dennoch durchzog es auch ihn, und es gießt den Hauch seines beseelten Lichtes und seiner eingeborenen Poesie über die schwere Arbeit, über die bittere Prosa von Bismarcks immer kämpfendem Dasein aus. Zu seinem Gesamtwesen gehört auch dies: es hängt mit den staatsmännischen Fähigkeiten im Wurzelboden seiner Persönlichkeit durch feine, feste Fäden zusammen; es macht mit ihnen zusammen erst den ganzen Reichtum seines Wesens aus. Und dieser Reichtum eines großen Menschen, der das Widersprechende lebendig in sich umspannt und vereint, bedeutet in sich selber für die geschichtliche Betrachtung, für die geschichtliche Erkenntnis und den geschichtlichen Genuß, und zugleich für die Wirkung solchen Menschenbildes auf Volk und Nachwelt, auch neben der sachlichen Lehre der Taten und der sachlichen Erbschaft der Leistung und des Werkes, einen eigenen, unmeßbaren und unausschöpfbaren Wert.

# Bei Bismarck

am 14. März 1893



Ich bin, ein junger Berliner Privatdozent, den soeben sein erster akademischer Ruf in den Süden wegholte, im März 1893 bei Fürst Bismarck gewesen und habe, nach einer Menge möglichst genauer Notizen, die ich gleich während der Rückfahrt auf das Papier warf, bald nachher den Bericht so ausführlich und so zuverlässig niedergeschrieben, wie ich vermochte: allerdings lediglich „für mich und etwa die Meinigen". Die Gelegenheit dieser Sammlung und der Wunsch meiner Berater reizt mich dazu, ihn jetzt zu veröffentlichen: weil er, auch ohne daß er Besonderes zu vermelden wüßte, doch ein ehrliches und unentstelltes Spiegelbild gibt, und weil am Ende eine jede Schilderung aus der Nähe des Gewaltigen ihr Stückchen Wert hat. Alles ganz Subjektive, an Rückblicken und Ausblicken, das nur mich anging, habe ich getilgt: den persönlichen und den jugendlichen Hauch, wie er 1893 sein mußte, zu tilgen habe ich nicht gewünscht, auch wo ich heute dieses oder jenes vielleicht anders wissen und sagen würde. Die tatsächlichen Angaben lasse ich unberührt: gerade daß sie registrierend in das Kleinste hinuntersteigen und nicht für Dritte aufgesetzt worden sind, könnte ihnen heute ein Daseinsrecht verleihen. Einige Äußerungen Bismarcks — es sind ganz wenige — habe ich weggelassen; die Lücken sind durch Punkte angedeutet. Das Ganze hat, durch diese doppelte Verkürzung, vielleicht an seiner ursprünglichen Einheit eingebüßt: ich tröste mich mit der Erwägung, daß es von vornherein nichts sein wollte als die getreue Wiedergabe eines in sich ja doch nur zufälligen Fragments.

— Ich will die Erinnerung der zwei Stunden in raschen und einfachen Worten festhalten, der Stunden, in denen ich dem Größten unseres Volkes und Jahrhunderts lauschend und betrachtend gegenübersitzen durfte. Nur einen engen Ausschnitt aus diesem ungeheuren Leben habe ich da vor Augen gehabt — den alten Fürsten in körperlichem Leiden, ohne die Anregung, die ein

wenigstens teilweise historischer Moment, wie etwa eine große Huldigung zur Geburtstagsfeier, Ansprache und Antwort vor großen Massen, mit sich bringen mag. Ich bilde mir nicht ein, ein volles Bild gesehen zu haben. Aber es war doch Er und seine Umgebung; es war trotz allem die Art des Löwen in Wort, Geberde, Gedanke; es bleibt mir doch eine Illustration, die mir auch die früheren Zeiten des Mannes und seiner Geschichte helfen wird in mir lebendig zu machen — und vor allem, es war das Einzige, was ich von ihm gesehen habe; daß ich es doch gesehen habe, ist meine Freude und mein Stolz.

Wie hat mich dieser große Name mein bisheriges Leben hindurch allgegenwärtig begleitet! . . . Niemals haben heranwachsende Historiker einen Lehrer gehabt wie wir. Die Größe der Persönlichkeit, die Wirkung des Einen und seines Willens, die Auseinandersetzung und das Bündnis zwischen Mann und Idee — politischer wie sozialer Idee —; die Art des staatsmännischen Wesens, des Realismus, der bis zur äußersten Härte geht und doch stets das Große wahrt und neu ergreift: welch ein Schlüssel für alle historische Anschauung, für alles Verständnis historischer Kräfte, für die Würdigung des wirklich Wirksamen, für die Überwindung der moralischen wie der politischen Redensart. Kraft, Macht, Tat — die hat er gepredigt, indem er Er selber war. Wenn wir an ihm nicht gelernt haben, so sind wir unheilbar. Der Bund zwischen den deutschen Historikern und Bismarck wird bestehen bleiben, ganz abgesehen davon, was er uns im Einzelnen gelehrt hat: erst seine Politik etwa hat uns ja den Merkantilismus wieder verständlich gemacht; denn Bismarck ist ein Staatsmann des Merkantilismus wie Colbert, Richelieu, Friedrich der Große.

Ich habe oft versucht ihn zu Gesicht zu bekommen, immer mit keinem oder geringem Erfolge. Einen halben Blick konnte ich auf ihn werfen, als er zu der großen Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888 fuhr. Dann habe ich vor dem Schlosse gestanden, als der Gestürzte am 26. März 1890 seine letzte Fahrt zu Kaiser Wilhelm II. machte, durch die Scheiben des Wagens hindurch sah ich ein gewaltiges trauriges Gesicht. Und am 6. August 1892 durfte ich zum ersten Male genau in seine Züge schauen. Er hielt auf dem Stettiner Bahnhofe zu Berlin, gesättigt von den Huldigungen

seiner Triumphreise durch Deutschland; schon hatte er eine Stunde lang sich feiern lassen müssen, da endlich gelang es mir, die Postenkette der Schutzleute zu durchbrechen und vor dem Fenster seines Salonwagens einen Stand zu erobern. Der 77jährige war bereits, begreiflich genug, angestrengt und ermüdet; nur wenige Worte hörte ich ihn sprechen; aber ich meinte doch nichts Gewaltigeres in Natur oder Menschheit je gesehen zu haben als diese mächtigen Augen mit ihrem starken Blicke, den er manchmal nach oben kehrte: dann lag die ganze Wucht des historischen Ausdrucks in seiner Erscheinung.

Als ich jetzt von Berlin nach Freiburg berufen war, faßte ich nun doch den Mut, ihn wirklich und nahe aufzusuchen. Wie Viele dürfen ihn sehn! und ich ging ihn, d. h. er ging mich doch mehr an als die große Masse seiner Besucher. Nur aus ängstlicher Trägheit hätte ich den Versuch unterlassen. Ich schrieb ihm und trug ihm, als Historiker, der jetzt berufen sei, Seine Geschichte zu lehren, die Bitte um eine Audienz vor. Sie wurde, durch einen Brief Chrysanders, bewilligt, und auf den 14. März 1893 meldete ich mich, halb in Sorgen und halb in Freuden dem an, der für mich unter den Lebenden der Höchste ist.

Ich war auf den Mittag um 12 Uhr bestellt worden; am 14. März früh fuhr ich von Hamburg nach Friedrichsruh. Es war ein bedeckter Tag des beginnenden Frühlings. Die Bahn zieht, nachdem sie die Vororte Hamburgs durchschnitten, schließlich in den Sachsenwald ein. Nahe am Bahnhofe liegt das Schloß. Eine wellige Gegend, anmutig gegliedert. Schloß und Dörfchen liegen in einer Senkung, deren Grund ein Wasser füllt; gerade im Park des Fürsten erweitert es sich teichartig und schlängelt sich dann freundlich gegen Norden fort. Das Schloß, von abschließender Mauer umgeben, ist geräumig aber einfach, fast schmucklos; schön muß der Garten sein; seine hohen Bäume habe ich von den Straßen her bewundert. Mir blieb eine Stunde freier Zeit. Ich nutzte sie, um mich selber zu sammeln, um in die Stimmung der Landschaft einzudringen, deren lebendige Seele Otto von Bismarck bleiben wird. Eine Art Nebel lag über den Bäumen des Forstes; er muß, wenn alles erst grünt, wunderschön sein; jetzt, halb verhüllt, verschleiert wie er war, atmete er mir eine melancholische

Größe. Im Warteſaal des Bahnhofes machte ich mich zurecht; inzwiſchen wurde die Feuchtigkeit zum eigentlichen Regen, unter dem Schirme trat ich, klopfenden Herzens, um 12 Uhr meine Wanderung an. Nach einigem Warten ließ der Pförtner mich zu, Dr. Chryſander führte mich in das Herrenhaus, ich wurde in ein Zimmer des oberen Stockes geleitet, von Chryſander inſtruiert, daß ich zum Frühſtück gezogen werden würde — „anders wird hier nicht empfangen" — und wann ich zu gehen hätte. Nur ein Gaſt noch ſei anweſend, Hugo Jacobi von der Allgemeinen Zeitung. Er ſelber, Chryſander, enthüllte ſich mir als den Vertreter Schweningers; er iſt alſo ärztlicher Aufſeher und zugleich Privatſekretär des Fürſten, ein ſchlanker junger Hamburger von intelligentem und taktvollem Weſen, der ſich bei Tiſche, etwa wie ein Hauslehrer in einer vornehmen Familie, beſcheiden und klug zurückhielt. Das Zimmer, in dem ich wartete, war einfach ausgeſtattet; buntbezogene Möbel, in der Ecke hinter ſpaniſcher Wand ein Bett, in der Mitte ein ſtattlicher Schreibtiſch, an den Wänden die Porträts verſchiedener Staatsmänner des vergangenen Geſchlechts, mit eigenhändigen Unterſchriften. Aus dem Fenſter blickte ich in den Park. Bald ſah ich den Fürſten kommen, in langem ſchließendem Rocke, eine Art Jägerkappe auf dem Kopfe, in der Hand den Stock, neben ihm die beiden großen Hunde; die Erſcheinung feſt und hoch. Der weiße Schnurrbart leuchtete mir herauf; einmal hob er wandernd die Augen, als wolle er die Fenſter des Schloſſes muſtern.

Nicht lange, ſo rief mich Chryſander ab. Die Herrſchaften ſäßen bereits bei Tiſche. Er bedeutete mich, zum Fürſten heranzutreten. In einem langen großen Eßſaale, der wenig Möbel birgt, war der längliche Tiſch gedeckt. Der Fürſt ſaß oben quervor, zu ſeiner Linken ſaß Jacobi, zu deſſen Linken die Fürſtin; rechts von Bismarck war mein Stuhl, rechts von mir folgte Chryſander. Ich trat auf den Fürſten zu, er ſtand auf, ſprach ſeine Freude über den Beſuch, ich meinen Dank aus; dann begann das Frühſtück. Mehrere kalte Fleiſchſorten wurden der Reihe nach von zwei Dienern aufgetragen, es folgte gebratener Bückling nebſt Spiegeleiern, ein Gericht, deſſen Schwere dem fürſtlichen Paare mehrere bedenkliche Bemerkungen entlockte; zuletzt Koteletten, dann

Käse. Man trank echtes Bier aus Flaschen, und Bismarck selber trank nur dieses — etwa vier Weingläser während der Mahlzeit; uns ließ er noch Wein auftragen, der in alten Champagnerflaschen abgezogen war; sein Stolz war ein wundervoller alter Korn, der im Steinkruge erschien und von dem er einige Likörgläschen leerte. Er widmete sich dem Essen mit unzweifelhaftem Eifer; fast von allen Gerichten nahm er mehrere Male; er rief nach den Dienern: von jenem Essen wolle er noch. Einmal stand er auf und ging unwirsch zur Türe, die Fürstin sah ihm etwas ängstlich nach; er öffnete die Tür und rief nach den Dienern: „Ist denn niemand da?" Seine Gemahlin entschuldigte: sie habe den einen Diener zur Post geschickt. Er: „aber doch nicht, solange wir hier sitzen, Kind!"

Man spürte so wohl einmal, daß er zu befehlen gewohnt ist und nicht immer bequem sein mag. Übrigens war es hauptsächlich diese starke Beschäftigung mit dem Essen — er kritisierte wohl auch diesen und jenen Gang —, in der die 78 Jahre hervorzutreten schienen. Solange er aß, kam eine eigentlich dialogische Unterhaltung nicht recht zustande. Nicht daß er lediglich geschwiegen hätte — ich gebe nachher die Monologe wieder, die er hielt; wohl regte auch Jacobi gelegentlich einen Gegenstand an und der Fürst sprach dann, einige Male mit Feuer, darüber; auch wie ihn gegen Ende der Mahlzeit die Zeitungen beschäftigten, erwähne ich noch. Aber ein regelrechtes Gespräch war es nicht; wir beiden Gäste hatten mehr zu essen, zu hören und zu schweigen, das fürstliche Paar, er insbesondere, besorgte die Unterhaltung, soweit eine solche gewünscht wurde. Wir durften schweigen. Und während mir diese — nicht immer so ganz behagliche — Ruhe gewährt wurde, habe ich beobachtet, soviel ich vermochte.

Die Erscheinung Bismarcks, so wie er zu Friedrichsruh, im Kreise der Seinen aussieht, ist durch eine Menge von Photographien, ist insbesondere durch Allers' genrehafte und äußerliche Zeichnungen allbekannt. Wie er bei Allers auftritt, so sah ich ihn. Die hohe Gestalt in einfachem hochhinaufreichendem Rocke, um den Hals das weiße Tuch. Er hatte eine Venenentzündung hinter sich und schien das eine Bein ein wenig steif nachzuschleppen. Die ganze Erscheinung war vornehm, und eher schlank, denke ich.

Auffallend war mir trotz aller Vorbereitung die verhältnismäßige Kleinheit des Kopfes. Ich konnte den Schädel in seiner wundervoll feinen und kräftigen Linie lange und genau betrachten. Da ich rechts von ihm saß, hatte ich ihn oft im rechten Dreiviertelprofil vor mir; in dieser Ansicht erschien der Schädel selber nicht allzu mächtig. Übrigens hatte ich den Eindruck, als sei diese rechte Gesichtsseite die noch am mindesten günstige. Von vorn oder von links her war das Gesicht, war besonders der Augenausdruck unzweifelhaft gewaltiger. Die Spuren des Alters verleugnet das Antlitz nicht. Es ist viel Verwitterung und, im Vergleiche mit dem früheren, hier und da einige Erschlaffung in den Zügen. Dabei sind sie auch heute noch monumentaler als wohl irgendein anderes Menschenantlitz. Ich habe nicht nötig, sie im einzelnen zu beschreiben. Es mag sein, daß der große historische Zug in dieses Gesicht erst ganz hineintritt, wenn irgendeine stärkere Bewegung den Fürsten aus dem, was bei ihm alltäglich ist, hinaushebt. Damals auf dem Bahnhofe zu Berlin wirkten die Augen machtvoller auf mich. Freilich, auch in Friedrichsruh zeigten sie ihre volle Gewalt, wenn er sie einmal nach oben kehrte; es ist dann etwas schwer Auszusprechendes darin, das Löwenhafte, Übermenschliche. Anfangs, solange er aß, hingen die Augen mit einem glänzenden, aber ziellosen Blicke zwischen den Lidern; auf einigen Zeichnungen Anton von Werners aus der Zeit von 1878 habe ich diesen eigentümlichen Glanz, der etwas Schwimmendes hat, bemerkt. Mit Worten ist das schwierig zu bezeichnen; mir kam der Ausdruck, er ließe die Augen hängen. Sie nahmen einen aktiveren Inhalt an, sobald er zur Unterhaltung kam; da belebten sie sich, manchmal wandte er sie voll auf den, mit dem er sprach — dann hatte man das Gefühl der Überwältigung. Daß es gebieterische Augen eines Herrschers sind, weiß jeder, der seine Bilder kennt. Auf einigen seiner Gemälde hat Lenbach ihren historischen Charakter ausgedrückt, am genialsten wohl auf dem ältesten in der Nationalgalerie, und etwa auf dem anderen, wo Bismarck im breiten Schlapphute, auf dem Stuhle sitzend, dem Beschauer gerade in die Augen blickt und ihn durch und durch sieht wie Glas. An jenem Dienstag war der Ausdruck im ganzen ernst und trüb, fast ein wenig matt; mehrmals sah er so zu mir herüber wie auf dem

Bilde, das er mir nachher geschenkt hat: fast mit derselben Wendung des — freilich unbedeckten — Kopfes und der Augen. So, wie die Photographie (von Bockmann-Straßburg 1890) ihn festhält, bleibt er mir in der Seele. Aufgefallen ist mir, daß in den Momenten, in denen er weniger intensiv blickt, in denen er vor sich hinschaut und keinem besonders sich zuwendet, das getrübte Weiß und die blaugraue, gewaltige Pupille der Augen beinahe ineinander zu verschwimmen scheinen. Unter den Bildern, die ich habe, gibt dies eine Photographie von Löscher und Petsch am anschaulichsten wieder: sie ist 1885 aufgenommen und stellt ihn von rechts im Halbprofil dar, in der Uniform. Gerade in dieser Einheit des ganzen Auges mag ein Teil des Löwenhaften seines Eindruckes begründet sein; eben dieser Zug kommt am stärksten zur Wirkung, wenn er nach oben blickt.

Den Augen Bismarcks hat Lenbach, selbst wenn es wahr sein wird, daß er sie einigermaßen stilisiert hat, doch ihr Recht gegeben: er hält monumental fest, wie der Fürst, als Ganzer, blickte. Seine Hand hat er, wie mir nachher die Fürstin klagend wiederholte, nicht zu ihrem Rechte gebracht. „Und mein Mann hat eine so schöne Hand." Sie schien mir ebenso fein wie stark. Nähere Beobachtungen zu machen hat mir die Zeit oder der Blick gefehlt. Die Farbe des Gesichtes sah rosig und gesund aus.

Unendlich schwer ist wieder die Stimme Bismarcks zu beschreiben. Nachlässig, wie ein ostdeutscher Gutsbesitzer, der einmal Militär gewesen — so spricht er; viel gesagt ist damit freilich nicht. Ich hatte oft den Reichstagsredner Bismarck schildern hören. Genau so sprach er bei Tische. Das Organ etwas belegt, eher hoch als tief im Klange; tiefer und dunkler klang es, als er einmal ernst und warm zu mir vom alten Kaiser redete: gleichzeitig richtete er die Augen voll und durchdringend auf mich. Was er sagte, war fast immer wundervolles Deutsch; eine Fülle von Pointen; man könnte sagen, eine ganze Anzahl von Sätzen war so, daß sie unmittelbar telegraphiert werden konnten. Er prägte alles sauber und blinkend aus. Aber dabei kein Hauch von ästhetischer Mühe, von Absicht, von Koketterie. Denn in der denkbar nachlässigsten, ja unschönsten Form kommen diese klassischen Sätze zutage: hervorgestoßen und zerhackt. Selten einmal eine

ganze Phraſe im Zuſammenhang; ich erinnere mich, wie er einmal auf eine fragende Äußerung ſeiner Frau in außerordentlicher Schnelligkeit hell die Worte herausſtieß: „das wäre ja ſchon beinah Majeſtätsbeleidigung.“ So viel aber gab er ſelten mit einem Atem heraus; zwiſchen den Worten ein mühſames Atmen, ein Ringen wie mit aufſteigenden Gaſen, und zwar ſchon beim erſten Beginne des Eſſens; er ſucht nach Luft; weniger nach Worten — die kommen von ſelber, aber wie unter phyſiſcher Not und ganz offenbar ohne daß er ſie feilt und ſpitzt. Ich kann es mir jetzt klärlich vorſtellen, wie er auf der Rednerbühne geächzt und gearbeitet hat, wie die Stimme leiſe und reizlos blieb, wie ſich dann aber plötzlich ein blitzendes Wort loslöſte und in die Verſammlung zündend und erſchütternd einſchlug.

Während der Mahlzeit, wie geſagt, überwogen die Monologe des Wirtes. Am Tage vorher war heller Sonnenſchein geweſen, heute war es nicht kalt, aber neblig. Fürſt Bismarck war ſich nicht zu gut, um zuerſt von dieſen Verhältniſſen zu plaudern, die ihn, den Landbewohner, am nächſten berührten. Er fürchte, die Frühlingsmeldung ſei recht trügeriſch geweſen. Er empfinde ein unkontrollierbares ſommerliches Gefühl. Er meinte, der kalte Wildbraten, den er da eben gegeſſen, habe ihm unbewußt die Erinnerung an den Sommer in die Nerven gebracht. Und draußen habe ein Hahn ſo gekräht, wie es ſonſt die jungen Hähne erſt im Sommer täten — es müſſe ihn wer um Weihnachten ſchon haben ausbrüten laſſen. Nun ſei der Eindruck da: wer vermöge die Art zu verfolgen, wie ein Gefühl, eine Erinnerung plötzlich in uns angeregt werden? „Der in unſerer Haut“ habe ſeine Art zu fühlen, in dem Telegraphenſyſteme ſeiner Nerven, „die ſich der Stephanſchen Kontrolle des Kopfes und Willens oft durchaus entzieht.“ Wie vieles wiſſen wir und wiſſen die Ärzte überhaupt? wenn ſie den Toten ſezieren, ſo ſehen ſie Einiges — Einiges nur, wie Dr. Chryſander zugeben mußte: vorher erkennen ſie doch nur, was ſie aufſchneiden und ſehen können. Und angenehm iſt das eben auch nicht: „das ſchönſte Mädchen, angeſchnitten, hört auf ſchön zu ſein“. Jedes Bluten bereits iſt häßlich.

Jacobi erzählte von der überſchwemmten Landſchaft, durch die man gefahren ſei; wir knüpften über die Wandlungen, die ſich auf

diesem Boden (dem Rhinluch) vollzogen haben, einige Bemerkungen an. Auf einen Hinweis, wie sich Fehrbellin und sein Schlachtfeld verändert habe, ging der Fürst nicht ein, aber er erzählte aus seiner eigenen Erinnerung. „Ja, wie sich so Gegenden verändern, so daß sie unerkennbar werden." Als jüngerer Mann — ich glaube, zur Zeit seiner Deichhauptmannschaft — sei er zu einem alten Landmann gerufen worden, der, seit längerem krank, jetzt dem Tode entgegengegangen sei. Der habe ihm gebeichtet, wie er anno 1806 mit einigen Kameraden auf dem eiligen Rückzuge die Kasse seines Regimentes zu geleiten gehabt habe; hinter Burg seien ihnen die Franzosen allzu nahe gekommen und sie hätten die Kasse, die eine stattliche Summe enthalten, vergraben. Er habe, als der einzig Überlebende, die Sache nicht angezeigt, er habe immer den Hintergedanken gehabt, sich einmal das Geld wiederzuholen und es zu behalten. Nun sterbe er und wolle zuvor sein Gewissen erleichtert haben. Er beschrieb genau die Lage der Stelle. Bismarck gab dem Kriegsministerium Nachricht, alle Versuche wurden angestellt, aber alle blieben vergeblich, die Gegend, wie sie vor den wenigen Jahrzehnten gewesen war, ließ sich nicht mehr feststellen. —

Die Mehrzahl der Gespräche war indes politisch. Einige Zeitungsnachrichten warf Jacobi auf den Tisch; Bismarck griff sie sofort auf. Miquel und Berlepsch sollten den russischen Handelsvertrag zum Scheitern gebracht haben. „Da hätten sie endlich einmal etwas Verständiges getan", fuhr der Fürst heraus. Das Verhältnis zu Rußland freundlich zu halten, habe er ja immer empfohlen, „übrigens halte ich das nicht für schwierig"; allein Handelsvertrag? „Mir hat noch niemals selbst mein bester Freund die Zumutung gestellt, auf meine Güter zu seinen Gunsten ein Passivrente eintragen zu lassen: genau das aber haben wir Österreich bewilligt." Bewilligt ohne Not und ohne Geschick! Die Österreicher haben gut unterhandelt; sie haben auf Artikel, in denen wir aus natürlichen Gründen nie mit ihnen in ihrem eigenen Lande konkurrieren können, hohe Zölle verlangt und sich diese mühselig herunterhandeln lassen; für solchen Scheinpreis haben sie uns gefangen. Wir sind eben ganz schlecht vertreten gewesen. Wir haben gedrängt, anstatt abzuwarten.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort

nicht! — dies fügte Bismarck mit starker Betonung hinzu und zitierte dann die Verse bis ans Ende, „so steht es ja wohl bei Goethe oder bei Schiller und trifft auch für politische Verhandlungen zu“:

Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vollends unmöglich sei nun der russische Handelsvertrag. „Vier Fuß hoch kann ich springen, hat mir ein oberschlesischer Industrieller gesagt; jetzt sind die russischen Schranken zwölf Fuß hoch; bringt man sie durch Konzessionen auf zehn, was hilft mir's?“

Etwas anderes brachte die Fürstin in Gang.

Ich habe von ihr den Eindruck vollkommener Weiblichkeit gehabt. Eine vornehme alte Dame, von jener Vornehmheit, die die Herzen löst, einfach, schlicht, freundlich, warmherzig; das Verhältnis zu ihrem großen Gatten warm und tief, ganz echt. Einfache Kleidung; ein treffendes weibliches Urteil, das unwillkürlich die Dinge unter Einem Gesichtspunkte, scharf und deutlich, sieht. Sie lebt ganz in ihrem Manne; natürlich auch in ganz politischer Luft. Aber sie bezieht alle Politika frauenhaft auf das Persönliche, den Eindruck blaustrümpfiger Besserwisserei und Kannegießerei gab ihr Politisieren nie; die Frage ist ihr stets: wie verhalten sich die Dinge zu Bismarck? „Bismarck“ — so sprach sie, wenn sie in seiner Gegenwart zu uns über ihn redete, von ihm; wohl auch einmal „mein Mann“; als er nachher las, zog sie ihn durch eine Frage, die sie mit einem „Ottochen“ einleitete, wieder in das Gespräch. Nun, gleich Anfangs, als das Gespräch noch an Dickflüssigkeit litt, rührte sie mancherlei an. Sie fragte einmal nach dem Bimetallismus. „Gibt es den immer noch? und betreibt Mirbach ihn immer noch?“ Der habe einmal versucht, ihr, „damit ich Bismarck dafür stimmte“, die Verwerflichkeit der Goldwährung

und die Notwendigkeit des Überganges klarzumachen; es sei ihm aber nicht gelungen, ihr diese Mysterien aufzuhellen. „Ich hätte nichts gegen die Doppelwährung," warf Bismarck ein, „wenn sie nur innerhalb der Welt durchführbar wäre." ... Anderes, was die Fürstin anregte, traf ihn direkter. Etwas naiv meinte sie, die Militärvorlage sei ja wohl gefallen. „Das ist verfrüht", sagte er kurz. An Reichstagsauflösung glaube er nicht. Sie erzählte, wie die neuliche Anführung des Bismarckwortes „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst Nichts in der Welt" in der letzten Rede Kaiser Wilhelms II. auch in Hamburg die Vermutung angeregt habe, das bedeute eine Annäherung des Kaisers und des Altkanzlers. „Die Leute waren ganz aufgeregt; ich habe sie gehörig beruhigt." Der Fürst leugnete denn auch jede absichtliche Beziehung des Kaisers auf sein Wort, als Bismarckwort, rundweg ab. Jacobi und ich hielten für wahrscheinlich, daß der Kaiser die Herkunft des Wortes kennen müsse, das er selber einst im Reichstage mitgehört habe, das auf hundert Bildnissen Bismarcks abgedruckt worden sei. „Eben, antwortete Bismarck, es ist hundertmal abgedruckt worden. Es ist zur Redensart geworden" . . .

Eins noch füge ich hier an. Ich weiß nicht mehr, wie die Rede auf Waterloo kam. „Belle-Alliance!" sagte der Fürst. „Das ist so recht deutsch. Die Engländer schämen sich der Gemeinschaftlichkeit des Kampfes, reden nie von unserer Beihilfe, die doch entschied; ihnen ist es eine üble Alliance. Sie sagen Waterloo. Die würdelose Kriecherei der Deutschen muß natürlich das Gegenteil tun. Mich empört es jedesmal, diesen Schlachtennamen zu hören." (So ungefähr.)

Nach dem Ende des eigentlichen Mahles brachte Chrysander dem Fürsten einige Zeitungen und Briefe. Er las die Briefe, die Familienanzeigen enthielten. Einmal eine Verlobung; dann die Anzeige vom Tode des alten Kabinettsrates Wilhelms I., von Wilmowski. Bismarck empfindet sich als Mitglied des preußischen Adels. Die ganze Liste der Verwandten las er seiner Frau vor, auf diesem und jenem Namen länger verweilend. Der Bruder Wilmowskis, Geh. Justizrat, war darunter. Er sei vor langen Jahren sein Anwalt in Schlawe gewesen; die Fürstin meinte, Bismarck sei immer mit ihm zufrieden gewesen; Bismarck wollte das

nicht ganz zugeben. „Er war ganz gut, aber er hatte den Fehler allzu großen Bedürfnisses nach Popularität. Und dem gab er in meinen Prozessen auf meine Kosten gern nach: er ließ mich da gern le bon prince spielen."

Besucher meldeten sich, Verwandte offenbar, telegraphisch an; er las das Telegramm vor und ließ seine Frau den Absender erraten; die Antwortdepesche wurde sofort Chrysander aufgetragen; aber er solle die Tage in Ziffern hinzufügen, sonst gebe es Konfusion. Besucher haben sie, so erzählte mir später die Fürstin, der Regel nach alle Tage. Bismarck selber plauderte bei dieser Gelegenheit von Leuten, die jüngst dagewesen seien, einer Frau mit erwachsener Tochter, die Mutter noch so jugendlich, daß sie die böse populäre Anschauung von den notwendigen Eigenschaften einer Schwiegermutter ganz Lügen gestraft habe; er hatte ihr das auch gesagt. Der junge Hansemann war sein Gast gewesen, „ein netter Mann, für einen jungen Finanzmann anerkennenswert bescheiden"; und er fügte sympathische Einzelangaben hinzu.

Auf eine Weile verschwand er dann hinter den Zeitungen. „Panama". Und das gemurmelte Epigramm: „solange die Franzosen nun schon ihre schmutzige Wäsche waschen, ein Paar Unterhosen, die sie vergessen hatten, hängen doch immer noch unten dran."

Am Kopfe der Zeitung erschien der Name des Abgeordneten Scipio, der im Reichstag soeben gesprochen hatte. Bismarck suchte — ein wenig zu meinem Erstaunen; aber in Einzelpersonalien und auch sonst in diesem und jenem mag sein Riesengedächtnis doch manchmal zu weichen anfangen. „Scipio? Africanus? Woher ist der?" Jacobi und ich wußten Rat: Nationalliberaler aus Mannheim. Und die Fürstin: er ist der Schwiegersohn des alten Jordan. Ich: des Dichters? Sie: nein, er war auch Abgeordneter, Industrieller jawohl. Bismarck: „Das war der Besitzer des dicken Bauches, in dem die Blindsche Kugel [von dem 1866er Attentate] verloren gegangen ist." Die Fürstin summt [aus dem Kladderadatsch] vor sich hin:

Wenn du, lieber Unruh-Bomst,
Wieder zum Reichskanzler kommst . . .;

und erzählt, wie Unruh-Bomst mit dem Blindschen Revolver („es war ein ganz kleiner Taschenrevolver", fällt der Fürst ein) gespielt habe; der habe sich entladen und alles Suchen nach der Kugel sei ergebnislos geblieben. „Es ist einfach undenkbar, daß sie wo anders geblieben ist," versicherte er. „Wenn man den alten Jordan nach seinem Tode seziert hätte, so hätte man in seinem Bauche, dick von Fett umwachsen, die Kugel gefunden. War übrigens ein liebenswürdiger Mann, der alte Jordan."

Nun wurde der Reichskanzler unsichtbar, er durchblätterte die Zeitungen, seine Gemahlin beschäftigte uns, bis sie dann mit jenem „Ottochen, weißt du nicht mehr . . ." den alten Herrn wieder in die Unterhaltung hineinzog. Und von da ab blieb er darin.

Inzwischen war die Tafel geräumt; die Getränke blieben, wenn ich nicht irre; die Zigarren waren gebracht worden. Da ich mich als Nichtraucher bekannte, bekam ich einen geringschätzigen Blick und ein etwas spitzes „Schade". „Ich arbeite noch immer für das Tabaksmonopol fort," fügte er bei. Und nun erst brach die rechte Unterhaltung an. Es erschien die berühmte, lange, wohl meterlange Pfeife mit ihrem Untersatze — schon vorher waren, mit den Zeitungen, die Riesenbleistifte sichtbar geworden. Jetzt lehnte sich Bismarck behaglich in seinem Lehnstuhl zurück — übrigens auf dem gleichen Platze, wo bisher getafelt war; die lange Pfeife hing zum Boden nieder, er rauchte mit vollem Eifer; zwischen ihm und mir die beiden großen Hunde, denen er vorher die Knochen zweier Karbonaden ins Maul gesteckt und die auch mir eine wohlwollende schnuppernde Aufmerksamkeit geweiht hatten; mein Weißbrot war dem herablassenden Appetit eines dieser Giganten zum Opfer gefallen.

Der Fürst rückte sich zurecht und eröffnete jetzt, es mochte halb zwei Uhr geworden sein, das regelmäßige Gespräch als Wirt. Hatte bisher Jacobi „seinem Throne nähergestanden", wie es im Don Carlos heißt, so kam nun fast ausschließlich ich an die Reihe. Eine Frage nach Freiburg, einiges Plaudern über die Verhältnisse, zumal die Stellung zu den Ultramontanen; er wies auf Wessenberg hin, der, wie er meinte, zu Freiburg in seiner, Bismarcks Jugend, Bischof gewesen sei, „Einer von den toleranten Katholiken, die seitdem ausgestorben sind". Die Blüte der Universität

wurde erwähnt; Jacobi warf ein, daß Freiburg durch Straßburgs Nähe gewachsen sei, anstatt des Gegenteils. Bismarck äußerte, die Universität Straßburg sei nach 71 als unvermeidliches und hoffnungsvolles Germanisierungsmittel allgemein gefordert worden; gewirkt habe sie so wohl kaum. Ich verteidigte sie, berichtete von den neuen Fortschritten im Reichslande, der Bildung deutscher Parteigruppen, die Altdeutsche und Elsässer umfassen. Er: „ja, geschadet hat der Germanisierung vor allem die Politik Manteuffels.“ Ich war erstaunt; daß er das wußte, war mir klar; wieweit er es anerkennen würde, weniger. „Manteuffel hatte in Schleswig seine Sache sehr gut gemacht; er war ein kluger Mensch, ich hatte Besseres im Elsaß von ihm erwartet.“ Aber die Hingabe an die Notabeln habe ihn ruiniert. Auch den Trierer Bischof Korum habe Manteuffel ihm empfohlen, als staatsfreundlich. „Daraufhin riet ich dem Könige, ihn zu nehmen.“ Der Mißerfolg sei alsbald nachgekommen. Wir sprachen von Studemunds Tätigkeit dabei, Bismarck erinnerte sich seiner nicht. Ich war so kühn, das Verbot des Bismarckfackelzuges durch Manteuffel (1. April 1885) zu berühren; auch davon wußte Bismarck nichts. Er erklärte es alsdann aus Manteuffels starkem Formalismus, der ihm nichts habe bewilligen mögen, was er (wie Jacobi erzählte) gekrönten Häuptern gegenüber nicht in Anwendung gefunden habe. Ich war angenehm davon berührt, Bismarck persönlich ruhig, ohne Rivalität oder gar Feindseligkeit, von dem Marschall reden zu hören; eher sprach er mit einem gewissen, etwas ironischen Wohlwollen — aber freilich mit durchdringender kritischer Schärfe des sachlichen Urteils, als Einer, der hoch auf den Staatsmann Manteuffel herniedersieht. Daß Manteuffel als Staatsmann sein lebenlang Romantiker geblieben sei, gab er mir rückhaltlos zu, und er selber fügte einige ganz Bismarckische Beobachtungen von springender Lebendigkeit hinzu. „Manteuffel, sagte er, posierte immer, vor sich und anderen.“ Als er 1866 Frankfurt bändigen sollte, ersah er sich sogleich seinen Theatereffekt, er ließ sich den Bart spitz schneiden, auf daß er aussehe wie ein Eroberer des 30jährigen Krieges, wie Tilly und Wallenstein zusammengenommen. Und als die Fürstin eine lächelnde Bemerkung ähnlichen Inhalts über „den Edwin Manteuffel“ hinzugesetzt hatte, ging der Fürst auf dessen

Jugend zurück. Manteuffel war junger Garde-Kavallerieoffizier, der einzige unter all seinen Kameraden, der überall zu finden war; dabei hatte er nicht mehr als zehn Taler monatliche Zulage, und das war schon damals nicht viel. Trotzdem fehlte er in keiner politischen Gesellschaft in den Hofkreisen; die Vormittage saß er bei vornehmen älteren Damen. Auf jedem Souper erschien er mit tadellos reinen Lackstiefeln, und doch hatte er nicht die Mittel, sich eine Droschke zu nehmen. Wie er das gemacht hat, dahinter kam niemand. „Er war damals sehr sparsam." Ich fragte: „Nun, die Sparsamkeit hat er sich später ja wohl gründlich abgewöhnt?" „Ja, als Gouverneur von Schleswig hat er bereits mehr verbraucht als alle acht altpreußischen Oberpräsidien zusammen." Und der Fürst schloß den Bemerkungen über Manteuffel den klassischen Satz an: „Die Eitelkeit ist eine Hypothek, die auf den Fähigkeiten eines Menschen ruht; man muß sie erst wegnehmen, um zu sehen, wieviel wirkliches inneres Kapital vorhanden ist."

Nachher wandte er sich an mich, mit der offenbaren Absicht, dem Historiker noch etwas Ganzes auf den Weg zu geben. „Die Hauptaufgabe war, das preußische Heer in den Dienst der [deutschen] Politik zu stellen. Ohne diese Macht war sie schlechterdings aussichtslos. Wer mir dabei am schwersten zu gewinnen war, war der König. Er war unendlich schwer zu bewegen. Er war preußischer Partikularist durch und durch. Mit welchen Mühen und Listen [so etwa] hat man ihm noch 1871 die Kaiserkrone aufzwingen müssen." Ich erzählte von dem Witzworte Constantin Rößlers an Sybel, der Titel seines Werkes zeige einen Druckfehler, statt „durch" müsse es heißen: die Begründung des Deutschen Reiches t r o t z Wilhelm I. Bismarck fragte nach dem Urheber des Wortes; dann setzte er doch — ich hatte es fast erwartet — dieser etwas kecken Umschreibung seiner eigenen früheren Angabe, in tieferen Tönen, indem er mich ansah, die Einschränkung hinzu: „der alte Herr war schwer zu etwas zu bringen, aber wenn man ihn gewonnen hatte, so hielt er auch an dem Entschlusse fest. Er war treu, gerade, de relation sure. Man konnte ganz auf ihn bauen." Die Worte klangen warm und ernst und beziehungsreich. Dann fuhr er fort: „Keine auswärtige Gegnerschaft hat mich so viel Anstrengung gekostet, als die Diplomatie gegen unsern eigenen

Hof. Insbesondere hat die Kaiserin Augusta jeder meiner Maßregeln den gleichen zähen Widerstand entgegengesetzt, der sehr schlimm war." „Erstaunlich, bemerkte ich dazu, da ihr Verhältnis zu ihrem Gemahl doch wohl keineswegs eigentlich herzlich war?" Bismarck richtete sich auf: „Nun, sagen wir: Gewöhnung. Die vermochte über den alten Kaiser Außerordentliches. Er war an sie gewöhnt und wollte keine Unruhe um sich haben. So war es ja überhaupt bei ihm." —

Schon seit einer Weile saß der Fürst, die Hand gegen den rechten Backenknochen gepreßt. Das Gesicht hatte sich stärker gerötet, man merkte, daß er litt. Jetzt klagte er offen über die schmerzhafte Neuralgie, die auch Schweninger nicht beseitigt habe und die wohl unheilbar sein werde. Und auf seinen politisch-historischen Gegenstand zurücklenkend: „ich habe ja auch in meinem Leben sehr viele Wechsel auf meine Gesundheit ziehen müssen. Was dabei das Aufreibendste ist, das ist nicht die Arbeit, sondern das stete Risiko, das man auf sich nehmen muß. Bei allen großen politischen Entscheidungen spielt man doch schließlich ein unberechenbares Spiel; da heißt es: Schrift oder Kopf. Das ist unvermeidlich."

Da hatte ich nun Aussagen allgemeinen Inhalts die Fülle. Es ist nichts darunter, das man nicht schon anderwärts einmal aus Bismarcks Munde ähnlich gehört hätte — aber wie anders, es so persönlich und so in der originalsten Form zu vernehmen. Noch erinnere ich mich einer gelegentlichen politischen Anmerkung. Fürst Ferdinand von Bulgarien hatte sich eben verlobt; Bismarck wünschte ihm mit einigem Spotte Glück, daß er nun endlich, nach zahllosen Werbungen, eine Braut gefunden habe. Indes fügte er doch gleich bei, wie sehr er die bulgarische Politik Ferdinands und zumal Stambuloffs achte, der ein energischer und kluger Mann sei. Und auch Ferdinand sei doch geschickt — wenngleich seine kluge Mutter ihm wichtig sein möge; es sei merkwürdig, wie sich dieser Prinz unter den Halbwilden halte, für die seine Persönlichkeit so wenig gemacht sei: „denn was der Battenberger vom Leutnant zu viel hatte, das hat der Koburger doch eigentlich zu wenig davon."

Ich hatte pflichtschuldig, nach Chrysanders Andeutungen, mich

gerüstet, um 2 Uhr 25 nach Hamburg zurückzufahren; der Fürst überraschte mich, wie ich nach der Uhr sah: „Haben Sie schon Eisenbahnfieber?“ Wie gern ich noch geblieben wäre, durfte ich nicht sagen. Es wurde mir mitgeteilt, daß mit dem von mir angegebenen Zuge auch Ihre Durchlaucht fahren wolle; der Wagen werde angespannt werden.

So plauderten wir, während die Wirtin sich zurechtmachte, am Frühstückstische weiter. Die Nähe des Gewaltigen hatte zuerst doch ein wenig auf mir gelastet, einige Scheu ist da ja wohl allzu begreiflich; mehr und mehr wuchs mir inzwischen das Gefühl, daß ich bald ohne Sorge eine Woche lang würde mit ihm reden können. Sein eigenes Wesen, stark und groß, aber einfach, ungesucht, in jedem Augenblicke führend, aber zugleich den Anderen anregend und heranziehend, wirkt befreiend und ermutigend.

Der Wagen wurde gemeldet. Wir standen auf, der Fürst gab mir zum zweitenmal unter freundlichen, dieses Mal eingehenderen Worten die Hand. Er freue sich meines Besuches und danke mir dafür, sagte er höflich. „Sie gehen jetzt in den Süden, aber ich hoffe, wir werden uns noch wieder begegnen.“ Auf diese Freundlichkeit ging mir das Herz im Danke über; ich sagte ihm warm, wie unendlich ich ihm diese Aufnahme dankte — nachdem ich seit Jahren oft, aber immer vergeblich, Ihn zu sehen mich bemüht hätte. Er geleitete mich bis an die Tür des Saales; vornehm und ritterlich war mir dieser letzte Eindruck der hohen Gestalt, die sich liebenswürdig zur Entlassung des Gastes herabneigte.

Dann, mit Chrysander, zum Wagen, und an der Seite der Fürstin, die mir sorglich die Decke über die Knie breitete, zum nahen Bahnhof. Jacobi blieb beim Fürsten: sie werden Leitartikel für die Allgemeine Zeitung beraten haben. Ich glaubte, den Friedrichsruher Reichtum nun sicher in den Truhen des Erlebten zu haben. Er sollte noch eine ungeahnte Vermehrung erfahren. Am Bahnhof hatte ich mich von der Fürstin, da sie erster Klasse fuhr, verabschiedet, war rasch in mein Abteil zweiter geklettert, dann ging der Zug los und ich holte die Brieftasche heraus, um mit eiligem Bleistift die Gespräche der vergangenen zwei Stunden in kurzen Stichworten zu notieren. Doch schon auf der nächsten Station wurde ich abberufen: „Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin

lassen bitten." Und da habe ich dann noch reichliche 30 Minuten höchst anmutig und erquicklich mit der Lebensgefährtin unseres Heros verplaudern dürfen — der Frau, von der er noch jüngst bekannt hat, ohne sie würde er selber schwerlich noch leben, von der er vor langen Jahren gesagt hat, man ahne nicht, was sie aus ihm gemacht habe, und der er Briefe geschrieben hat, deren Treue, Tiefe und Größe auch die Empfängerin als eine große und reiche Natur ahnen läßt. Auch mir leuchtete hier die gütige vornehme Herzlichkeit ihres Wesens. Nicht nur, daß sie mich bald neben sich sitzen hieß, gegen den Wind geschützt, und mir wieder ihr Tuch schützend über den Schoß legte. Vor allem ging mir in ihrer Gegenwart das Herz leichter noch auf als bei ihrem gewaltigen Gatten; wir redeten mancherlei, und ich konnte noch manches sagen, von den deutschen Historikern und ihrer Treue gegen ihn, von unserem Empfinden überhaupt. Nicht als ob wir politisiert hätten. Von allerlei ganz Persönlichem war vielmehr die Rede, von Berliner Theatern und Allers und Lenbach, von Hamburg und den Hamburgern, von Anekdoten aller Art. Wieder war sie Sein weibliches Echo, eben in ganz frauenhafter Art. Vorher hatte sie sich — bei Tische noch — einmal scharf über die Agrarier ausgesprochen, deren Wünsche die vorhergegangenen Wochen laut erfüllt hatten; sie fand die Leute langweilig: sie würden nichts fertig bringen, sie hätten keinen Mut; anstatt sich auf sich selber zu stellen, schweifwedelten sie bei Hofe: das kam ganz frauenhaft dilettantisch, ganz gefühlsmäßig heraus; daß es aber den Ansichten ihres Gemahls entsprach, hat bald darnach ein Artikel der „Hamburger Nachrichten" erwiesen. In der Eisenbahn klang ein ähnlicher Ton sehr weiblich an, indem die Fürstin sich der radikalen Schlechtigkeit des Kgl. Schauspielhauses, fast schadenfroh möchte ich sagen, zu freuen schien. Ganz Bismarckisch war ein Teil ihres Urteils über die Hamburger; Eines an ihnen sei gut, meinte sie: sie hätten den Mut, Verbrecher wirklich zu köpfen, sie scheuten sich nicht weichlich vor der Verantwortung. Reichstagsrede des norddeutschen Bundeskanzlers vom 1. März 1870.

Ihre ganze Seele atmet in der Welt ihres Mannes. Wie das Enkelkind einer Freundin dem durchreisenden Fürsten an die Bahn gebracht sei, ihn im Salonwagen gesehen habe und nachher da-

heim erzählt habe: „ja, gesehen habe ich den Bismarck, aber denkt Euch, er hatte gar keine Krone auf dem Kopf“: das erzählte sie mit lächelndem tiefem Stolze, zugleich mit einem Tone eigener großmütterlicher Freude. Sie ist nicht wohlbeleibt; auch ihrem Wesen fehlt das Behäbig-Breite ganz, das man wohl oft und gern bei den Großmüttern, den Siebzigerinnen sieht; bei aller Einfachheit eignet ihr doch der große Stil der hochstehenden Frau — unter diesen Einschränkungen indessen möchte ich auch ihr Wesen als großmütterlich bezeichnen, es strahlt Erfahrung, Sicherheit und überlegenes Wohlwollen aus.

Mit ihrer eigenen Darstellung in Allers' Skizzenbuch war sie — sehr begreiflich! — unzufrieden; auch Lenbach wisse sie nicht zu treffen, aber ihren Mann könne er malen; Allers könne das nicht. Nur die Dienerschaft, die Kinder, daneben allerdings auch L. Bucher, Lenbach und Schweninger seien Allers gelungen. Den Fürsten habe er teils zu klein aufgefaßt, teils posieren lassen. Immer mit der langen Pfeife! Die er doch lediglich nach dem Essen am Tische rauche. Daß man dennoch froh sei, neben Lenbachs stilisierten Bildern und deren großer historischer Charakteristik diese Zeichnungen zu haben, und daß manches nett daran sei, gab sie mir zu. Auf dem Hamburger Bahnhofe ein dankbarer Abschied — dann war ich allein, meine Reise glücklich beendet. Ich habe ihn gesehen, gehört, in seiner Welt geatmet, die Erinnerung bleibt mir für alle Tage meines Lebens ein kostbarer Schatz. Und recht anschaulich ist mir, soviel ich vorher von ihm gewußt und gedacht, doch manches geworden. Sieht man diese Persönlichkeit, die immer ist und sich nie spielt, so begreift man von neuem, wie ganz persönlich all sein Wirken ist. S i c h auszuleben, s i c h treu zu bleiben, zu tun, was das eigene Daimonion ihn heißt, wozu Genius, Stolz, Tatkraft, Betätigungsdrang, der mächtige Ehrgeiz der Größe ihn treiben — das bleibt die Wurzel der Tätigkeit des großen Menschen; vielleicht überall, sicher wenn er ein Staatsmann ist. Bei den größten, den dämonischen Menschen, ist es gewiß niemals anders. Wie sich dann doch der Bund mit der Idee schließt, wie der eigentlich Große diesen Bund innerlich und fest schürzt und sich über sich selber doch auch hinaushebt — diese Dinge zu erörtern verlangte Bände, und eine

Formel gibt es nie dafür. Aber der immer neu wirkende, ursprüngliche und allgewaltige Antrieb quillt doch stets „aus des Busens Tiefen", aus dem Flammenkern der gewaltigen Persönlichkeit als solcher hervor. Und das ganze Empfinden dieser Persönlichkeit ist bei Bismarck politisch geworden. Auch das trat mir überaus stark entgegen. Leidenschaftlich hängt er mit jeder Faser seines Wesens an der Politik. Wie könnte es freilich anders sein? Alles andere wies er ab; Historie und Historiker habe ich hier und da berührt, weder auf Sybel noch auf Treitschke — und beide stehen ihm doch nicht so ganz fern — ging er auch nur mit einem Worte ein. Auch soziale Gedanken berührte er nicht. Daraus etwas zu folgern, nach hundert Minuten zufälligen Gespräches, wäre unvorsichtig. Aber das spürt man doch: wirtschaftliche und persönliche Gedanken nehmen den Vordergrund seines stets heißbewegten Geistes und Fühlens ein, und beide sind politisch angeschaut — auf Ein Ziel richtet sich alles. Wie Treitschke es klagend vor Jahren ausrief: Der alte Herrscher verzehrt sich in der Glut seiner nun unbefriedigten Leidenschaft. Eine Tragödie von größtem Stile, daß das so hat kommen müssen. Daß auch in dem 78jährigen, der sich der Unmöglichkeit einer Rückkehr zu den Geschäften völlig bewußt ist, bei manchem Nachlassen der nun seit drei Jahren abgestellten Spannkraft noch Schwung, blitzende Schnelligkeit, die volle Bismarckische Farbe des Gedankens und Wortes lebendig ist, das habe ich in den Stunden zu Friedrichsruh freudig und staunend erfahren.

Ich werde nimmer seines Gleichen sehn.

# Trauerrede auf Bismarck, 1898

Leipzig am 2. August 1898

Überall in unserem Vaterlande wehen die Fahnen auf Halbmast; die Völker der Erde schauen, in Freundschaft oder in Feindschaft, alle mit starkem Anteil, auf unsere Trauer hin; der so lange und so oft die Blicke der Welt auf seine Riesengestalt gelenkt hat, er zog sie zum letztenmale auf sich, der Sterbende, der Tote. Uns liegt noch heute — denn gar vielen wird es nicht anders sein als mir — ein dumpfer Druck, wie eine Lähmung, auf Herzen und Hirn. Denn wir haben ihn lieb gehabt, so sehr, wie selten ein Mensch geliebt worden ist, und wir haben in ihm gelebt, Jahre und Jahrzehnte hindurch; er hat an der Spitze unserer Welt gestanden, er hat so vielen von uns den persönlichen Mittelpunkt ihres Weltbildes, die lebendigste Kraft ihrer ganzen Lebensanschauung bedeutet. Und wenn er, der 83jährige, seit langem in Einsamkeit, in scheinbarer Ruhe saß, aus dem Bereiche seiner großen Arbeit verbannt, — wer fühlt es nicht, daß er ein Wirkender geblieben ist bis zuletzt? Uns hat er gelebt, uns ist er etwas gewesen, unablässig, solange sein Atem ging, und uns bleibt er lebendig. So empfinde ich es, und nur so kann ich, aus der Fülle des Herzens heraus, heute reden: aber der Ton, der diese Tage überall durchzittert, sagt es mir, daß Millionen denken und fühlen wie ich. Und immer wieder, wie sie es seit so Langem gewohnt gewesen, gehen unsere Gedanken zu ihm hin: sie wandeln die Pfade dieses ungeheuren Lebens von neuem nach; sie tauchen ein in den flutenden Strom dieses Geistes, dieser Persönlichkeit.

Alle die größten Dinge, die unser Volk in diesem Jahrhundert gesehen hat — und niemals hat es größere gesehen als da, — sie schreiten vor uns vorüber; in ihrer Mitte der Mann, der sie gestaltet hat wie kein anderer neben ihm.

Eine glückliche Jugend, kraftvoll, vom Hauche des ländlichen Lebens durchweht und doch mit den Gedanken der bewegten Zeit befruchtet; Genuß und Kämpfe des Daseins, stolze Selbstbehauptung von frühen Tagen an, und dann gestrenge Arbeit auf der heimischen Flur; Kämpfe im Innern seiner Seele, bis er inmitten des Zweifelns und Tastens der revolutionären Epoche den festen Grund monarchischer und religiöser Überzeugung gefunden hat,

dessen sein Wesen bedurfte; blitzende Kämpfe im Dienste seines Königs und seines Standes — und dann die Erziehung des Staatsmannes zum Führer seiner Zeit. Er verarbeitet zögernd, widerwillig in sich die Forderungen der deutschen Nation und macht sie sich schließlich tief zu eigen. Ein Preuße von ganzer Seele, ergreift er im Sinne seines Staates, vom großen Ehrgeize Friedrichs II. getragen, die Aufgaben der deutschen Welt. Und immer freier, heller, weiter faßt er sie auf; immer höher steigt er selber empor; der widerstrebend sich mit den Kräften seiner Gegenwart durchdrungen hat, nun durchdringt er jene mit seinem persönlichen Selbst: er handelt, er ringt, ein Kämpfer, ein Vernichter, ein Neuerbauer, scharf, leidenschaftlich, in jenem höchsten Streben des Genius, sich selber machtvoll und rücksichtslos durchzusetzen, weil er das Leben und die Zukunft bringen kann. Für oder wider ihn, das wird der Schlachtruf, nach dem sich die Menschen sondern; und in dem gewaltigsten Jahrzehnt unserer neuen Geschichte wird jeder seiner Schritte ein Sieg und jeder seiner Siege eine Tat der nationalen Erfüllung. Er vollendet die alte Arbeit seines Preußens; er wird zum Deutschen; er wird der Gründer des Deutschen Reichs. Aber die Höhe, die er erreicht hat, der Jubel, der den ehemals Gehaßten umbraust, der Abschluß, den er scheinbar errungen — sie befriedigen ihn nicht. Er geht, mit der Partei zusammen, mit der gemeinsam er gesiegt hat, an den Ausbau des neuen Werkes und führt, mit ihr verbündet, neuen, schicksalsvollen Kampf. Allein die liberale Welt ist doch im Grunde die seine nicht; die wirtschaftlichen Gegensätze, die sozialen Nöte, die mit dem Siege des liberalen Prinzips zugleich und aus ihm heraus in die Welt gekommen sind, ergreifen ihn mehr und mehr. Und während ihn der kleinere Streit des Tages zu umstricken und zu lähmen scheint, zieht er sich, in jenen inhaltsschweren Monaten von 1877, in die Einsamkeit seines Landsitzes zurück und stellt die Fragen einer neuen Lebensaufgabe vor sich auf: was ringsum gärt und tobt, er verarbeitet es in machtvoller seelischer Sammlung. Wiederum wird er der Inbegriff des Lebendigen, des Notwendigen, das sich am neuen Tage durchringen will, und als er in die Welt zurückkehrt, bringt er ein neues System staatlicher und nationaler Zusammenfassung mit; er macht die drän-

genden Wünsche und Klagen, die Ansprüche, die Gedanken zur staatsmännischen Tat. Und auch sie hat er noch vollbracht: die Wirtschaft seines Landes nach außen hin abgeschlossen und innen hundertfach bereichert; seinem Reiche durch die neuen Zölle erst die finanzielle Selbständigkeit des Daseins gesichert; seinem Staate, seiner Monarchie, seinem Kaisertum eine ganze Welt neuer Pflichten, tieferer Bestrebungen, innerlicherer sittlicher und politischer Macht erobert. Von neuem trat ihm der Widerstand der von dieser Flut schöpferischer Pläne Überraschten, der Bedrohten in den Weg; zum zweitenmal hat er, im Wichtigsten, gesiegt. Da wurde die Krone seines Kaisers zum echten Wahrzeichen des aufwärts- und vorwärtsdringenden deutschen Lebens; Wohlstand und Arbeit schlossen sich um ihn zusammen; die großen Probleme des sozialen Kampfes und der sozialen Heilung hat Er zuerst, nach *seiner* Art, aber mit gewaltiger und bahnbrechender Wucht, mitten in die staatliche Wirklichkeit hineingerückt. Und dies sein Deutschland, das er so von Neuem einte und beflügelte, blieb, solange er es regierte, unter den Mächten des Kontinents die erste: er umgab es mit sichernden Wällen eigener Kraft und fremden Beistandes; er wies ihm noch selber, da die Stunde neuer Entwicklungen nahte, die Bahnen aus europäisch-engem Kreise hinaus in die Weiten des Erdballs, die Bahnen über die Meere hinweg, zur Handels- und Seegewalt inmitten der Welt. Unauslöschlich hat er einer neuen Epoche die Spuren seines Wirkens eingeprägt; alles deutsche Dasein hat er damals, ob nun in zähem Widerstreite oder im Jubel hingegebener Begeisterung, bis in die Tiefen hinein mit seinem Wesen durchtränkt. Als er ein Siebziger wurde, da stand er erst ganz auf dem Gipfel seiner Kraft und seiner Erfolge, der Gründer und der Neubildner dieses Reiches, ja dieses Volkes; und wenn man es je von einem Menschen sagen konnte: Fürst Bismarck war damals die deutsche Nation.

Wo ist der Sterbliche, von dem man Größeres verkünden dürfte? Von wie Wenigen nur hat je das Gleiche oder das Annähernde gegolten; und von wem darf es gelten unter den Genien *unseres* Volkes? Hoch ragt die Macht seiner Taten und seines Einflusses über den wesensverwandten Freiherrn vom Stein hinweg; nur drei sind es, die wir neben ihm nennen dür-

sen, die gewaltigsten Träger der Lebensalter unserer neuen Geschichte: Goethe, Friedrich II. und Martin Luther. Auch jene drei sind heute noch mit uns und in uns lebendig, jeglichen Tag; ihre Einwirkung ist unermeßlich; hat einer von ihnen so sehr das Ganze seiner Welt ergriffen wie Bismarck? Hat sich, als sie starben, so jeder Kreis des deutschen Lebens, in gutem oder in bösem Willen, mit ihnen auseinandersetzen gemußt wie heute mit ihm? War so die Trauer der Hunderttausende und der Millionen um sie vereint? Am ehesten um den mächtigsten von ihnen, um den, dessen Schicksal es war, daß er unser Volk, indem er es emporriß und auf weite Jahrhunderte hinaus belebte, zugleich mit dem Fluch der inneren Zerspaltung treffen mußte. Als Martin Luther starb, da ging wohl wirklich der Schauer durch alle Gaue und alle Lande hin wie heute, und die Sage, die seinen Tod umspann, verkündet uns, wie ungeheuer er war. Damals hat Philipp Melanchthon dem toten Freunde zu Wittenberg die Gedächtnisrede gehalten. Er hatte den vollen Eindruck des Weltgeschichtlichen, als er an diesem Sarge sprach: er fügte seinen Verstorbenen der hohen Reihe der Propheten, der göttlichen Werkzeuge und Lehrer ein, die seit dem alten Bunde die Geschichte durchziehe, und damit dem Erhabensten, davon die Reformationszeit wußte. Er schilderte den Mann, der mit der einen Hand die Kelle und mit der anderen das Schwert geführt habe. Er redete von seinen menschlichen Zügen, der furchtbaren Heftigkeit seines Wesens inmitten einer Zeit, deren Krankheit freilich einen scharfen Arzt gebraucht habe; und neben sie stellte er die Güte und Leutseligkeit, die Freundlichkeit und das Herz ohne Falsch. „Wir sind", so sprach er von Martin Luther, „wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt haben und dessen beraubt sind."

Das sind die Klänge, wie sie 1546 die Seelen durchhallten; vernehmen wir sie nicht, als seien sie heute angeschlagen worden? Und gewiß, das geht uns heute wieder durch Ohr und Herz, daß wir die Ähnlichkeit, die zwischen dem Thüringer Bergmannssohn und dem altmärkischen Edelmann besteht, in ihrer ganzen Stärke von neuem empfinden. Wer den einen begreift, der kann und muß, trotz allem, was die Zeitalter zwischen sie gelegt haben, auch

den anderen in seiner persönlichen Art verstehen; sie sind aus einem Holze, sie sind beide von deutscher Art. Und das ist das stolze und siegreiche Wort, das unsern Schmerz auch heute laut übertönen darf; daß wir Otto von Bismarck als den Unsern wissen. Denn er war unser! Und wir kennen ihn ganz. Nicht jeden Zug, sicherlich, und lange noch nicht jeden Reichtum und jede Phase seines Daseins: an denen wird die Nachwelt, Geschlecht um Geschlecht, forschen und deuten und immer Neues, Tieferes, Größeres, immer neues Gut, neue Überraschung und Erleuchtung aus ihnen gewinnen: das ist die Erbschaft des Genius an die Geschichte. Und doch ist uns schon heute Bismarck gegenwärtig, als ein Ganzes, das wir besitzen und durchdringen. Wer könnte die Macht dieser gewaltigen Züge verkennen? Wir wissen es, und wir denken nicht daran, es zu verhüllen — es wäre so töricht und klein wie es nutzlos wäre: wir wissen es, er war ein Mensch der leidenschaftlichen Kraft, einer der Ungeheuren, die das Wirkliche schonungslos meistern und beherrschen, der geborene Kämpfer, wenn es jemals einen gab, verwegen bei aller schneidenden Schärfe und Sicherheit seiner Berechnung, und ein furchtbarer Gegner, der zermalmend zugriff; er hat zu jenen Stärksten unseres Geschlechtes gehört, die alles wagen und können, bei denen aus dem inneren Flammenkerne der Persönlichkeit immer wieder die glühenden Kräfte hervorbrechen, ein leuchtendes Wahrzeichen über der Welt, aber nicht gefahrlos für die Kleinheit ihrer Anwohner. Wer dürfte es wagen, die Gestalt dieses Mannes ihrer heroischen Schroffheit zu entkleiden? Wir kennen die Ausbrüche seines Zornes und seiner stolzen Selbstherrlichkeit und lieben ihn darum nicht minder. Denn wir fühlen uns ihm dennoch tiefinnerlich nahe. Nicht nur, weil er für uns gestritten und für uns gesiegt, weil seine Lebensarbeit unser Dasein tausendfältig erweitert und befruchtet hat; nicht nur, weil bei diesem Großen die Macht seiner persönlichen Antriebe doch stets in unlöslichem Bunde mit den Aufgaben seines Staates, den Bedürfnissen seines Volkes, den lebendigsten Idealen seiner Gegenwart gestanden und ihnen recht eigentlich gedient hat, und weil sein Genius so reich und so umfassend war, daß er zuletzt doch immer in allen sachlichen Entscheidungen die Gewalt seines Temperamentes unter die Zucht des

ſtaatsmänniſchen Maßes, einer großartigen Selbſtbeſchränkung und weiſen Beſonnenheit beugte — ſondern zudem und zumal, weil er ſo deutſch iſt bis auf den Grund, weil wir das Miteinander von zorniger Aufrichtigkeit, welche die Schranken des Korrekten verächtlich überſpringt, und von zarter und ſchlichter Treue, wie er es beſaß, an unſeren beſten und größten Deutſchen kennen und ganz verſtehen; weil dieſe Natur mit ihrem ſchöpferiſchen Willen und ihrer niederwerfenden Kampfesluſt ihre Wurzeln ſo tief in dem Boden des Geſunden und Allgemeinen, in dem Boden unſerer Volksart hat; weil alles dies Große ſo echt und ſchließlich ſo einfach iſt, daß unſer Gefühl es nachempfindet, ohne über ſeine Gegenſätze zu erſtaunen. Denn wir kennen ihn ja, wie er ging und ſtand, einig mit dem Lande, das ihn geboren hatte und deſſen Früchte er, der Landedelmann, alljährlich großzog und erntete; wie er Freude hatte an allem Einfältigen und Kleinen, an jeder Sprache der heimiſchen Natur, ſo daß ein friſcher Erdgeruch das ganze hohe Daſein auch des Staatsmannes, des Genius umwitterte; wie er ſo ganz in ſeiner Familie lebte, ein germaniſcher Menſch, untrennbar von der warmen Behaglichkeit des Hauſes, zart, innig und einfach in ſeiner Liebe, von der er doch bekannte, daß ſie mit ſeinem Glauben zuſammen die feſteſte geſtaltende Kraft ſeines Lebens war. Wir kennen ihn ja, wie er zu den Seinen, zu ſeiner Gemahlin, zu ſeiner Schweſter geſprochen hat, in Briefen, klar und groß und rein bis auf den Grund, in denen alles abſichtslos zu Worte kommt, übermütiger Scherz und erhabener Ernſt: die tiefen Saiten ſeines Seelenlebens ſchwingen und klingen da ſo ſchlicht und ſo voll; wer dieſe Briefe lieſt, der muß ihn lieben. Wir wagen es heute nicht, ſein Weſen zuſammenzuſetzen und nachſinnend zu erläutern; wir wagen es in dieſen Stunden nicht, einander die einzelnen Züge der Erſcheinung, des Antlitzes zu ſchildern, die wir nun niemals im körperlichen Leben wiederſehen ſollen: aber in ihrem geſamten Bilde ſtehen ſie uns allen doch vor der Seele, ganz hell, ganz lebensvoll; und wir ſehen ihm in die Augen hinein, die das Gewaltigſte waren, was unſere Zeit in einem Menſchenantlitze zu ſchauen hatte, in dieſe Augen, von deren Blicken, wenn ſie ſcharf auf dem Anderen ruhten, ſich jener durchbohrt, durchdrungen, beherrſcht fühlte — wir ſehen ruhig

und ohne Scheu in sie hinein: so löwenhaft sie sind, sie sind uns tief vertraut; wir fühlen es: er war unser.

Freilich, er selber ist er — und Gottlob! — geblieben bis zuletzt. Er hat das Alter unseres größten Dichters erreicht und übertroffen; er hat so wenig zu rasten vermocht wie Goethe: er hatte den allmächtigen Drang, zu wirken, solange ihm die Sonne noch schiene. Aber gewiß, nicht in dem harmonischen Gleichgewichte der Seele, wie es der höchste Mensch unseres humanistischen Zeitalters in sich selber, als Künstler und Weiser, ausgestaltet hatte; denn Bismarck war, so tief seine Bildung und seine Liebe in dem Kreise der Goethischen Kunst ruhte, wahrlich kein Humanist. Der stürmische Drang seiner Persönlichkeit sprengte alle Fesseln des Goethischen Ideales; er war der Genius der politischen Zeit, und seine Seele war politisches Handeln. Verstanden hätte ihn Goethe wohl, den großen Lebensschaffer, den ewig Ringenden, den ewig Unbefriedigten, der es nicht verwinden konnte, gelähmt und von seiner Welt, dem Schaffen und Herrschen, geschieden worden zu sein. Es war ein Irrtum, wenn wir aus den Klängen seiner wundervollen Ansprachen vom 80. Geburtstage auch bei Bismarck den Geist der ruhigen Betrachtung herauszuhören meinten, den Geist Goethischen Greisenalters, der die stille Welt beruhigt zu seinen Füßen sähe. Das waren Augenblicke, die auch bei Bismarck nicht selten sein mochten: aber sein Eigenstes enthielten sie nicht. Wie erschütternd klang seine Klage, daß ihm sein Leben in all dem Überschwange seiner Erfolge doch so wenig Glück gebracht hätte. Glück war ihm eben nur Kampf, und der Kampf ließ ihn niemals zum Genusse dieses Glückes kommen; ringend gegen ein bitteres Geschick, protestierend gegen alles Feindliche, das er in der Welt sich gegenüber sah, weiter streitend für sein Lebenswerk, verteidigend, warnend, anklagend, lehrend — so hat er fortgelebt in seiner Art des Lebens, bis ihm der Tod den starken Strom seiner Gedanken abdämmte. Kein friedliches Greisentum, vielmehr aufrichtig und stolz, herb, kriegerisch, und doch ein unvergängliches Schauspiel: er blieb sich treu; in der Rastlosigkeit, „im Weiterschreiten fand er Qual und Glück," wie Goethes ewiger Held: er, Bismarck, nicht deshalb, weil er gleich Faust nur an dies Irdische geglaubt und in ihm allein sich hätte betätigen wollen, sondern

weil er es nicht lassen konnte, solange er hier unten weilen müßte, die Kraft anzuwenden, die einmal in ihm war: immerfort strebend, höher und höher dringend, niemals am Ende, solange sein Herz noch schlüge — der Träger und die Verkörperung der höchsten irdischen Erlösung, die der Dichter unserer Welt dereinst ersehnt und vorgehalten hatte: im Anfang war die Tat.

So ist er gewaltig und ganz er selber gewesen, bis in seinen letzten Tag. Eine Erscheinung von persönlicher Macht, wie das wahrlich nicht arme Jahrhundert seit dem ersten Napoleon keine gesehen hat; und Bismarck war unendlich reicher und tiefer als Napoleon. Mehr als ein Menschenalter hindurch war er der Ausdruck, der Gestalter seiner Zeit; wir haben das Gefühl, daß sie nicht nur für Deutschland, daß sie für Europa das „Zeitalter Bismarcks" bleiben wird, und daß wir die Epoche von 1870 erst mit ihm begraben. Wir haben das Gefühl und haben es immer gehabt, daß wir hoch begnadigt seien, den Genius so leibhaft unter uns, vor unseren Augen zu haben. Wenn wir je vergangenen Geschlechtern den Umgang mit den Heroen der Menschheit, die unter ihnen weilten, beneidet haben — auch dir wird dieser Neid einst gelten: das sagte sich dankbar jeder, der einmal, erschauernd und erhoben, Angesicht gegen Angesicht, vor diesen ersten unter den lebenden Menschen treten gedurft.

Otto von Bismarck wurzelt in festbestimmtem Boden, in einer festbestimmten Epoche; seine besondere Art, seine besonderen Schöpfungen sind, wie alles Irdische und wie seine Lebensdauer selbst, zeitlich begrenzt: sie sind wandelbar, sie sind sterblich. Wer könnte sich das verhehlen? Aber noch weniger zweifeln wir heute an dem anderen: ein gutes Stück seines Lebens ist dennoch ewig. Wann hat ein Einzelner sein Volk so überschwänglich reich und mit so innerlich gefesteten Gaben beschenkt? Was er zum Abschluß brachte, war ja die Entwickelung langer Jahrhunderte; was er aufrichtete, war zugleich das Ergebnis alter und starker allgemeiner Kräfte: die werden es auch künftig tragen helfen, und wir hoffen und vertrauen, daß es, einmal geschaffen, durch sich selber fortdauern wird; sein Untergang wäre ja nur denkbar im Untergange unseres Vaterlandes selbst. Daß aber jene Schöpfung wirklich vollendet ward und wie sie vollendet ward, das ist sein Werk,

und tief hat sich sein Wille und sein Wesen in sie hineingeprägt: solange jene besteht, und mag sie auch weiter- und umgebildet werden, so lange wirkt auch sein Eigenstes in ihrem Gefüge und ihrem Geiste mitbestimmend und unaustilgbar nach. Und mehr als das. Wie könnte die Lehre seines Daseins zugrunde gehen? Hat er nicht, in der Fülle seiner Kraft und seines Ernstes, sein Volk erzogen, vier Jahrzehnte lang? Hat er ihm nicht die Güter seines Staates und seiner Einheit ergreifend durch Wort und Tat an das Herz gelegt? Hat er nicht Zug und Geist, Willen und Strenge in unser aller Leben gepflanzt, den Geist der Wirklichkeit, der Treue, der Entschlossenheit, der in ihm selber war? Die höchsten Aufgaben, die unser Staats- und Volksleben heute beschäftigen, hat er zum wichtigsten Teile noch selber gestellt; auch wo man von ihm abgehen gewollt, war er es doch gewesen, der die Probleme zuerst unausweichlich erfaßt hatte; in Liebe und Haß, in Jüngerschaft oder Gegenwehr, überall muß jede Partei, jeder einzelne mit Bismarck abrechnen: und überall fließt auch den Gegnern eine Fülle von dem positiven Wirken des großen Reichsschöpfers in ihre Arbeiten hinein. Den heutigen Tag, der nicht mehr seiner Epoche angehört, beherrscht noch immer er. Wie alle die Großen, die ich mit ihm nannte, so wird er in die ferne Zukunft hineinragen, in stets neuer Betätigung seiner Antriebe, in stets neuer zwingender Anregung; einer der Genien, die immer wieder aufstehen und mit denen alles Lebendige, lernend und ringend, sich innerlich auseinandersetzt, in jenem ernsten und tiefen Kampf, bei dem das Wort des Widerstrebenden gilt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Uns Heutigen ist es leicht, diesen Segen noch ganz unmittelbar zu verspüren. Uns ist er der Mahner und Leiter, der Meister, der Freund, der Vater geblieben, solange er auf Erden war; in den Erfolgen, die unsere Wehrkraft zur See und unsere nationale Zusammenfassung gegen Osten in diesen letzten Monaten davontrugen, haben Tausende den letzten Sieg des alten Kanzlers erblickt. Wir können angesichts dieser Bahre den Wunsch nur immer im Innersten wiederholen, daß der Hauch seiner Größe, den wir so lange empfunden haben, über unserer Kleinheit lebendig bleibe und weiterwehe, daß seine sittlich-staatliche Erziehung uns

ſtähle für den Kampf des morgenden Tages, den ſein Auge nicht mehr ſchaut; daß in den Prüfungen einer drohenden Zukunft ſein Geiſt des Mutes, der Verantwortung, der Tatkraft, des großen Willens uns weiterführe auf Bahnen, die eine neue Zeit verändernd zieht und über denen doch das Licht der alten Sonne weiterſcheinen muß. Wir können nur unſere Seelen öffnen, damit der Eindruck dieſes vollendeten Lebens in ihnen fruchtbar werde. Wie oft werden wir uns noch zu erbauen, zu ſtärken haben an dieſem Bilde menſchlicher und deutſcher Erhabenheit. Er wird uns begleiten, — ſo wie in dieſen ernſten Stunden, in Nähe oder Ferne, jetzt *wir* ihn treulich geleiten bis zur Gruft. Mit allem Reichtum der begreifenden Liebe, der unermeßlichen Dankbarkeit folgen wir dem Toten in dieſen Tagen, dieſen Wochen nach; mit aller Wehmut der Trauer, daß er uns nun doch verlaſſen mußte; mit allem Stolze des Gefühls, daß er zu uns gehört und wir zu ihm; mit aller Gewißheit des Glaubens, daß er unter uns ein Stück menſchlicher Ewigkeit war, unverlierbar, unvergänglich, voller Kräfte, die ſich weiter und weiter entfalten müſſen, lange über unſer perſönliches Daſein hinaus.

Wir nehmen von dem Geſtorbenen Abſchied — einen Abſchied, bei dem wir dennoch wiſſen, daß Bismarck der Unſere nun erſt recht bleibt und daß ſein Beſitz, den der Kampf ſeiner Lebenstage unmittelbar auf die beſchränkte, die ihm anhingen, ſich nun allmählich immer nur dehnen und dehnen kann: denn er war der Verkörperer des Ganzen unſerer Nation, und dem Ganzen muß ſeine Nachwirkung und muß ſein Bild nun zu eigen werden. Wir grüßen ihn in bitterer Traurigkeit und doch auf ein Wiederſehen: ein Wiederſehen inmitten unſerer Welt, in der wir ihn treffen ſollen, alle Jahre und alle Tage; ſolange deutſches Leben und deutſches Weſen beſtehen, wandelt er mitten unter uns. Und nur dem, den unſer Auge geſehen und unſer Ohr gehört hat, dem geliebten Toten, dem ſagen wir heute, in den Tiefen unſerer Seele erſchüttert, unſer Fahrewohl.

# Fürſt Bismarck

Ein Überblick, März 1901

Fürst Bismarck ist unter allen Deutschen des 19. Jahrhunderts der persönlich gewaltigste, in Taten und Wirkungen mächtigste, mit dem entscheidenden Neuen, das dieses von seinem langen Leben durchspannte Jahrhundert erfüllt hat, am sichtbarsten und allseitigsten verbundene gewesen; auch auf das Zeitalter als Ganzes, außerhalb der eigenen Nation, hat er unermeßlich eingewirkt; soweit das Menschenalter von 1850 und 1860 bis 1890 nach Einem zu benennen ist, kann es nur seinen Namen tragen.

Er ward während der hundert Tage, in denen der einzige, den dieses Jahrhundert neben ihn zu stellen hat, der französische Weltkaiser, seinen Verzweiflungskampf kämpfte, in dem altmärkischen Schlosse seines Geschlechtes geboren, ein Sohn des alten Preußens, durch die hochstrebende, kluge und ehrgeizige Mutter der Abkömmling einer Gelehrten- und Beamtenfamilie, durch den gutmütigen, wenig hervorragenden Vater dem Landadel verknüpft, durch die Familiengüter hier auf die Marken und Magdeburg, dort auf das westliche Hinterpommern gewiesen. Preußen war durch die Umbildungen der Reformzeit tief berührt worden; noch immer aber standen gegenüber den aufstrebenden neuen, bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gewalten und Gedanken die alten konservativen aufrecht und traten gerade jetzt wieder in den Vordergrund: das starke Königtum, das diesen Staat geschaffen hatte, mit seinem modernen Beamtentume, seinem Anspruch auf eigene feste Autorität, die diesen Staat zusammenhalten mußte, und neben ihm der alte Adel, einst durch die Krone gebändigt und zurückgedrängt, jetzt seit langem ihr Verbündeter und ihr getreuer Diener, wenngleich mit ihrem Beamtenwesen niemals völlig versöhnt, in der neuen Zeit von erneutem Drange auf eigene, adlige Selbständigkeit beseelt; dem Ganzen wollte er freudig mit Schwert und Arbeit dienen, aber in seinen eigenen Bezirken, auf der eigenen Scholle der Herr bleiben, soweit es die Einheit und das Gleichheitsstreben des modernen Staates nur eben ertrüge. Der junge Bismarck ist von frühen Jahren an zwischen den Gütern der Eltern und der werdenden Großstadt Berlin hin- und hergeworfen worden; er erfuhr dort, in Erziehungsanstalt und Gymnasium, zu-

gleich die Einflüsse der empordrängenden, kritischen Zeit. Das Alte hatte sich in dieser Restaurationsepoche behauptet, wies gerade in Preußen die liberalen Bestrebungen mißtrauisch und spröde zurück, und Preußen verlor in den letzten Jahrzehnten Friedrich Wilhelms III. ein gutes Stück des gesteigerten Lebens, das es zwischen Jena und Waterloo in sich aufgenommen hatte; dennoch verwitterte das Alte in der Stille weiter; geistige und politische Keime der Zukunft drangen vor und zersetzten es. Auch Bismarck wurde von ihnen ergriffen; seine monarchische wie zumal seine religiöse Gläubigkeit wurde wankend, er wurde von liberalen und nationalen Gedanken wenigstens irgendwie berührt, von deistischen und pantheistischen Auffassungen offenbar stärker und dauernder gepackt. Jene politischen Regungen sind in dem Göttinger und Berliner Studenten, in dem Auskultator und Referendar zu Berlin, Aachen und Potsdam dann bald wieder zurückgeschoben worden, und höchstens eine Neigung zur Kritik blieb zurück, von der wir schwer entscheiden können, wie weit sie noch mit irgendwelchen zeitgenössischen Strömungen zusammenhing; der Aristokrat in ihm, das ist deutlich, wurde nach 1832 unmittelbar herrschend. Er war es völlig während des Aachener Aufenthaltes: der jugendliche Bismarck wurde dort vom Strudel des üppigen internationalen Weltlebens mitgerissen und scheint nicht ohne Mühe sich selber wiedergefunden zu haben. Gelernt hat er, wie in der Schulzeit, so in der Studienzeit und in diesen Beamtenjahren sehr viel; seine Prüfungsarbeiten von 1836 zeigen ein weites Wissen, ein klares praktisches Denken, und neben gewissen sachlich-altpreußischen Zügen in so manchem bereits die ganz persönlichen seiner Eigenart; in mancher Wendung erkennt man die Klaue des Löwen. Daß er 1838 die Beamtenlaufbahn verließ und Landwirt wurde, ist wohl zu einem Teile durch die Rücksicht auf die Vermögenslage, auf den Stand der elterlichen Güter veranlaßt worden, hauptsächlich aber doch offenbar durch die tiefe Unzufriedenheit des 23jährigen mit der Bürokratie. Er spricht damals von seinen Überzeugungen, die mit dem alten preußischen System nicht übereinstimmten, und rühmt die Staaten mit freier Verfassung; ein Hauch von Liberalismus scheint in diesen Worten unleugbar. Hauptsächlich aber will er doch seine „Individualität" behaupten und frei betätigen,

freier als es die Gebundenheit der ſtaatlichen Hierarchie dem einzelnen erlaubt: das kann er als Landwirt in ſeinem natürlichen Kreiſe; der Drang, der ihn trieb, war alſo wohl ſchon damals ein vorwiegend oder ganz perſönlicher, eben jener angeborene Widerſtand des Junkers, des Gutsherrn, der daheim wirklich Herr iſt, gegen die Gleichmacherei und den Schematismus der allezeit befehdeten „Geheimen Räte“. Seinen Ehrgeiz leugnet er nicht, und große Dinge könnten ihn locken; aber die Selbſtändigkeit gewinnt den Sieg. Und ſicher iſt, daß all ſeine weitere Entwicklung in dem folgenden Jahrzehnt, dem Jahrzehnt des Landwirtes Bismarck (1838—48), auch politiſch den adligen Gutsherren völlig in ihm ausgebildet hat, den Ständiſch-Oppoſitionellen, den Monarchiſten, der aber kein Abſolutiſt, der indeſſen auch durchaus kein Liberaler iſt. Die Bürokratie blieb der Gegenſtand ſeiner Abneigung, die patrimonialen Befugniſſe des Edelmannes wünſchte er zu erhalten.

Seinen wirtſchaftlichen Beruf hat er damals mit vollem Eifer und offenbar mit glücklichem Erfolge ausgeübt; er muß damals erſt vollkommen mit der Scholle verwachſen, mit allem Lebendigen, das er als Gutsherr zu pflegen und zu beherrſchen hatte, tief vertraut geworden ſein. Zum Krautjunker wurde er auch jetzt nicht. Er machte weite Reiſen und ſah auf ihnen mit den hellſten Blicken um ſich; er leiſtete dem Könige mit Freuden ſeinen Waffendienſt; aber auch die ſeeliſchen Gärungen, die auf dem Gymnaſium begonnen hatten, ſetzten ſich in ihm fort. Er rief, nachdem er Hegel geleſen, nachdem er bei Spinoza „Beruhigung geſucht“ hatte, in den vierziger Jahren die revolutionären Junghegelianer zu Hilfe; ſeine Skepſis wuchs und ſeine Unruhe auch. Er muß damals, auf ſeinem pommeriſchen Kniephof, lange und trübe innerliche Nöte durchſtritten haben. In überraſchend weitem Maße hat er ſich damals die europäiſche Dichtung der Zerriſſenheit zu eigen gemacht, Byron vor allem, deſſen grandioſe wilde Düſterkeit ſein ſtürmiſcher Genius verſtändnisvoll ergriff; alle unbeſchäftigten Kräfte, die in ihm brauſten, rüttelten in der Einſamkeit dieſer Jahre an ſeiner Seele: er blieb auf das Tiefſte unbefriedigt, ſein ganzes Weſen verlangte nach ſtärkerer Ausfüllung, nach dem Poſitiven. Seine Arbeit erweiterte ſich; er übernahm das väter-

liche Schönhausen; er gewann im Kreise seiner Standesgenossen an Ansehen, an Tätigkeit innerhalb der Selbstverwaltung, er wurde Deichhauptmann und schien des Landratsamtes für die Zukunft gewiß, er trat im politischen Leben der Provinz bereits hervor. All das genügte ihm nicht; er brauchte einen festen, innerlichen Halt. Erst die Rückkehr zur christlichen Gläubigkeit hat ihm den geboten; auch sie hat er in innerlicher Wahrhaftigkeit, die sich selber nichts vorzutäuschen vermag, sich erst mühselig erkämpft; Freundschaft und Liebe erst haben ihm den Weg zuletzt geöffnet. Es ist bekannt, daß er durch Moritz von Blanckenburg und sein Haus, daß er vor allem dann durch Johanna von Puttkamer in den Kreis der pommerischen Pietisten hineingeführt wurde, deren innige persönliche Religiosität von da ab für sein Leben so unendlich wichtig wurde. Diese Bekehrung, von deren heiligem Ernste seine Briefe zeugen, und, untrennbar damit verkettet, die Verlobung und die Vermählung, führen ihn auf den festen Boden, nach dem sein Fuß verlangt hat, sie geben seinem Dasein den sehnlich erstrebten Inhalt. Und dasselbe Jahr 1847 gibt ihm die äußeren Aufgaben, die seiner Kraft gemäß sind. Der Vereinigte Landtag, dann der Sturm der 1848er Revolution riefen den 32jährigen aus seiner Stille auf den weiten Schauplatz seiner Zukunft heraus.

Die Revolution erschütterte Deutschland und auch Preußen bis in die Tiefen; die Einheit und die Freiheit und die Souveränität der Nation, der Anspruch des Bürgertums und hier und dort der städtischen und ländlichen Massen — das alles drang mit feuriger Leidenschaft hervor und warf zunächst alles alte Wesen über den Haufen. Aber auch die Gegenkräfte erhoben und sammelten sich wieder und gelangten erst in diesem Kampfe zum vollen Bewußtsein ihrer Bestrebungen und ihrer Macht. Es erhoben sich, in Bismarcks Kreisen, die realen Gewalten: Adel, Königtum, preußisches Sondertum, preußische Staatsmacht; und es erhoben sich die Ideen, die Lehren, unter deren Banner die Verfechter jener Gewalten sich scharten und an die sie glaubten: die christlich-ständische Staatslehre, Royalismus, Legitimismus im Innern, in der deutschen Frage, in der europäischen Bewegung; sie warfen sich dem revolutionären Dämon gewaffnet entgegen. Otto von Bismarck

war ihr eifrigster Bekenner. Er bekennt sich zu seinem neugewonnenen Christentum wie in den wunderschönen Briefen an die Braut und Frau, so in seinem öffentlichen, seinem parlamentarischen Kampfe von 1847 ab bis 1851; er bekennt dort alle die Lehren der christlichen Staatstheorie, die ständischen wie die monarchischen; er glüht in brennender Leidenschaft, wo er sein altes Preußen, seinen König geschlagen sieht oder ihren Rückzug von neuem fürchtet; die Tränen brechen ihm hervor, wo er auf dieses Äußerste stößt. Mit beiden Füßen steht er auf dem Boden seiner Partei, ihrer Anschauungen, ihrer Gefühle, auf dem Boden der Kreuzzeitung, die er mitgeschaffen hat, der Gerlach, deren Schüler er geworden ist.

Daran ist kein Zweifel. Und doch ragte er aus all diesen Gruppen zugleich um mehr denn Haupteslänge heraus; und doch war er nicht nur größer, sondern auch anders als all seine nahen Gefährten. Er bekannte ihr Ideal und hat offenbar an dies Ideal geglaubt; aber er war etwas für sich. Seine Persönlichkeit blieb eine eigene Macht, und das Eigenste an ihr war, neben der sich selber festhaltenden und durchsetzenden Stärke, eine unverlierbare Richtung auf das Wirkliche, die ihn gerade von seinen wichtigsten Parteigenossen schied. Selbständig blieb er bereits in seinem religiösen Glauben. Pietist wurde er nicht, auch nicht durch seine Frau und deren Haus, trotz aller Bedeutung des Einflusses, den er da erfuhr; das Freie und Männliche in ihm empfand den eigentlich pietistischen Klang allezeit als etwas Fremdartiges, und er war viel zu wahrhaftig, um irgend etwas Fremdes in diesem seinem innersten Empfinden zu dulden. Sein Glaube blieb einfach und schlicht, persönlich und protestantisch; er nahm auch den Kampf mit Zweifeln immer von neuem wieder auf, und es heißt, daß sie ihn noch in späten Jahren erschüttert haben; dennoch durchdrang ihn sein Gottesglaube tief, an jedem Tage, zu jeder Stunde; er verkehrte rückhaltlos mit seinem Gott, er sah seine Hand in all seinem Geschick, er stärkte seine Kraft in diesem Bewußtsein, in diesem Austausche; hier besaß er die Stütze, die ihm jede große Verantwortung erst ertragbar machte, die Leitung und Aufsicht, deren er bedurfte, um seine eigene Riesenkraft zu zügeln. Unlösbar erscheint überall sein Glaube mit seinem häuslichen Da-

sein, mit seinem Glück und seinen Pflichten verbunden; aber seiner Persönlichkeit war er dennoch nur der Halt und niemals die Fessel. Jede Kopfhängerei weist er zurück; seine frische Lebenskraft wirft ungescheut hier und dort ein urwüchsiges Scherzwort in seine Beziehungen zu dem Ewigen hinein; und in seinem Kampfe mit Menschen nimmt ihm sein Glaube wohl alle Menschenfurcht, aber die zarte Schonung der Persönlichkeit des anderen, die er im eigenen Hause so ergreifend übte, hat auch sein Christentum ihn gegenüber den Gegnern oder Genossen draußen nicht gelehrt. Sein Selbst blieb auch hierbei in all seiner Gewaltigkeit ungebrochen. Und gar erst in der Politik! Da vollends durchbricht die Kraft seines Wesens alle Schranken der Theorie, die er vertritt; unbeirrt von seiner Umgebung bleibt er stets der Mann der Wirklichkeit, des Handelns; er ergreift die Fragen unter dem Gesichtspunkte der Macht; blitzartig leuchtet durch all seinen Legitimismus die preußische Tradition hindurch, die mit dem Schwert in der Hand gebietet und neuert und erobert, deren eigentliche Seele das Machtgefühl, das Streben ist, den eigenen Staat zu heben, zu erweitern, die harte und stolze Überlieferung Friedrichs des Großen.

Es war ein Realismus, der Bismarck angeboren war, der in der Tätigkeit seiner Vorfahren, in seiner eigenen landwirtschaftlichen Arbeit, in der innigen und alltäglichen Gewöhnung an die Wirklichkeit seine stärksten Wurzeln hatte, ein Drang, mit dem Greifbaren allein zu rechnen, alle Dinge plastisch und einzeln zu sehen und zu packen. Dieser Realismus hatte von Bismarcks innerer Entwicklung die allgemeinen geistigen Mächte seines Jahrhunderts, die theoretischen Störungen nicht fernhalten können: auch Bismarck hatte mit ihnen um seine Weltanschauung gerungen, und als er jetzt aus der Friedlosigkeit dieses Ringens zu festen Überzeugungen aufstieg, waren auch diese wieder nicht völlig frei von theoretischer Färbung; gerade der Neubekehrte zeigte jahrelang eine gewisse Freude an den Dogmen seiner Partei. Im Berliner Abgeordnetenhause wies ihn schon die Aufgabe, die dort zu lösen war, der Kampf mit innerpolitischen Gegnern, auf diese Dogmen hin. Sobald er aber auf einen anderen Schauplatz trat, wichen sie weit zurück, und der Kern seiner Persönlichkeit wurde

ganz frei: der Praktiker, der Preuße, der Mensch der Wirklichkeiten. Und diese persönliche Entwicklung fiel mit einer allgemeineren seiner Zeitgenossen zusammen: das idealistische Deutschland war seit Jahrzehnten auf dem Wege nach neuen Zielen, realerem Denken und Streben; es nahm nach den Enttäuschungen von 1848—49 jetzt einen neuen, schärferen Anlauf zu diesen Zielen hin; der junge preußische Gesandte am Bundestage erlebte, indem er zu Frankfurt alle Fesseln der Berliner Dogmatik abstreifte, in sich die Vollendung desselben innerlichen Werdens, an dem auch seine Zeit sich ringsum abmühte: er bereitete sich im Stillen vor, für die aufsteigende realistische Epoche, seinem eigensten Wesen gemäß, der einstige Führer zu werden.

Die Frankfurter Jahre (1851—59) sind biographisch bis jetzt die reizvollsten seines Lebens. Wir kennen sie bereits heute aus vielen Zeugnissen; wie sehen den jungen Riesen, der plötzlich auf den Boden gestellt ist, auf den er gehört, mit unvergleichlicher Sicherheit sein Lebenswerk ergreifen. Die heimischen Parteikämpfe versinken hinter ihm; er wird, auf diesem Außenposten seines Staates, dessen unbedingter Vertreter: des Staates, des Ganzen allein. Er empfindet, daß die preußische Macht, die seine Seele längst ausgefüllt hat, und die er jetzt unmittelbar zu wahren hat, in den Bundesverhältnissen hoffnungslos geknebelt ist; daß das Interesse seines Landes darnach schreit, es aus dieser Überwucherung durch die Mittelstaaten, aus dieser Dienstbarkeit gegen Österreich zu befreien; er wird, lediglich als Preuße, zum Gegner des bisher unterstützten Kaiserstaates, zum Träger der historischen Nebenbuhlerschaft, und weil er Preuße ist, mit preußischem Großmachtsehrgeiz, zieht er von nun an die deutsche Frage in seine Rechnungen hinein. Er lernt Deutschland kennen und beschließt, seinem Staate in Deutschland neuen Boden und neue Ausdehnung zu schaffen; er lernt die europäische Lage und ihre Mächte kennen und sucht seinem Preußen innerhalb ihrer die richtige Stellung. Er bezieht alle preußische innere Politik wesentlich nur noch auf diese äußere Existenzfrage; er will durch ein preußisches Verfassungsleben für Preußen in Deutschland werben; er erbaut sich aus Innerem und Äußerem ein großes, völlig zusammenhängendes System, orientiert lediglich an den Machtinteressen seines

Staates. Jedes Vorurteil ſchwindet demgegenüber zuſammen. Er verlangt als Mindeſtes für Preußen die Gleichberechtigung mit Öſterreich und erwartet, daß es vielmehr zum Kampfe mit Öſterreich kommen wird; er verlangt von Preußen eine großmächtlich unabhängige Haltung, ein feſtes Ruhen auf ſeinen eigenen Bedürfniſſen und Entſchlüſſen, im Falle der Not das Zuſammengehen mit Rußland, ja vielleicht mit Napoleon III.: Gefühlswallungen legitimiſtiſcher Art dürfen den preußiſchen Staatsmann nicht beirren, er verletzt ſeine Pflicht, wenn er auf ſeine eigenen Liebhabereien hört, ſtatt auf den Nutzen ſeines Landes. So wuchs Bismarck ſchon damals, weit über die zurückweichenden alten Freunde, weit auch über den eigenen König hinweg, zur eigentlichen Verkörperung des preußiſchen Staates empor. Und all ſein Weſen, die ſichere Läſſigkeit und brauſende Kraft, die Tiefe und Weichheit und reiche Treue ſeines Herzens, die ganze überlegene Großartigkeit ſeines Verſtandes und ſeines Willens ſpricht aus den Hunderten ſeiner damaligen Briefe überwältigend hervor. Er ſtand damals auf der Höhe des Mannesalters, ein Recke in jedem Belang, unerſchöpflich an körperlichen und geiſtigen Hilfsmitteln, vom Frieden eines geliebten Hauſes umwoben und gehalten, und dabei ſchon ganz der Herrſcher, bis auf den Grund nur dann erſchüttert, wenn er die Lenker ſeines Staates unbelehrbar auf die Klippen losſteuern ſieht, vor denen er ſie leidenſchaftlich warnt: dann grollt er bitter und tröſtet ſich nutzlos, in gigantiſchen Bildern, mit dem Gedanken an den dereinſtigen Tod, der doch einmal alle irdiſchen Wünſche und Gegenſätze in nichts auflöſen wird. Ihn ſelber aber beſeelt, ſolchen Worten und mancher Sehnſucht nach der Stille des ländlichen Friedens zum Trotze, der ungeduldige Drang auf ein großes Wirken, auf die leitende Tat. Und ſo ſchreitet er, unbefriedigt, immer klarer in ſich ſelbſt, immer ſichtbarer und bedeutſamer für alle Welt, aber als der Unberechenbare und Unzügelbare von ihr beargwohnt und gefürchtet, durch das Jahrzehnt der Reaktion und der Neuen Ära hin; er ſammelt, nach Petersburg verbannt, dort (1859—62) neue Kenntnis und neue Waffen; er lernt Paris kennen, zuletzt (1862) als Geſandter. Er ſieht in Deutſchland die nationalen Wogen wieder ſteigen, in Preußen unter oder dann gegen König Wil-

helm eine neue, frischere Bewegung beginnen, die aber auch jetzt die eigentlichen Ziele seines preußischen Realismus nicht trifft. Und endlich sieht er sich, als alle andern scheitern, auf das Drängen Roons von dem widerstrebenden Könige berufen, sein Werk zu tun: noch ein letztes wundervolles Ausruhen in Biarritz, am Strande des Biskaischen Meeres, ein leuchtendes Bild von Böcklinscher Farbentiefe inmitten der Arbeiten und der Kämpfe: dann vollendet sich, an jenem 22. September 1862, seinem Könige und seinem Vaterlande und ihm selber das Geschick: er tritt, gestählt und ganz fertig, als 47jähriger auf den Platz, für den er geboren ist.

Er hat, mit Wilhelm I. und Roon zusammen, in diesen Jahren des Konflikts, die preußische und deutsche Monarchie gerettet, als den Kern unseres Staates; er hat — zum guten Teile wider seines Königs ursprünglichen Wunsch — sein altes Preußen, dessen inneres Wesen er so wahrte, schöpferisch in die Lösung der deutschen Frage hineingedrängt. Er tat es in einem Sinne, der seinen Erfahrungen und Vorsätzen aus Frankfurt entsprach: um seinem Sonderstaate die Lebensluft freizumachen, nahm er die Abrechnung mit Österreich auf. Er hätte auch die Vereinbarung mit Österreich hingenommen, wenn er sie erringen konnte und wenn er das höhere Ziel nicht zu erreichen vermochte: er hätte sich in die friedliche Teilung der Herrschaft über Deutschland zwischen den beiden Mächten gefügt, eine Lösung, an deren Endgültigkeit er selber nicht glaubte, die sich aber dem praktischen Staatsmanne vorerst aufzwingen konnte. Das eigentlich Beste aber blieb ihm, soweit wir schließen können, doch immer die klare Entscheidung der Waffen: er wußte gut genug, daß keine große und bleibende Regelung der Völkergeschicke anders zustande kommt, als durch das Spiel der eisernen Würfel, die der „Gott der Schlachten" wirft. Er hat, in den furchtbar großen Jahren von 1862 an, seinen König auf den Weg dieser Entscheidung hinübergezogen; er hat die österreichischen Gegenzüge zurückgewiesen, sich selber an Rußland, zwischendurch an Frankreich den Rückhalt gewonnen, er hat, in einem Feldzuge von beispielloser Kühnheit, im Widerstreite zu allem, was deutsch war, mit unfehlbarer Sicherheit und Selbstgewißheit die Befreiung der Nordmarken durchgesetzt, er hat aus

dem Zuſammenwirken mit Öſterreich den unvermeidlichen Gegenſatz zwiſchen Preußen und Öſterreich endlich hervorgehen geſehen oder vielmehr — noch weiß man es nicht völlig klar zu ſagen — hervorgehen gemacht; er iſt ſo eingetreten in den 1866er Krieg. Er allein hat das alles erreicht und getan, und außer ihm kennen und ahnen wir niemanden, der es vermocht hätte wie er. Er hat es getan unter Einſatz ſeines Namens und Vermögens und vielleicht ſeines Lebens, und unter Einſatz all ſeiner unerſchöpflichen Kräfte, der Vollſtrecker des Notwendigen und doch bisher ſo Unerreichten und, wie es ſchien, ſo Unerreichbaren, der Löſer der Widerſprüche, die Deutſchland durchwalteten und umklammerten, der Befreier und Retter, der wahre Schöpfer einer neuen deutſchen Welt. Aber er tat es ganz nach ſeiner Art: als jener preußiſche Staatsmann, der er war und der er ſein mußte, im Kampfe für das Daſeinsgebot ſeines preußiſchen Landes und für den ausſchließend preußiſchen Machtehrgeiz; in ſteter Berührung mit dem Problem der deutſchen Einigung, das ja mit Bismarcks preußiſchem Ehrgeiz unlösbar verknüpft war — aber als Preuße, nicht als Deutſcher, als der Diener nicht deutſcher Ideale, ſondern preußiſcher Staatsintereſſen, auf preußiſchen Wegen, auf den Wegen der Macht, der Wirklichkeit, mit den Mitteln des großen diplomatiſchen Fachmannes, vom Boden der europäiſchen Staatengegenſätze her. Und erſt im Augenblicke des Losbrechens, dicht vor dem öſterreichiſchen Kriege, hat er, der Preuße, die deutſche Loſung ausgegeben: erſt da ſchloß ſich für ihn unmittelbar das Bündnis zwiſchen dem fridericianiſchen Staate und der deutſchen Nation. Dann aber blieb das neue Programm das Leitſeil aller ſeiner Zukunft.

Noch mußte er im Juli 1866, auf dem böhmiſchen Siegesmarſche, vor Napoleons Einſpruch zurückweichen und ſich zunächſt auf Norddeutſchland beſchränken — das ja in der Tat Preußens nächſtes Wirkungsfeld und zur Vereinigung reifer war als der Süden. Bismarck vor allem regelte unter dieſem äußern Druck die Annexionen im Norden, die Verſtändigung mit Öſterreich und den Südſtaaten: der große Dränger zeigte, daß er ſich genau auf das im Augenblick Erreichbare zu beſchränken, daß er die Weisheit ſo gut wie die Kraft zu üben verſtand. Er erwirkte die innere

Versöhnung auf dem Boden der Verfassung; er gab dem Norddeutschen Bunde seine neue Konstitution, und gleichsam selbstverständlicherweise ward er, der bisher die Verkörperung des preußischen Staates gewesen war, von Stund an die Verkörperung der neuen Macht, an deren Spitze er als norddeutscher Bundeskanzler nunmehr trat: er füllte auch diesen Kreis ohne Rest aus; er war auch für diese Gesamtheit das lebendige Organ, auch diesmal völlig auf dem Boden des Bestehenden, der greifbaren Wirklichkeit. Und unvermeidlich wies diese Wirklichkeit über sich selber hinaus. Bismarck hatte früher den Dualismus von Nord und Süd wenigstens als Möglichkeit, als Notbehelf ins Auge gefaßt; diese Möglichkeit war durch Österreichs Niederlage und Ausscheiden gestrichen. Die neue Lage von 1866—67 ließ nur die eine Folge zu: der deutsche Südwesten mußte sich jetzt dem Norden vereinen; die äußeren Gestaltungen, das Verhältnis zu Europa erlaubten gar nichts anderes; und jetzt deckte sich für den Kanzler die politische Notwendigkeit und die Gesinnung der Nation unmittelbar; jetzt wollte er ganz und gar diese Gesinnung verwerten und vollstrecken. Freilich auch jetzt als der europäische Staatsmann: ohne Ungeduld, unter Rücksicht auf die Welt, auf die Gebote der Vorsicht und Sicherheit; die Drängenden wies er zurück. Aber sich selber hatte er unwiderruflich auf den Boden der Nation gestellt: die alten Pläne, im Notfalle mit Frankreich gegen Österreich zu gehen, hatte er, als Sieger über Österreich, soviel wir sehen, ganz und gar geopfert — er lehnte die Lockungen und Drohungen Napoleons seit dem Juli 1866 ab, er war entschieden, sein Werk ganz allein als Deutscher zu vollenden.

So hatte er sein Ziel und sein Wesen erweitert; aber sein Wesen beherrschte zugleich seinerseits den neuen Bund und die künftige Einheit. Der preußische Zug, von dem er immer beseelt gewesen war, durchwebte die neue Verfassung auch jetzt, da Bismarck den neuen Verhältnissen gemäß die Hand der Liberalen ergriff; Preußens Monarchie und Heer leiteten den norddeutschen Staat, die festen Wirklichkeiten des deutschen Daseins, für die Bismarck immer den feinsten Sinn besessen, waren in ihm erhalten geblieben, die Dynastien, die Vielheit in der Einheit; von 1848 war man weit entfernt, die Seele des Neuen war die staat-

liche Macht. Freilich, ohne den Idealismus der deutschen Bewegung, seine Vorarbeit, seinen innerlichen Zwang, war das alles nicht herstellbar gewesen; dessen Einheitsgedanke triumphierte ja jetzt, und Bismarck nahm ihn in sich auf: aber auch diesen Gedanken und alles politische Denken und Wünschen der Nation überhaupt färbte er von nun an mit seiner Individualität. Der jetzt mit der Erbschaft des idealistischen Geschlechtes wirtschaftete, war allen deutlich als der Träger der neuen, realistischen Art: in ihm siegte die neue Zeit. Er war der Staatsmann, dessen Art man erkannte und anerkannte; er wurde zum Lehrer der Deutschen in staatlicher Kunst und ihren Wirklichkeiten; seine Methode eroberte sich in allem die deutsche Welt. Ein großer Strom von Idealismus mündete noch in diese ein; die Führung aber hatte der Bismarckische Zug, die Macht.

Auf deren Wegen, durch strenge Arbeit, zumal wirtschaftliche und militärische, rüsteten die folgenden Jahre der vollen Einigung die Pfade; auf ihren Wegen ist dann das Reich selber herbeigekommen. Daß es nur im Kampf mit dem westlichen Nachbarn zu begründen sein würde, der den Deutschen die Einheit verbot, war Bismarck längst zur Wahrscheinlichkeit, fast zur Gewißheit geworden. Wieviel er dann dazu getan hat, diesen Kampf im richtigen Augenblicke herbeizuführen, darüber ist unsere Kenntnis noch heute unvollständig. Es scheint nicht, daß er Napoleon III. im Sommer 1870 durch die Hohenzollerische Kandidatur in Spanien zum Kriege hat reizen wollen; sie war wohl nur ein Schachzug von ihm, der den Gegner beengen sollte, ein Schachzug, der freilich eine Kriegswirkung immer zugleich auch haben konnte. Daß dieser Zug, obwohl er unmittelbar mißlang, dann doch den Krieg im Gefolge gehabt hat, das entsprang der Spannung der Weltgegensätze und insbesondere der Kriegslust und Leidenschaft der Franzosen selbst; und als die Lage dann bereits unhaltbar geworden war, hat Graf Bismarck durch das Meisterstück seiner Redigierung der Emser Depesche das ohne Schmach nicht mehr Vermeidbare zu rechter Stunde zur Wirklichkeit gemacht. Kein Zweifel, daß jeder seiner Schritte gegen Frankreich in dieser gesamten Krise moralisch berechtigt gewesen war — den letzten glanzvollen Erfolg brachten ihm, nach allen Schwankungen der

Ereignisse, die Fehler seiner Gegner und die eigene zugreifende Entschlußkraft ein. Auf dieser Höhe aber ist er im ganzen Verlaufe des Krieges geblieben, im Kampfe und Friedensschlusse mit Frankreich, in der Deckung gegen das Ausland, und in dem Schwersten, was ihm der Siegeswinter auferlegte, der Verhandlungsarbeit mit den Süddeutschen, der Begründung von Kaisertum und Reich. Es ist bekannt, wie er da mitten inne stand zwischen der altpreußischen Abneigung seines greisen Königs und dem partikularistischen Widerstreben in den süddeutschen Königreichen einerseits, dem feurigen nationalen Idealismus und Radikalismus des Kronprinzen und eines Teiles der öffentlichen Meinung andererseits; wie ihn die Mühen und die Anklagen von rechts und von links getroffen haben, wie ihm die Nöte und Reibungen zu Versailles das Herz erregten, wie schließlich aber doch er der Ausgleicher der streitenden Kräfte geblieben ist, der eigentliche Durchführer der nationalen Einigung, der eigentliche Erbauer des neuen Werkes: aus allen Zügen unseres Reiches blickt die Stärke und blickt die Mäßigung des großen Begründers leuchtend hervor. Wieder ist er in seinem Gebilde ganz enthalten, in der theoretischen Unregelmäßigkeit, die den Staatsrechtlern so viele Mühe macht, in der fortwirkenden Lebendigkeit, die es dennoch bewiesen hat, der genauen Berücksichtigung aller vorhandenen Mächte und aller Möglichkeiten, der Befriedigung aller entscheidenden Bedürfnisse — ganz abgesehen davon, daß manches Einzelstück der Verfassung eben auf ihn persönlich zugeschnitten war. Und wieder setzte er sich mit dem nun entstandenen Gebilde gleich: er ging fürderhin im neuen Reiche auf.

Die erste Aufgabe war, es zu konsolidieren und auszubauen, alle Ansätze zu entwickeln, alle Formen zu beleben, mancherlei Lücken nachträglich zu füllen: das war die Arbeit zumal der 70er Jahre; sie drängte sich von selber auf und Viele arbeiteten mit, der Meister blieb er. Und auch der Kämpfer war er geblieben: mit den Liberalen, auf die er angewiesen war, die seine Partei waren, hatte er doch auch Streitigkeiten genug um die Macht; vor allem, mit ihnen zusammen führte er den Krieg gegen die katholische Kirche. Er hatte ihn nicht gern aufgenommen, aber die großen Gegensätze des weltlichen und protestantischen neuen Reiches und

des Papsttums, das sich soeben die Unfehlbarkeit erobert hatte, die Gegensätze der Konfessionen, die alle voraufgehenden Kämpfe bereits beeinflußt hatten, drängten zu dieser Abrechnung; politische Gründe trieben den Kanzler dabei vorwärts, auch hier war er vornehmlich der Gegner einer politischen Partei und ihrer nationalen, polnischen Verbündeten. Freilich auch sein persönlicher und ideeller Gegensatz zum Katholizismus ist dem großen Vertreter des Staates dabei so manchmal lebendig geworden, er hat auch als Protestant gesprochen und gefühlt, und es mag sein, daß er von dem Kampfe Weiteres, Höheres erhofft hat als bloß eine Eindämmung der kirchlichen Offensive. Und unzweifelhaft hat ihn in diesem Kampfe das Maß verlassen, das er sonst jeder Macht gegenüber nicht aus den Augen verlor; er mochte die juristischen Übertreibungen seiner liberalen Verbündeten, die falsch gegriffenen Mittel nicht ganz billigen, er hätte ihre Methode vielleicht nicht von sich aus angewandt, aber zum Mindesten hat er sie übernommen und unterstützt; seine Leidenschaft riß ihn im Streite mit fort. Gleichzeitig sprengte sein Bund mit der großen liberalen Partei sein altes Verhältnis zu den Konservativen; mit tiefem persönlichem Schmerze spürte er den Bruch; er hatte das Bewußtsein, der Lage Europas und Deutschlands gegenüber das Notwendige zu tun, indem er sich eine sichere Mehrheit schuf und sich an diese hielt, und sah die Feindschaft der früheren Freunde wie einen schnöden Abfall an. Er rang am Hofe mit katholischen, legitimistischen, persönlichen Gegnern; er stieß bei der Kaiserin auf unablässigen Widerstand und fühlte sich des Kaisers auf den neuen Bahnen nicht sicher genug. Er ließ seiner Bitterkeit freien Lauf und führte jeden seiner Konflikte mit schonungsloser Härte durch; wir kennen seine Beziehungen zu Moritz Busch, durch dessen Zeitschrift er damals alle seine Widersacher, auch die höchsten, anpacken ließ; er verschmähte kein Kampfmittel und litt selber in seiner zornigen Seele am tiefsten. Und in Wahrheit durfte er sich auch jetzt als den Pfeiler betrachten, ohne den das Gebäude nicht bestehen könnte; das Gesamtgefühl für das neue Deutschland, das Gefühl völliger Gleichsetzung der eigenen Person mit allen Bedrängnissen der Gesamtheit konnte doch keiner so in sich tragen wie er: über alle Parteien hielt er das Banner des Ganzen; die

Sorge vor den Gefahren, die sein Werk von außen bedrohten, „den Albdruck der Koalitionen", wenn Österreich den Weg zu Frankreich fände und auch Rußland gegnerisch würde, spürte keiner so wie er. Er hat diese Jahre überwunden; aber glücklich, so scheint es, ist er in ihnen nicht gewesen. Er sah sein Werk gefestigt und gesichert: es scheint, all dieses Wirken füllte ihn dennoch nicht aus; er blickte selber mit wachsendem Bedenken auf das innere System, das er doch noch nicht verlassen konnte: er sehnte sich nach frischem Schaffen — er „langweilte sich", bis er von neuem die Hand anlegte an ein neues Werk.

Die Antriebe zu diesem Neuen kamen ihm diesmal von den inneren Zuständen her.

Seine bisherige Laufbahn hatte ihn, als Vorkämpfer seines Standes wie der Krone, zum Gegner vornehmlich des vordringenden Bürgertums gemacht. Aus politischen, sozialen und wohl auch einfach menschlichen Beweggründen hatte er seit langer Zeit Sympathien für den vierten Stand, der sich unter dem Bürgertum und gegen dieses bildete, bekundet; auf Männer wie Lassalle, Wagener, Bucher hatte er gern gehört, gelegentlich auch selber bereits dem Staate ein Eingreifen zugunsten der Arbeiter zur Pflicht gemacht, ohne indessen nachdrücklicher darauf zu bestehen. Daß er das allgemeine Wahlrecht in die Verfassung gebracht hatte, entsprang mehr politischen als im engen Sinne sozialen Absichten, hat seine Folgen freilich auf das Stärkste auch nach der sozialen Seite hin ausüben müssen. Nun aber ergriff in den siebziger Jahren die soziale und sozialistische Bewegung die städtischen Massen mit immer steigender Kraft; eine neue Gefahr, eine neue Aufgabe für das Reich stieg deutlich empor. Sollte das Ganze innen und außen lebendig bleiben, so mußte man diese Aufgabe ergreifen.

Auf dem Gebiete der Handels- und Zollpolitik hatte der leitende Minister die liberalen Überlieferungen des preußischen Beamtentumes, des Zollvereins vorgefunden und in Rudolf Delbrück den fähigsten Vertreter dieser Überlieferungen als überaus brauchbaren Mitarbeiter zu seiner Seite gehabt. Er hatte ihn und die Seinen gewähren lassen; seit 1866 vollends wirkte sein Bündnis mit den Liberalen in der gleichen Richtung; es

war im Wesentlichen bisher doch auch die seinige, sie entsprach zudem seiner auswärtigen Politik, die Regungen seiner Abneigung gegen ein bloßes Gehenlassen aller wirtschaftlichen und sozialen Kräfte kamen nicht dagegen auf. Jetzt machten ihn die soziale Erschütterung, die Ausschreitungen der Gründerzeit und ihre Folgen, zuletzt die wirtschaftlichen Beschwerden der Produzenten, ihr Ruf nach Zollschutz, die Maßregeln überdies des Auslandes, an dem gesamten System irre. Die Verschiebung der Weltwirtschaft, die zunehmende Konkurrenz des ausländischen Kornes führte nun auch die bisher freihändlerischen norddeutschen Landwirte in das Lager der Schutzzöllner; was seine Standesgenossen traf, berührte schließlich auch den Reichskanzler. Vor allem aber blieb er als solcher der Vertreter des Staates und des Reiches. Deren Macht und Leistungen zu erhöhen lag ihm am unmittelbarsten am Herzen; er wollte das Reich finanziell selbständig, von den Einzelstaaten unabhängig machen, so erst seinem Werke den Schlußstein einfügen: das war doch wohl für ihn das Entscheidende. Er hatte bereits früher den großen Plan aufgestellt, die Eisenbahnen an das Reich zu bringen, und erwarb, da das mißlang, nun wenigstens die preußischen Bahnen für den preußischen Staat: eine umfassende Stärkung des Staates an Einkünften und sozialer und politischer Gewalt, eine der tiefeingreifenden Neuerungen der neuen Epoche. Und Hand in Hand damit ging der gesamte Umschwung, den er von 1876/77, zumal dann von 1879 ab in immer höherem und weiterem Maße durchzusetzen begann: der Übergang zum Schutzzoll, die Steuerreformpläne mit ihrer Steigerung der indirekten Abgaben, und der Entwurf der sozialen Reformen, der großen Arbeiterversicherungen, als der positiven Ergänzung zu dem sozialen Kampfe, den er seit 1878, seit den Attentaten auf Kaiser Wilhelm, mit der Waffe des Sozialistengesetzes aufnahm, um der gewaltsamen Revolution die Wege mit Gewalt zu verlegen.

In alledem hat Fürst Bismarck eine riesenhafte Arbeit geleistet, in sich selber zuerst und dann innerhalb der deutschen, ja der europäischen Welt. In seiner Seele sammelten sich, während des denkwürdigen zehnmonatlichen Urlaubes von 1877, alle die Antriebe seiner Umgebung, seiner Zeit, er dachte und stritt sie

in sich durch, in schöpferischer Einsamkeit, und lenkte sie dann, als sein Eigentum, von den Kräften seines Geistes und zumal seines Willens durchdrungen, in einem einheitlichen, mächtigen Strome in die Welt zurück; er setzte seine ganze Leidenschaft an ihren Sieg. Er fand zunächst die öffentliche Meinung, die der Liberalismus noch beherrschte, seinen Plänen feindselig; er mußte einen neuen Kampf mit ihr aufnehmen, und dieser erweiterte sich zu einer neuen Abrechnung auch mit den liberalen Verfassungsgedanken: Bismarck bot alle monarchischen Kräfte für sich auf und rang noch einmal um das Übergewicht der Krone über das Parlament, um den vollen Abschluß seines monarchisch-konstitutionellen Systems. Er mußte dem neuen Zwecke manchen älteren opfern: er schloß, wogegen er sich ehedem gesträubt hatte, mit Rom seinen Waffenstillstand und schließlich eine Art von Frieden. Er brauchte jetzt die katholische Partei und hat es erreicht, ihre Einfügung in den nationalen Staat durch positive Mitarbeit wenigstens zu beginnen. Er riß, halb in selbständiger Reform, halb in Verhandlungen mit dem Gegner, einen großen Teil der Kulturkampfgesetzgebung ab, beseitigte das Unhaltbare, hielt von den innerlich bedeutsamsten Verstärkungen der staatlichen Position doch ein gutes Teil fest und wurde von den Verbündeten, die er sich hier gewann, keinen Augenblick lang abhängig. Ein Mißerfolg ist hier trotzdem unzweifelhaft geblieben: die Stärke dieses Feindes hatte er nach 1871 unterschätzt und die Tragweite der Verluste von 1879 ab, die man auf liberaler Seite gern übertrieb, hat er wohl manchmal ebenfalls unterschätzt. Seine Machtpolitik fand an den inneren Hilfsmitteln der Kirche sicherlich eine Grenze. Als ein klares Machtverhältnis zweier Gewalten, die einander fremdartig und beinah notwendigerweise innerliche Gegner sind und die ihre Beziehungen nach internationaler Art durch Vertrag und Entgegenkommen regeln müssen, wenn sie den Krieg nicht wollen: so hat er, nach seinem ersten Rückzuge, das Verhältnis seines Staates zur Papstkirche grundsätzlich aufgefaßt und diese Auffassung praktisch gewahrt; die innerlichsten Probleme, die er hier zuvor angerührt hatte, traten ihm zurück.

Im übrigen blieb er seit 1878 im Vordringen; nicht ohne heftige Rückschläge, ungünstige Wahlen, parlamentarische Gefechte,

die der älter Gewordene und nervös Leidende bitterer und schärfer empfand als der Minister der Konfliktszeit: aber er drang vor, er überwand mit ungeheurer Energie die allgemeine Verblüffung und Abneigung gegen sein neues System, er gewann für die Mehrzahl seiner Pläne — wenngleich nicht für den bedeutsamen des Tabakmonopols — die Zustimmung der Reichstage, er gewann von 1881 und 1884 ab die liberalen Mittelparteien nach und nach für seine Reform, er gewann in immer vollerer und feurigerer Hingabe die Jugend und er hat auch dieses zweite Mal gesiegt und sein Volk auf seine Bahnen hinüber- und emporgerissen. Sein ganzes Wesen betätigte sich in dieser inneren Politik, die er in rastloser Arbeit, in großartigen Reden, in stetem Mahnen und Treiben förderte: vor allem aber betätigte sich hier sein Realismus, der aus den Kämpfen des letzten Menschenalters, die zunächst der Verfassung und deshalb so vielfach den Formen, den Prinzipien hatten gelten müssen, entschlossen und offen zu den harten wirtschaftlichen Wirklichkeiten hinüberlenkte. Aber natürlich, auch hinter seiner Politik, die der alten Ideale, des alten Doktrinarismus spottete, standen Ideale und Prinzipien: ein starker religiöser, ein starker monarchisch-patriarchalischer Klang war darin und war sicherlich echt; und die Vertreter des modernen sozialreformatorischen Idealismus wurden wenigstens die Verbündeten Bismarcks. Er selbst errichtete sein großes System der nationalen Wirtschafts- und Sozialpolitik, ein umfassendes System, in dem er — begreiflicherweise nicht ohne Ungleichmäßigkeiten — alle Bedürfnisse und alle Kräfte zusammenzufassen strebte. Er ermöglichte die Durchführung, indem er die bisher einander so oft widerstrebenden Mächte von Industrie und Landwirtschaft dafür vereinigte. Er suchte die Unternehmer und gleichzeitig die Arbeiter heranzuziehen, und den letzteren gegenüber erwies sich wiederum die Grenze seines Vermögens; er gab ihnen durch seine große Gesetzgebung unermeßlich viel, und zumal, er leitete die Gesetzgebung grundsätzlich durch seinen machtvollen Anstoß in neue Bahnen hinüber, die dann über seine Ziele hinaus verfolgt werden mochten; den Freiheitsdrang jedoch des vierten Standes wollte und konnte er, der Mann des Staates und der Nation, der Autorität, der Gutsherr, vollends inmitten seines Rin-

gens gegen die revolutionären Drohungen der jungen, grundsätzlich inter- und antinationalen Sozialdemokratie, nicht anerkennen und nicht befriedigen. Den Widerstand des Handels gegen seine Schutzpolitik warf er zurück: aber auch die Hansastädte trachtete er, nicht bloß im Kampfe, sondern in positiver Unterstützung, in sein System hineinzufügen, und dem deutschen Welthandel lieh er seine Hilfe. All diese Neuerungen gipfelten in ihm selber; er predigte ihre sittliche Berechtigung und Notwendigkeit, er lehrte die Durchdringung von Politik und Wirtschaft, die praktische Politik, und zugleich die nationale; er umspannte jetzt erst völlig, auch im Innern, das Ganze des nationalen Staats- und Volkswesens. Und er war wie der handelnde Schöpfer so der allseitige Ausdruck dieser Richtung, die die Jahrzehnte des endenden Jahrhunderts beherrscht hat: feste Autorität, innere Einheitlichkeit und Belebung, äußere Abschließung, innen und außen Macht. Die Bahnen der eigentlich liberalen Epoche wurden verlassen; für Preußen erreichte der Zeitraum, der 1807 begonnen hat, dessen Stufen 1848 und 1866 sind, um 1879 sein Ende — gewiß nicht, ohne daß ein gewaltiges Stück liberaler Gedanken und Gewöhnungen, die das Leben der Nation völlig durchwachsen hatten, in die neue Zeit hinübergenommen worden wäre. Aber das starke Überwiegen der individuellen Kräfte, der bürgerlichen Interessen, der frei auf sich selber gestellten wirtschaftlichen Gewalten hörte auf; und für die entscheidende, das politische Leben gestaltende Tat war dabei Bismarcks Übertritt die entscheidende Vorbedingung. Er verteidigte sein gutes Recht zu solchem Übertritte, zum steten Um- und Hinzulernen. Tatsächlich war seine persönliche Wandlung dabei gar nicht einmal so tief: denn einerseits, er hatte, mindestens seit 1851, stets dasjenige getan, was ihm durch die Macht und die Lebendigkeit des Staatsganzen geboten erschien, und diese Gebote hatten für ihn bereits mehr als einmal gewechselt; und ferner, er trat diesmal in Wahrheit auf einen Boden, man darf wohl sagen: zurück, der sein eigenster gewesen war von Jugend her, auf den altpreußischen. Er knüpfte an das alte Königtum und dessen allseitige Umfassung aller Richtungen des Volks- und Wirtschaftslebens einfach an; er erneuerte, in veränderten Zeiten und Formen, das System Friedrichs des Großen,

des Merkantilismus; er brachte neben und über den liberalen Gegengewalten die altmonarchiſchen, monarchiſch-ariſtokratiſchen der preußiſchen Geſchichte zur vollen Wiedergeburt und Betätigung. Er war ja Royaliſt, und konnte jetzt, bei dem Bunde, der ſich zwiſchen ihm und ſeinem ehrwürdigen Kaiſer, nach manchen früheren Reibungen und Gegenſätzen, in dieſem letzten Jahrzehnte Wilhelms I., ganz rein, friedlich und innig ausgeſtaltete, Royaliſt ſein ohne eine Spur von innerlichem Widerſtreben. Freilich, der Monarch war nicht er, das blieb in jeglichem Sinne der alte Kaiſer, und die eigentlich monarchiſtiſche Bewegung dieſer Jahre behält in Wilhelm I. ihre klaſſiſche Perſönlichkeit. Bismarck blieb neben dem Könige, ſo königstreu er war, jetzt wie in ſeiner Jugend doch immer noch etwas für ſich, der freie Vaſall, der ſelbſtändige Edelmann und Gutsherr; er ſtand neben ſeinem Herrſcher perſönlich wie die Großmacht neben der Großmacht, und, wenn man das Verhältnis verfaſſungsgeſchichtlich — ein wenig zugeſpitzt vielleicht — ausdrücken will, nicht nur wie der verantwortliche konſtitutionelle Miniſter neben dem Suverän, ſondern zugleich wie der Bismarck neben dem Hohenzollern. Seinem Volke prägte ſich dieſer unlösbare Zuſammenhang zwiſchen dem großen Staatsmanne und ſeiner Scholle unvergeßlich und auf das Anſchaulichſte ein: es ſah, wie er am liebſten auf ſeinen Gütern, in Varzin, in Friedrichsruh, inmitten ſeiner Felder und ſeiner Wälder weilte, dem Boden und all ſeinem Leben innig verbunden, im Erdreich und im eigenen Hauſe wurzelnd, ein Kind dieſes Bodens in allen entſcheidenden Zügen ſeiner mächtigen Natur, mit ihrer Erdfriſche, ihrem Blicke für das Beſondere, Natürliche, Unabhängige, Freie: Preuße und Niederſachſe, Offizier und Landmann und Edelmann zugleich: und es ſah in dieſem ſeinem erdgeborenen Weſen die volle Tiefe und Einfachheit der reinſten und beſten deutſchen Art, einen Ausdruck deutſchen Weſens, wie das Lied und die Sehnſucht der Deutſchen es feiert und wünſcht, bei aller Hoheit und Herbheit und Härte der Genialität ſeinen Volksgenoſſen ganz und gar verſtändlich und menſchlich teuer wie keiner der Größten außer ihm. Er war Preuße mit vielen Eigentümlichkeiten des Preußentums und blieb dies; er ſelber wollte ja aber Deutſcher ſein, und war und wurde auch das und wurde es für die Nation immer nur mehr

und mehr. Er rief sie in feierlichen Worten auf zur Hut des nationalen Gedankens; was national war, war für ihn und mit ihm, dem Gegenteile war er der eigentliche Feind. Das Reich stand in ihm leibhaftig da. Er wurde seinen Deutschen zum Ideale des Reichs; er schüttelte dazu den Kopf, er wollte von einer Emporhebung seiner Persönlichkeit in das Prinzipielle, von einer Heroisierung, ja selbst einer Genialisierung nichts wissen; er mißtraute dem Enthusiasmus von Natur aus und sah sich selber scharf real, wie er die anderen sah, als den natürlichen Menschen mit natürlichen Kräften logischen Denkens und praktischen Wollens. Daß diese Kräfte, so wie sie in ihm gesteigert waren, — ohne Mystik gesprochen — dennoch etwas Besonderes, eine eigene Macht von unermeßlicher und unvergleichbarer Wirkung aus ihm geschaffen hatten, und daß sein Leben und Wesen aus ihm etwas Allgemeines machte, die Verkörperung eines Begriffes, einer Weltanschauung, das sah er wohl nicht, und wir begreifen und feiern, daß er es nicht sehen konnte. Sein Wesen und Dasein, das die anderen anstaunten, war ihm selbstverständlich, er war ohne einen Anhauch von Eitelkeit und Absichtlichkeit, in jeder Hinsicht von elementarer Größe, von der naiven Tatsächlichkeit des höchsten Genius. Und er gehorchte der Macht seiner eigenen Natur; das eigentlichst Persönliche, nicht der allgemeine Gedanke regierte ihn zu allermeist; die persönliche Wucht und Leidenschaft, die ungeheure Kraft, die allein das Größte wirklich vermag, die nun aber auch sich selbst betätigen und durchsetzen will, war auch in ihm das letztlich Treibende, sie hat so manches Mal die Fesseln der Regel gesprengt und ihn im Drange des Kampfes wahllos und schonungslos zugreifen und zuschlagen lassen; er war der Titan, der wollte und zürnte wie kein anderer und das Gesetz seines Wesens zum guten Teile aus sich selber nahm. Es ist gegenüber den meisten anderen Gewaltigen in der Geschichte, die man an Höhe des Wuchses mit ihm vergleichen könnte, seine Besonderheit, daß er trotz dieser Riesenkräfte seines Innern sich dennoch zugleich eingeordnet und den allgemeinen Gewalten seiner Umwelt bewußt gedient hat. Das hebt ihn über Napoleon den Großen an sittlicher Hoheit hinaus. Es ist unendlich schwer, mit einiger Sicherheit festzustellen, wie er zu jenen allgemeinen Gewalten, zum

„praktischen Christentum" und Monarchismus, zur Nationalität und den Reformidealen in seinem tiefsten Innern, subjektiv, eigentlich stand; wieweit er sie als prinzipielle geistige Mächte auffaßte und anerkannte, die auch für ihn unbedingt verbindlich wären, wieweit sie ihm mehr nur tatsächliche Kräfte und Wirkungsmittel darstellten, wieweit er von ihnen in sich selber ergriffen war oder von ihnen unabhängig blieb, ihnen vielleicht auch manchmal widerstrebte — das alles mochte in ihm neben einander bestehen, und was im Ganzen oder jeweils überwog, wird man genau wohl niemals bestimmen können. So viel wird man sagen dürfen: nie ging sein Wesen — unendlich viel weniger noch als das der Kleineren — in diesen Ideen völlig restlos auf, und dogmatisch sich ihnen hinzugeben, sich ihnen als ihr Priester völlig einzuverleiben war er nicht fähig. In sich getragen hat er sie unzweifelhaft. Er gehörte der gefestigten alten Welt an, in der er geboren und groß geworden war, und blieb ihr treu; Religiosität, Pflichtgefühl, ein tiefer Ernst durchwalten all seine Beziehungen zu ihr; sein persönlicher Drang streitet damit und ordnet sich doch ein, er empfindet das Sachliche neben und in und vor allem Persönlichen und dient dem Sachlichen durchaus, mindestens solange als er und die Sachen, das Reich, der Staat, die Monarchie sich praktisch beinahe deckten. Das ist ja wohl gewiß, daß sein Selbst und die Gesamtheit für sein Fühlen und Handeln, solange er Kanzler war, unwillkürlich zusammenfielen; offen bleibt eben nur die feinere Frage, wie Subjektives und Objektives sich ihm dabei zueinander verhielt, miteinander stritt, einander durchdrang. Man wird diesen zarten Beziehungen, diesen unablässigen Grenzkämpfen führender persönlicher Selbstherrlichkeit und unleugbarer, dienender Hingabe in diesem großen Leben immer wieder forschend und fragend nachspüren; noch harrt unser da sicherlich so manche Bereicherung und Enthüllung, vielleicht so manche Überraschung. Daß diese Beziehungen da waren, ist klar: nicht nur, daß Bismarcks Dasein und das allgemeine Dasein seiner Welt unlöslich verkettet waren, daß er die großen Ideale von Nation und Kaisertum und Christentum körperhaft darstellte, sondern auch, daß er sie empfand, mit ihnen lebte nach seiner besonderen Art. Er blieb dabei stets im Zusammenhange des sich

fortbildenden Lebens ringsumher: wie er vom Preußen zum Deutschen wurde, so war er auch das oberste Wahrzeichen jenes siegenden Realismus, der seine Epoche auf allen ihren Gebieten, praktischen und geistigen, in Wirtschaft, Technik, Kunst, in Geistes- und Naturwissenschaften, in allem Denken und Fühlen der Menschen durchzog und sich immer stärker in ihr entfaltete; er war in seinem Sein und seinem Wirken zum einflußreichsten Führer dieser großen und breiten Bewegung geworden, die zumal der zweiten Jahrhunderthälfte den überwiegenden Charakter gab. Der Inhalt seines Jahrhunderts war so in ihm; und dabei blieb er selbst im Innersten, soweit er einer allgemeinen Gruppe zugehörte, doch stets der altmärkische Landedelmann und preußische Aristokrat, als der er geboren war. Jenen Blick für das Einzelne, der alles körperhaft sieht, teilte er sicherlich mit seinem letzten Vorgänger in der historischen Reihe der größten Vertreter des deutschen Wesens, mit Goethe, dem er so mannigfach vergleichbar ist. Aber wie drängt bei Goethe alles auf die Betrachtung hin, auf die einheitliche, zusammenhängende, bewußte Ordnung aller seiner Vorstellungen, seiner Weltansicht; bei Bismarck alles auf das große Handeln, auf die Erhaltung und Mehrung der Macht des Staatsganzen, das er jeweilig vertritt und das er ist, auf die politische Tat.

Er hat in den achtziger Jahren gesiegt. Der Stern der liberalen Generation erblich; selbst in England lieh ihm nur Gladstones eigentümliche Genialität, die der Bismarckischen so fremd war, noch eine Weile lang ein stärkeres Licht. Bismarcks System — das des wirtschaftlichen Kampfes, aber auch das der inneren Staatspflicht — übte seine Anregungen in weiter Welt; seine Größe leuchtete in alle Lande.

In seiner früheren Tätigkeit war er produktiv vor allem in seiner auswärtigen, jetzt vor allem in seiner inneren Arbeit. Auch die äußere aber entwickelte sich lebensvoll weiter. Die Wirkung der deutschen Einigung auf die wirtschaftliche Weltstellung Deutschlands sah er noch emporsteigen: sein Land trat voller und deutlicher in die Gemeinschaft der Weltvölker ein, der Gesichtskreis der Deutschen wie ihre Arbeit erweiterte sich, die handelspolitischen und machtpolitischen Folgerungen drängten sich auf. Bismarck

hat sie, wenigstens nach und nach, noch selber ergriffen; er führte sein Reich aus den kontinentalen Grenzen hier und dort heraus, nach Ägypten, nach Afrika, nach Australien; er eröffnete die deutsche Kolonialpolitik, und seine Zollreformen sollten sein Volk für den erweiterten Wettkampf stärken. Dem neuen Zeitalter hat er die Tore noch aufgetan; er selber aber blieb, der Hauptsache nach, durchaus auf dem Boden der kontinentalen Epoche stehen. Da gründete er, nach den ungewissen Schwankungen der siebziger Jahre, nach dem Hervortreten der russischen Eifersucht, von 1879 ab die Sicherheit seines Reiches auf den Bund mit Österreich und dann mit Italien: eine Leistung von weithin bestimmender Wucht. Er wünschte Österreich zu erhalten; die alldeutschen Gedanken lagen ihm völlig fern, er hat ihnen widersprochen bis an seinen Tod. Er hat doch wohl in Wahrheit dem Bestreben, den Frieden zu wahren, dem Grundsatze, daß Deutschland gesättigt sei, nicht nur in stets wiederholten Worten, sondern in vollem Ernste und mit der Tat gedient. Er gewann seinem Reiche innerhalb Europas eine Art von Übergewicht, zum mindesten die volle Unabhängigkeit; mit einer virtuosen Meisterschaft sondergleichen, einer vollständigen Beherrschung all seiner Mittel erhielt er sich, seit ihm sein Zwei- und Dreibund die Flanke gedeckt hatte, zugleich eine Stellung *zwischen* den Großmächten, mit Rußland in freundschaftlichen Beziehungen, soweit er nur vermochte, gebunden weder gegen Petersburg noch gegen Wien; eine Politik europäischen Charakters, die er, später besonders, in ein gewisses System gefaßt hat, die aber doch in sich selber niemals einen Anflug von Dogmatismus besaß. Auch den Russen hat er, und mehr als einmal, schneidend entgegentreten müssen, auch mit England wußte er, trotz einiger grundsätzlichen Zurückhaltung, sich zu vertragen und sich zu finden; einzig das Interesse der deutschen Macht bestimmte seine wechselnden Handlungen. Und wie die europäischen Verhältnisse ihm in den siebziger und achtziger Jahren die Gefahr neuer Kriege zu wiederholten Malen drohend nahebrachten — eine Gefahr, die jedesmal, wir wissen noch zu wenig: wie? beschworen worden ist —, so verstärkte er unablässig die Rüstung seines Reiches für den Landkrieg: das Heer und damit zugleich die Macht der Monarchie bildete er fort, solange er im Dienste war.

1885 feierte die Nation jubelnd seinen 70. Geburtstag. Neue Richtungen schlug er von da ab wohl nicht mehr ein; in seiner sozialen Politik blieb er auf dem Boden des Ausnahmegesetzes, die Versicherungsgesetze wurden daneben vollendet, die Bewegung der Reform wohl einigermaßen verlangsamt; zu weiterem Entgegenkommen war der große Staatsmann nicht gewillt. Zwischen ihm und einem Teile der Jugend, die zumeist er selber mit sozialen Bestrebungen erfüllt hatte, eröffnete sich ein Spalt. Zwischen ihm und dem jungen Kaiser, der sich als seinen Schüler bekannt hatte, enthüllte sich der Unterschied der Jahre, der Persönlichkeiten, der Ansprüche; Anschauung traf auf Anschauung und zumal Macht auf Macht; es trat zutage, daß die Stellung Bismarcks zu seinem alten Herrn so nur zwischen diesen beiden Männern möglich gewesen war. Es folgte die Tragödie von 1890; von sozialpolitischen Meinungsverschiedenheiten, von äußerpolitischen Maßregeln her kam es zum Bruch; tiefverletzt und in grimmiger Trauer zog sich der Fünfundsiebzigjährige nach Friedrichsruh zurück. Dann hat er noch jahrelang, immer als einer der großen Faktoren unseres Lebens, auf dieses eingewirkt. Er war Deutschland gewesen, und war von der Höhe, in der sein ganzes Dasein geatmet hatte, gestürzt; schon das überwand er nicht. Aber zugleich verteidigte er seine Gedanken, sein Werk gegen alle, auch und zuerst gegen seine Nachfolger in der Macht. Er glaubte seine Schöpfung im Innern und Äußern bedroht; er erhob sich, der alte Kämpfer, dessen Dasein einmal Politik war, zornig und schmerzlich zur Warnung, zur Gegenwehr. Sicherlich in tiefem innerlichem Mißbehagen. Der Drang der Persönlichkeit ging jetzt nicht mehr einfach in derselben Richtung wie die allgemeinen Mächte, die er bisher verteidigt und verkörpert hatte; er, der Monarchist, mußte dem Monarchen widersprechen; manche der Waffen, die er gegen andere geschmiedet und geschwungen hatte, trafen nun ihn selbst. Die Mischung von Groll und Pflichtgefühl, von Anhänglichkeit und Opposition, die Kämpfe, die seine Seele erfüllten: alle die Züge dieses bittertragischen Ringens können wir nur ahnen. Kein Zweifel, daß so mancher der Stürme, die er entfesselte, an den Mauern seines eigenen Baues gerüttelt hat; kein Zweifel auch, daß die Wandlung, die seine spätesten Ministerjahre bereits erfüllt, die

Wendung zur überwiegend negativen sozialen Abwehr, von 1890 ab noch fortgeschritten ist, daß die Gedanken seiner Politik in diesen Zeiten an Leben und Beweglichkeit einbüßten, daß manches an ihm, auch in der auswärtigen Politik, jetzt, wo er nur zu widersprechen und nicht zu handeln hatte, dogmatischer wurde und zur Erstarrung neigte. Der politische Beurteiler mag Nutzen und Nachteil dieser letzten Wirksamkeit des Gewaltigen abwägen und umstreiten. Der Historiker erkennt in allem die Folgerichtigkeit von Bismarcks Art. Es war der Landedelmann, der jetzt erst ganz und gar wieder zum Durchbruch kam, wie in den sozialen Lehren, so zumal in seinem Verhältnis zum Herrscher; der stolze, freie, unbeugsame, der harte und eigenwillige Mann ohne Menschenfurcht und Rücksicht, der seine Meinung auch gegen den Fürsten verficht, und hier zudem mit dem tiefen Bewußtsein, den wahren Vorteil der Monarchie vertrete Er. Alle äußeren Widersprüche seiner Haltung von früher und jetzt, alle Fragen, ob er recht oder unrecht hatte, werden durch diese innere Notwendigkeit seiner leidenschaftlichen Natur übertönt. In manchem konnte er die Warnungen, die er nach 1890 erhob, noch selber weiterhin berücksichtigt finden. Die Welt allerdings, der Kaiser Wilhelm II. angehörte, blieb von der seinen, bei vielen inneren Gemeinsamkeiten, die wir stärker spüren als er es tat, doch durch breite Abweichungen getrennt. Vor allem darin hat Fürst Bismarck auch in den neunziger Jahren positiv gewirkt, daß er den Deutschen nach wie vor das Wahrzeichen der Einheit, der Nation geblieben ist; seine Persönlichkeit, seine Vergangenheit, der Kampf, den er weiterkämpfte, hielten ihn stets im Mittelpunkte des nationalen Empfindens. Er wurde brausend gefeiert, auf seinen Reisen von 1892, bei seinem Feste von 1895, er wurde unermeßlich geliebt und bewundert, in heiliger Scheu und heißer Treue blickten die Tausende der Wallfahrer auf den Größten ihres Volkes und ihres Jahrhunderts; er wurde, in aller Einfachheit seines täglichen Lebens, in der Ruhe seines Hauses, in die man hineinschauen durfte, den Deutschen vertrauter, heimischer denn je; er durfte, wie man gesagt hat, bei Lebzeiten die Unsterblichkeit seines Nachruhms empfinden. Einen Genuß oder auch nur einen Trost hat ihm selber all das schwerlich bereitet, ihm fehlte das schaffende

Handeln, und nur Handeln war ihm Beruf und Glück. Er durfte sich sagen, daß er, etwa bei seinem Aufrufe zur nationalen Sammlung wider das Polentum, im Sinne seiner großen Vergangenheit auch jetzt noch Greifbares erstritt, und eine moralische Kraft, die sich unabläſſig betätigte, blieb er für die andern gewiß. Seine eigene Stimmung aber spiegelte das Buch, das er in den ersten Jahren seiner Einsamkeit seinem Vertrauten diktiert und dann selber durchgearbeitet hat, die „Gedanken und Erinnerungen“: das Vermächtnis seines Greisentums, noch immer voll von gewaltigem Leben, reckenhaft in Zorn und Selbstbehauptung, voll von tiefer reifer Weisheit in hundert seiner Mahnungen, packend und belehrend in so vielen seiner Erzählungen; aber freilich nicht nur für seine Vergangenheit so reich an mancherlei Verschiebungen, wie es jedes Memoirenwerk zu sein pflegt, nicht nur überall, auch im Historischen, von der Rücksicht auf die Gegenwart, auf die Lehren, die er verbreiten will, durchdrungen und bestimmt; nicht nur sehr sorgsam abzuwägen, zu prüfen in seinen Anklagen, seinen Verurteilungen, sondern auch in seinen politischen Lehren eben doch immer an der Strömung und den Gesichtspunkten der neunziger Jahre orientiert, so daß man nirgends den ganzen Bismarck, wie er wirklich gewesen war, wie er gehandelt und gedacht hatte, aus dem, was er hier ausspricht, einfach erschließen darf. Wohl aber ist es die ganze Wucht seines Wesens, die hinter dem Buche sichtbar wird: schroff, mächtig, einseitig, in Weisheit wie in Leidenschaft immer derselbe, der Eine, stärker als alle anderen noch er, der Greis, unerschöpflich reizvoll zugleich und tief erschütternd, ein Schauspiel von heroischer Macht.

Unter ihm wandelte sich die Welt. Neue Gedanken und Bestrebungen eines jüngeren Geschlechts, wirre und zukunftskräftige, wollten sich betätigen; seine eigene Art aber blieb über ihnen mächtig, jener Realismus, den er verkörperte, waltete noch überall unentwurzelt vor, auch wenn man ihn angriff und ihn in Bismarck haßte. Der „Altreichskanzler“ blieb bis zuletzt, dafür wie für seine umfassende Schöpfung überhaupt, das lebende und immer weiter wirkende Symbol. Die Epoche der nationalen Idee wird keines finden, das sie so allgemeingültig bezeichnete wie er. Auch wo sie bereits weitergeht, als er gewollt hätte, zur Weltpolitik, beruft sie

sich mit gutem Rechte auf ihn: über die Schranken seines eigentlichen Daseins hinaus arbeitet er schöpferisch fort, als der Inbegriff einer Lebensrichtung, in allen zukünftigen Lebenskämpfen seines Volkes gegenwärtig und mitstreitend, zeitlich in sich selber bedingt, aber als Mensch und Staatsmann unsterblich für jede Zukunft; in Eigenart und Geheimnissen seines persönlichen Wesens niemals ganz zu enträtseln, niemals zu vergessen, in seiner Gesamtheit wie Martin Luther einer der Prüfsteine, daran sich die Geister scheiden immerdar.

Was er innerhalb seiner Zeitgenossen unmittelbar gewesen, ist hier verfolgt worden. Das Vorrücken seines Volkes und das Zurücktreten anderer, das innere Übergewicht seines Preußens, die innerliche Umwandlung, die politische, materielle und soziale Dehnung, Erhebung, Bereicherung des Goethischen Deutschlands zu dem Deutschland der Gegenwart: all dieses Neue, mit manchem Verluste und vielem Gewinne, für unsere Geschichte gewaltig ohne Gleichen, für die Menschheitsgeschichte des Jahrhunderts von tiefer und breitester Einwirkung: es ist uns ohne seine mächtige Hand undenkbar und ragt über das Zeitalter hinweg in den eisernen Formen seiner Gestalt.

# Der Aufbau von Bismarcks Leben

Ein zum 1. April 1915 für Wien geschriebener Jahrhundertaufsatz

Anfang, Mitte und Ende des Jahrhunderts, auf das dieser Gedenktag die Blicke lenkt, bedeuten auch für das Zusammenleben Deutschlands und Österreich-Ungarns etwas Besonderes: 1815, mit der Aufrichtung des Deutschen Bundes, den Beginn der notwendigen inneren Auseinandersetzung; 1865 den Bruch und die Klärung; 1915 den Gipfel der Wiederzusammenfügung. Und alle diese drei Vorgänge schließen sich an den einen Namen an, den Deutschland jetzt feiert. Daß Österreich-Ungarn diese Feier mitbegeht, daß man in Wien dem reichsdeutschen Biographen Bismarcks das Wort erteilt, das spiegelt das innere Reifen der Zeiten. Dieser Aufsatz zwar will nicht von Bismarck und Österreich handeln, sondern von Bismarck allein: das heißt für den Historiker, der die sachliche Bedeutung der Erscheinung abmißt, von der im Wirken stärksten Erscheinung der germanischen Welt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, und einer der herrschenden und bestimmendsten Erscheinungen der Welt in jenen Zeiten überhaupt. Und es heißt für den Historiker, der die Erscheinung mit künstlerischem Blicke begleitet, daß er von einem Leben zu handeln hat, dessen Aufbau, dessen Rhythmus in Aufstieg, Gipfelung und Niedergang auch künstlerisch packend ist wie wenige sonst.

Ich selber habe Bismarcks Jugend bis in das Einzelne der Entwicklung hinein aufzudecken gesucht; ich habe soeben in einem knappen Bande das Ganze seiner Geschichte und seiner Persönlichkeit umrissen. Ich mache in diesen Zeilen von dem Vorrechte des Essays Gebrauch, in raschem Fluge das Weitgedehnte von oben zu überschauen und an die Stelle des Stoffes die vergeistigende Formulierung allein zu setzen.

Dieser stürmische Genius kam aus merkwürdig begrenzter, alter und fester Welt: aus dem märkischen Landadel im Dienste des hohenzollernschen Staates. Er ist merkwürdig lange im Banne dieser Welt geblieben; es schien, als gebe es für diesen Menschen eines ungeheuren Willens kein eigentliches Ziel; triebhaft, unbewußt ist er als Jüngling seines Weges gegangen, mit 23 Jahren wandte er dem Staate den Rücken und rettete sich in seinen Geburtsstand, auf das Land. Nur ein Trieb des jugend-

lichen Bismarck enthüllte die Genialität: er lebte nur sich selber und achtete nichts außer der Treue gegen sein eigenes Wesen. Er stellte sich stolz und verachtungsvoll auf sich allein. Dann brachen in dieser selbstherrlichen Seele doch die Nöte des werdenden Genius durch: adeliges und bürgerliches Blut, Ruhe und Unruhe, die er von den Eltern ererbt hat, scheinen sich zu stoßen, die gärenden Kräfte schäumen schmerzhaft über, er sucht, wie Luther und Cromwell und Napoleon, in einsamen Stunden nach einem Inhalt für sein Herz und für seine Kraft. Er hat in erschütternden Kämpfen als Dreißigjähriger die Liebe, den Glauben und den Beruf errungen, deren seine Seele bedurfte; er errang für die Wurzeln seines inneren Lebens den lebenslang nährenden tiefen Grund. Und kaum war er damit fertig, so begann für ihn das Glück: dem Genius, der soeben in sich reifgeworden, bot die Zeit, ebenso jugendlich und ebenso tatbedürftig wie er, die Aufgabe für ein großes Leben. Die Revolution von 1848 rief ihn heraus: aber Genius und Zeit stießen feindselig aufeinander. Der Idealismus der demokratischen Revolution, der deutschen Einheit, und der Realismus des Sohnes der Macht, des Sonderstaates, des monarchistischen Edelmannes, des harten Preußen, schlossen sich aus. Sie haben einander wütend befehdet; ihre Zukunft wollte, daß sie dereinst nur vereinigt das Große schaffen sollten. Die Revolution hat niemand so unbedingt verneint wie dieser christlich-konservative Heißsporn in der preußischen Zweiten Kammer. Er wurde 1847 bis 1851 als Abgeordneter eine persönliche Macht, und an treibendem Ehrgeiz fehlte es ihm nicht. Aber noch blieb er ganz in seinem gegebenen Kreise, noch beinahe überwiegend mit sich selber, mit der Durchbildung jener seelischen Güter beschäftigt, die er kurz vorher gewonnen hatte. Es blitzt hindurch, daß er die preußische Macht stärker in sich trug als irgend jemand sonst; aber daß er dazu berufen sein könnte, ihr die Führung des eben in sich zusammenbrechenden deutschen Einigungswerkes zu erobern, das wäre jedem Zeitgenossen die unmöglichste aller Ahnungen gewesen. Da setzte die Partei ihn, den Parteimann, als Bundestagsgesandten nach Frankfurt am Main: und mit einem Schlage war alles Hin und Her seiner widerspruchsvollen Vorgeschichte nichts als die gerade Vorbereitung für dieses Amt.

Er hatte seinen Staat als Diplomat zu vertreten: er wurde überraschend schnell zum Staatsmanne, und es zeigte sich, daß er im Grunde seines Wesens gar nichts anderes war. Jedoch der Gründer des Deutschen Reiches kam nicht als der Mann der Nation, er kam vom Sonderstaate her, vom Gefühle der Macht, von der Wirklichkeit einer ganz praktischen Politik. Wie sich dieser Realpolitiker in Frankfurt die Welt, Preußen, Deutschland, Europa, die Zukunft in hartem, täglichem Ringen und in majestätischer Arbeit der wollenden und aufbauenden Phantasie zu eigen machte, sie geistig durchdrang, sie sich innerlich ordnete für die künftige Tat; wie er, über Partei und Doktrin hinweg, er als Einziger, zum Manne seines Staates allein wurde, aber auch ganz erfüllt vom Glauben an dessen Kraft, an die Notwendigkeit und die Gewißheit seiner siegreichen Entfaltung; wie er, lässig und stark, Recke und Edelmann, damals im schönen deutschen Westen sich innerlich dehnte und auslebte, frei und heiter und tief zugleich, der Träger einer neuen, staatlichen Form des deutschen Menschentumes, der er sein Volk entgegenzubilden bestimmt war — das ist von so durchdringendem biographischem Reize, daß man wohl sagen muß, dieses Frankfurter Jahrzehnt sei für den eigentlich persönlichen Anblick bereits der Gipfel seines ganzen Lebens.

Indes den Fertigen rief nun erst die Weite der Welt und die Tiefe der preußischen und deutschen Gegensätze zur schaffenden Tat. Er sah als Gesandter in Petersburg und Paris Preußen dem inneren Konflikte, dem Kampfe zwischen Krone und Parlament, entgegenreifen, Deutschland dem Kampfe der beiden Vormächte, dem Kampfe um den nationalen deutschen Staat, Europa dem Kampfe der mitteleuropäischen Großmächte um die Machtverteilung in dieser Mitte des Erdteiles, einem Kampfe, dessen Entscheid den beiden Kaisern zufallen mochte, an deren Hofe er stand. Er hatte die Bahnen, die er selber durch dieses Wirrsal zu suchen hätte, innerlich geklärt, als sein widerstrebender König, der allein nicht mehr weiter kam, den einzigen Retter, den es in seiner Welt gab, den einzigen Vollstrecker der preußischen wie der deutschen Notwendigkeiten, auf die einzige Stelle hob, für die er geboren war. Nun kam, von 1862 ab, das große Jahrzehnt der Taten. Die Auseinandersetzung um Deutschland, die er er-

zwang, war für Deutschland und Österreich, die Geschichte hat es längst bestätigt, gleichermaßen unerläßlich; sie war tragisch, und sie war notwendig, wie alle echte Tragik. Sie sprengte die Formen von 1815 und brach dem neuen Leben Bahn: von Preußen und seiner Krone her, gegen den Willen der Preußen und der Deutschen zugleich, und doch zur Einigkeit und Einheit hin. Ich darf hier nicht begründen, wie dann dasselbe Gebot der staatlichen Macht, die er vertrat, den Sieger weiterdrängte, von seinem Staate hinüber zu schreiten zur Nation: das Bedürfnis der norddeutschen Macht führte Bismarck zum Zusammenschlusse und zur Erweiterung dieser Macht, es machte den preußischen Minister von innen heraus, in folgerechter Entwicklung, zum Gründer wie des norddeutschen so des deutschen Bundesstaates, es machte dem Königsdiener und dem geborenen Herrscher das Bündnis selbstverständlich mit den Kräften, die in Deutschland die Einigung trugen, mit dem nationalen Gedanken, mit dem deutschen liberalen Bürgertum. Er mußte weiter und er wollte es, der Tatendrang des Genius und das Gebot der Lage wuchsen ineinander, und er leitete sein Volk hinein in den Einigungskrieg und in die Reichsschöpfung zu Versailles. 1870 die Krönung, bis 1878 der Ausbau seines Reiches: das ist der breite Gipfel seiner einen Lebensarbeit, und natürlich bleibt diese die nationalgeschichtlich entscheidende, die größte seines Daseins überhaupt. Selten hat sich in einem großen geschichtlichen Werke Persönlichkeit und Umwelt so ganz durchdrungen. Sein Reich enthielt ihn, den Preußen, den Staatsmann, den Mann der greifbaren Werte, der greifbaren Macht, des unsystematisch schaffenden Gefühles, das jede lebendige Wirklichkeit empfand und anerkannte und die planvolle, grundsätzliche Regel achselzuckend verwarf. Es enthielt zugleich die deutsche Vergangenheit und die deutsche Gegenwart, es enthielt Preußen, die Einzelstaaten, die Buntheit der Stämme und der Kultur, und doch den zusammenstrebenden, zusammenschmiedenden Drang der Nationalität und des neuen nationalen Standes, des bürgerlichen. Die nationalliberale Partei, mit der er sein Bündnis schloß, ergänzte den Herrscherwillen des einen Mannes, und 1848 und er fanden einander, noch immer sich stoßend, im Zusammenwirken, in der gemeinsamen Schöpfung. Die Form

und die Leitung aber gab er. Wäre er 1878 ausgeschieden, er bliebe der Geschichte der aus dem Konservativen zum Liberalen gewordene Gründer des nationalen Staates, der lebende Beweis, daß nur die Freiheit die Einheit gestalten konnte. Er bliebe, in seiner auswärtigen Politik, der konservative Diplomat, aus dem diplomatischen Revolutionär, dem Umwälzer Europas, durch den Sieg emporgehoben in die Stellung des Erhalters, des Mannes der Ruhe und des Friedens. Es schien, in beidem, ein natürlicher Abschluß, eine Höhe, die ein Ende bedeuten müßte. Und eben deshalb befriedigten den Rastlosen diese Jahre nach 1871 nicht: sie brachten Ausgestaltung und mancherlei Kampf, sie brachten nichts Neues, und die Linie begann sich zu senken. Er aber wollte schaffen: er wollte noch weiter. Noch einmal hat er einen Wiederaufstieg gefunden und einen zweiten staatsmännischen Gipfel erreicht: ein Doppelgipfel bleibt für sein großes Wirken das richtige Bild.

Neue Aufgaben stellte ihm das innere Leben, die soziale Neubildung des vierten Standes und dessen politischer Drang, der soziale Rückschlag zugleich der älteren, konservativen Schichten und Gewalten gegen die einseitige Vorherrschaft des individualistischen Liberalismus und des Bürgertums. Er wollte sein Reich gegen neu aufsteigende soziale Gefahren sichern und die widerstrebenden alten Mächte an seinen Wagen schirren. Er lenkte zum Schutzzoll, zu den Konservativen und zum Zentrum hinüber; er nahm den Sozialistenkampf auf; er ging über diesen Kampf hinaus zur Reform, und er stritt die großen Versicherungsgesetze durch. Um das Werk und seine Maßnahmen geht noch immer der Streit. Das Eine ist längst gewiß: auf diesem Berge der späteren Bismarckzeit liegt, nicht nur für das Deutsche Reich, die Wasserscheide der Epochen. Er sicherte sein Reich, seine Einheit durch neue Klammern, durch die Zölle, durch eine neue Ordnung der Parteien, die er nach rechts hin verschob; das ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist die Durchkämpfung eines neuen Geistes, einer neuen Stellung des Staates zu Wirtschaft und Gesellschaft, die Hineinführung des deutschen Staates in die neue Weltepoche materieller Politik, staatlicher Betätigung, in die neue Weltepoche der Regelung ungeheurer wirtschaftlicher Kräfte in staatlicher und

wirtschaftlicher, einheitlich bindender Organisation. Dieser neuen Staatsansicht brach Bismarck die Pforten auf, in schöpferischer Arbeit mit sich selbst, in kriegerischer Eroberung seines Volkes und seines Staates für diese Aufgaben, für diese neue Form der staatlichen Macht. Er schloß die Reichsgründungszeit in gewaltigem, breitem, umfassendem, nationalem Systeme ab, er eröffnete eine noch weiterströmende, noch unabsehbare Zukunft. Er kam aus der alten Zeit, er war der Mann der Autorität und des Kampfes, er konnte nicht anders sein: aber er schritt in neue weite, grenzenlose Flächen hinüber, er wies über sich selber hinaus, er lebt heute weiter in der Stellung auch derjenigen sozialen Mächte, die er bei seinen Lebzeiten bekämpft hat und die ihn damals bekämpft haben, auch in der Stellung des Arbeitertums zu seinem Staate. Im Weltkriege von 1914 hat es sich erwiesen, daß seine Reformarbeit trotz aller Gegensätze unverloren gewesen ist auch für die spätere Einfügung dieser Massen in seinen Staat, für die spätere Einigung von Reich und sozialer Demokratie.

Ich darf nicht verfolgen, wie auch die auswärtigen Dinge dem Staatsmanne von 1875 ab neue Aufgaben stellten und wie er sie ergriff: der Druck Rußlands auf Österreich-Ungarn und auf sein eigenes Reich brachte ihn zu jener Neuorientierung von 1878 und 1879, die er mit Andrassy vereint zum Abschlusse trieb und auf deren Boden alle seitherige Entwicklung unseres Staatensystems ruht. Nur auf die Linienführung von Bismarcks politischem Leben gehe ich hier noch, andeutend, wieder ein. Auch in seine auswärtige Politik füllte das neue Jahrzehnt einen neuen, stärkeren Inhalt hinein, neue Leistungen und Ziele, neue lebendigere Bewegung. Es ist auch da noch einmal mächtig aufwärts gegangen: zu dem Zwei- und Dreibunde von 1879 und 1882, dann zu der Gipfelzeit seiner europäischen und Weltgewalt, von 1881 etwa bis 1885. Er hat in diesem Jahrfünft das Spiel der Großmächte mit suveräner Meisterschaft beherrscht, von Mitteleuropa, von seinem Kontinent aus, über alle Weiten des Erdkreises hin. Er hat, vom Boden seiner Bündnisse her, auch die Gegner und die Zuschauer mitbeeinflußt, Rußland, England, Frankreich; er hat damals Weltpolitik großen Stils getrieben und, aus seiner reinen Politik der Deckung, der Erhaltung um

einen Schritt hervortretend, seinem Lande ein Kolonialreich erworben, mit rein diplomatischen Mitteln, vorsichtig und kühn. Nach seinem 70. Geburtstage ging die Linie ganz leise abwärts, die Linie ebensowohl der inneren Schöpferkraft wie die der äußeren Machthöhe. Neue Störungen kamen vom Balkan her, Rußland und Frankreich begannen einander zu suchen. Er zog sich wieder in die Verteidigung zurück: die aber hat er auch von 1885 bis 1890 mit siegreicher Sicherheit durchgeführt, durch Krisen hindurch, in verstärkter Waffenrüstung, Österreich und Italien neben sich, England hinter sich, er immer, auch jetzt, das Haupt aller europäischen Staatsmannschaft, heroisch und glücklich, solange er die Zügel in seinen gewaltigen Händen hielt. Es blieb ein Gipfel auch hier, wenngleich nicht ganz mit der Höhe von 1885. Es blieb im Innern und Äußern der Abschluß seiner Zeit und der Anbruch der unsrigen.

Aber jäh nach dieser zweiten Höhe folgt der Absturz. In Wilhelm I. und Bismarck hatte das erste Geschlecht der Reichsgründungszeiten sich selber ausgelebt und das zweite überlebt: mit dem dritten fand sich der alte Kanzler nicht mehr, obwohl er der Lehrer und Bildner dieses dritten gewesen war. Weltanschauungen und Machtansprüche stießen aufeinander, und Bismarcks letzte Lebensjahre, von 1890 an, entsprachen, natürlich kürzer zusammengefaßt, seiner Jugend. Die langen Zeiten im politischen Amte wurden eingerahmt durch diese zwei amtlosen. Den Zeitgenossen hallt dieser Ausklang am deutlichsten in der Erinnerung nach, der Nachwelt wird er nur das Nachspiel bedeuten. Wohl faßte der verbannte Riese auch jetzt noch, in selbstverständlicher und selbstverständlich kämpfender Anteilnahme, die politische Gegenwart und sein eigenes politisches System, redend und schreibend, in den Aufsätzen seiner Zeitung und in den Erzählungen und den Gedanken seiner Denkwürdigkeiten, kraftvoll und eindrucksvoll zusammen. Er blieb eine moralisch-politische Macht, er blieb der oberste lebende Ausdruck von Nation und Reich. Aber das Entscheidende und das Neue seiner Alterstage lag auf dem Felde des Persönlichen. Jetzt, in der Ruhe dieser neunziger Jahre, sah ihn sein Volk aus dichter Nähe, und alles, was deutsch war, gewann sich und entfaltete sich ein persönlicheres

Verhältnis zu dem Gründer und Helden der Nation. Er selber war, der er längst gewesen war; aber das Bild seines großen Menschentums prägte sich erst jetzt in Muße und Fülle den Seinigen ein. Es war das Bild eines deutschen Edelmannes, niederdeutsch, norddeutsch, preußisch, und dennoch allgemeindeutsch; das Bild eines deutschen Menschen, mit jenen Gegensätzen und jenem Zusammenklange der Eigenschaften, daran dem Deutschen nichts Erstaunliches ist: Schlichtheit und Güte, Feinheit und Liebe und teilnehmendes Mitempfinden des Alltäglichen, des Kleinen und Einfachen ringsum in Haus und Wald und Feld, eine reine und tiefe Beschaulichkeit dicht neben den heroischen Zügen, die dieses Leben ewig gemacht haben, einer zerbrechenden Kraft, einer heißen und scharfen Leidenschaft, die den Alltag stürmisch überspringt und ihre Schranke nur findet, sei es in dem Verhältnis zu einem persönlich erfaßten, halb undogmatischen, persönlichen Gotte, sei es zu den ererbten, selbstverständlichen Mächten seiner festen, alten, geregelten Welt. Größe und Zartheit, Weichheit und Härte, schroffste Selbstherrlichkeit und selbstgewählte Dienstbarkeit — das alles lag in Bismarck dicht beieinander und fügte sich ihm lebenslang zur Einheit eines ursprünglichen und unmittelbaren, von der Kraft zusammengebundenen, deutschen Wesens. Zerrissen und problematisch war da gar nichts; es war, unter fester Leitung eines gewaltigen Willens, der Reichtum ursprünglicher Gefühle, verschwenderisch, überquellend und beherrscht, im Größten einfach und stark. Er atmete, auch menschlich, auf den höchsten Höhen der Persönlichkeit — in der Luft Rembrandts und Shakespeares und (ob er es gleich nicht wollte) Goethes. Man hat ihn den feinen Riesen genannt; er selber sah sich, bei allem elementaren Selbstbewußtsein, sachlich, bescheiden und ohne Mystik, als ein Ergebnis klaren Denkens und geraden Wollens. Den Zeitgenossen jedoch erschien in ihm, mit dem gleichen Recht, die Größe, die erhabenste Größe des Wesens wie der Tat; sie haben sie in Ehrfurcht und Liebe angeschaut, ihr Geheimnis bewundert und ihr Geschenk als Volksgenossen dankbar und warm ergriffen.

Geblieben aber ist von ihm unendlich mehr als dieses Bild der letzten Lebensjahre. Er hat sie in bohrender, nagender Sorge

um die Zukunft seines Werkes verbracht. Sein Werk hat diese Sorge bis auf diesen Tag beschämt. Es ist im Äußern weitergewachsen, auf der Grundlage von 1870 und 1879, und wuchs über diese Grundlage hinaus in eine neue Weltepoche, weiter als er selber es gewollt hatte. Es wuchs sich im Innern lebensvoll aus: die Einheit, die Institutionen, der materielle und sittliche Inhalt seiner zweiten Schaffenszeit. Heute freilich steht es in feuriger Probe. Der Krieg von 1914 ist, wie er auch ausbrach, ein aufgezwungener Krieg gewesen, und solche Kriege liebte Fürst Bismarck nicht. Ob er diesen vermeiden gekonnt hätte, dürfen wir dennoch bezweifeln. Und daß er die Erbschaft Bismarcks ist, ist uns gewiß. Er richtet sich gegen das Mitteleuropa, das Bismarck einst aufgebaut hat. Und Bismarcks Mauern haben sich bis heute nicht schlecht bewährt. Sein Bündnis hat gehalten; sein Reich hat gehalten, die Gesinnung seiner Nation ist tiefer und stärker geworden, nicht über Bismarcks Wünsche und Mahnungen, aber weit über die Wirklichkeit von Bismarcks Tagen hinaus. Ergänzende Kräfte sind im neuen Deutschland neben die staatlichen des Eisernen Kanzlers getreten — neue Kräfte der Kultur und der Freiheit, die nicht die seinigen waren. Aber was er war und bedeutet, das blieb und bleibt neben diesem Neuen stark und unentbehrlich, und Bismarck und Goethe, Staat und Geist, Führung und Freiheit treten uns nebeneinander, und an der Spitze bleibt zuletzt, inmitten eines allezeit feindlichen Erdteils, als der große Name, der alles Germanische und um dieses herum alles lebendige Dasein Mitteleuropas schirmt und vereinigt, Sein Name notwendig und sichtbar. Für seine Deutschen bedeutet er Einheit und Staatsgefühl, Wirklichkeit und Heldentum. Der Weltbrand, den er nicht wollte, flammt an diesem 1. April wie eine majestätische Fackel zu dem Bilde des Gewaltigsten empor, den dieses Jahrhundert von 1815 uns gegeben hat, und aus Bismarcks Bilde flammt etwas Verwandtes zu ihm zurück. Dieses Jahrhundert, das er uns heute zusammenfaßt, hat einst in Flammen und Kraft begonnen und endet in Flammen und in Kraft. Wir freilich ersehnen dieser Saat der Größe und der Leiden eine raschere reichere Ernte, als einst die Freiheitskriege sie getragen haben: für unsere beiden Reiche einen starken Frieden und, in gesteigerter Macht

und gesteigertem Zusammenhalte, ein verbreitertes, gesichertes, gesunderes Dasein, in dem die Genien unserer Vergangenheit und auch Sein Genius nach der Art der Größe immer neu und lebendig weiterwirken mögen, in neuen Zeiten und Aufgaben, mit neuen Kräften, einer neuen Zukunft entgegen, die wir noch nicht kennen, die aber der Vergangenheit wert und im tiefen Grunde der Seele unzerreißbar mit ihrem Besten verbunden sei.

# Gedächtnisrede zu Bismarcks 100. Geburtstag

Gehalten auf der volkstümlichen Gedenkfeier zu München am 27. März 1915

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht sacht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.

Das sind, meine lieben Mitbürger, die strahlendsten Feierklänge von 1870. Mir hallen sie heute durch Ohr und Herz. Dürfen wir sie heute hören? Uns umtobt der Kampf; in Nord und Süd, in Ost und West singen die Geschütze und nicht die Glocken ihr Lied, und die Flammenzeichen um unser Vaterland herum sind keine Zeichen der Feste. Die Siegesfeiern, auf die wir hoffen und trauen, liegen noch in der Zukunft. Der Mann, der uns heute hier vereinigt, ist der Genius des Kampfes, der Genius des bittersten Ernstes. Und dennoch feiern wir dieses Fest, inmitten dieses Krieges: wir feiern es als ein Fest der Treue, des Stolzes, des Dankes, und auch, trotz allem, als ein Fest der Freude. Wir huldigen in dem Manne von Eisen, der unser Volk und unsern Staat geschaffen hat, dem guten Geiste dieses Reichs. Er ist uns Hoffnung und Führer, und daß wir ihn heute in Einigkeit feiern, das ist uns die leuchtende Gewähr unseres Zusammenhalts und unseres Siegs. Wir haben ihn, viele von uns, dereinst mit Augen gesehen: jetzt schwebt er über uns als die Idee unseres Vaterlands; er ist in die irdische Ewigkeit eingegangen, in der die hohen Genien eines Volkes über ihrem Volke weiterleben, mit ihm wachsend, mit ihm leidend, mit ihm siegend, aufsteigend, sich weiter und weiter entwickelnd und sich wandelnd: in ihres Volkes Fortdauer unsterblich. Wir feiern die Unsterblichkeit Bismarcks, den Namen, der Deutschland bedeutet, die Kraft des Heros, aus der wir Kraft schöpfen, seinem Werke zu dienen; und wir haben noch den Sterblichen unter uns gehabt und mit ihm gelebt: wir sehen die Bahnen aufglühen, die ihn aus menschlichem Streiten und Wollen empor- und hinübergeführt haben in jene Unsterblichkeit der Geschichte und der Zukunft. Und unser Gedanke schreitet diese Bahnen nach, aus dem Persönlichen in das Allgemeine hinüber,

aus dem Begrenzten in das immer Weitere, aus dem Vergänglichen in das Unvergängliche, das er uns heute ist.

Die heute Fünfziger und Sechziger sind, wissen noch wohl, wie sie vor dreißig Jahren den 70. Geburtstag des großen Kanzlers begingen. An jenem 1. April 1885 stand Bismarck auf seiner höchsten Höhe. Er hatte das Reich errichtet und hatte es innerlich ausgebaut; er hatte es aus den Tagen der Verfassungsgründung in die Tage der wirtschaftlichen und sozialen Staatswirksamkeit hinaufgehoben; er hatte ihm einen neuen machtvollen sittlichen Inhalt verliehen. Er hatte es fest hineingestellt in ein widerwilliges Europa. Er hatte Frankreich im Zaum gehalten und sich selber Freunde gesucht; er hatte, als neuer Feuerschein im Osten, von Rußland her, aufstieg, Deutschlands Sicherheit auf das 1879er Bündnis mit Österreich gegründet; von diesem mitteleuropäischen Bündnis her, das den haltbaren Inhalt der Vergangenheit wiederherstellte und der Zukunft einen breiten Boden schuf, auf dem sie bis heute gelebt hat und heute deutlicher lebt als je, hatte er eine unvergleichlich glanzvolle Politik betrieben. Er hatte alle Staaten der alten Welt von sich abhängig gemacht, ohne Krieg, nur durch die Feinheit und Festigkeit seiner Hand, durch die Meisterschaft seiner die Welt umspannenden, nirgends faßbaren, überall wirkenden Diplomatie. Er stand zwischen und über Frankreich und Italien. Er hielt alle Fäden und deckte England zwischen und über England und Frankreich, zwischen und über Frankreich und Italien. Er hielt alle Fäden und deckte sein Werk; er leitete sein Volk in die Weite der Erde hinaus und gewann ihm seine Kolonien. Er schloß die Vergangenheit, sein kontinentales Zeitalter, glorreich ab und bereitete das Kommen der Weltpolitik vor. Seine Zeit und seine Welt gipfelten in ihm. Er regierte Deutschland aus der Stille seiner Landsitze heraus, und das Geheimnis umwitterte sein Haupt; er trat im Reichstag aus dieser Stille hervor, blitzend, schlagend, grollend; er befruchtete inneres und äußeres Leben und schloß es in der Großartigkeit seiner eigenen Erscheinung zusammen. Wie haben wir Jüngeren damals dem Redner Bismarck in atemloser Bewunderung gelauscht, seinem heroischen Zorne und seiner schöpferischen Gedankenfülle; wir sahen einen großen Menschen an

großem Werke. Wir sahen sein Werk leben; wir sahen sein Reich und seine Gestalt über den Erdteil leuchten; wir sahen uns geschirmt, geleitet, erhöht. Die Parteien seines Volkes stritten um ihn und stritten so manchmal mit ihm. Daß sie den ersten Mann der Welt besaßen, wußten sie alle, und daß er die lebende Einheit war und daß er uns sicherte und vorwärts führte, das war uns selbstverständlich.

Und doch, wie neu war alles dies! Zwei Jahrzehnte zurück: am 1. April 1865 war Bismarcks 50. Geburtstag. Kein Mensch in Deutschland hat seiner gedacht, und wer es getan hätte, der hätte ihm geflucht. 1865 stand unsere Nation in der Blüte ihrer alten Zwietracht. Es gab kein Deutschland, keine deutsche Macht, keine deutsche Einheit; wir standen vor der schwersten Tragödie unserer neuen Geschichte, vor dem letzten entscheidenden Kriege Deutscher wider Deutsche. Wer diesen Krieg kommen sah, der zitterte vor ihm, und nur Einer war es, der seine Notwendigkeit nicht nur begriff, sondern sie wollte und vollzog: Bismarck. Er lag im Streite mit seinem preußischen Landtage; er trotzte lachend und verachtend einer Welt von Gegnern. Ein ungeheurer Haß umbrandete den kühnen Mann: er trug zorniger an seiner Einsamkeit, als er merken ließ, aber er ging mit sicherer Entschlossenheit seine schwindelnde Bahn. Daß er aus Stahl war, hatte man wohl bereits erfahren. Schon hatte er Schleswig-Holstein, in mitten des eifersüchtigen Europas, für Deutschland von der Fremdherrschaft befreit, auf seinen Wegen, allen Wegen der Zeitgenossen stracks zuwider. Schon leuchtete der Kämpfer und der Sieger aus ihm hervor; aber wie wenige glaubten schon an die schöpferische Triebkraft dieses ungeheuren Willens; wie wenige ahnten in dem sarkastischen Junker-Minister den tiefen Ernst eines weltgeschichtlichen Ziels!

Und schließlich, wer hätte es ahnen sollen? Dieser preußische Staatsmann kam aus dem Winkel des deutschen Daseins her, von dem sich die Zeit am wenigsten das Leben, die Befreiung, die Größe dieser Nation erwartete. Ein preußischer Landedelmann, wurzelnd, mit all seiner Vergangenheit, mit all seinem Wesen, in diesem harten Staate, in dieser straffen herben Welt der Hohenzollern und ihres Adels; groß geworden in den dumpfen Zeiten

der Reſtauration, emporgekommen auf den Wegen ſeines Geburtsſtandes, in Fremdheit und Gegenſatz zu allem, wonach das neue Deutſchland ſehnſüchtig die Hände reckte. Wohl war er gleichaltrig mit dieſem neuen Deutſchland: der Sohn des Jahres 1815, in dem Napoleon fiel, in dem Waterloo geſchlagen ward, in dem die deutſche Jugend zum erſten Male ihr Haupt zur Sonne der deutſchen Zukunft erhob. Aber ſeine Bahnen war er für ſich gegangen, ohne Verbindung mit den Idealen der Zeit; ein junger Herr voll ſprühender Lebenskraft und Lebensluſt, voll übermütiger Kampfesluſt und voll Eigenwillen: aber er dachte Jahrzehnte hindurch nur an ſich ſelbſt. Er ſuchte ſich: daß dies das gute Recht eines werdenden Genius war, ahnte er ſelber nicht. Er kehrte dem Staate, dem Beamtentume mit 23 Jahren den Rücken; er ging auf ſein Gut zurück, weil er ſein eigener Herr ſein wollte und ſonſt nichts. Als er — 1845 — dreißigjährig wurde, war er der pommerſche Junker, das Gerede des Landes, toll und ſelbſtherrlich, der ungefüge Held von hundert Schauermärchen. Wer ihn kannte, wußte, daß er mehr war; daß er die Bildung ſeiner Zeit in ſich trug und mit ihr rang; daß er mit den Rieſenkräften rang, die in der Seele des jugendlichen Genius gärten und ſchäumten. Er war voll Spott und voll Sehnſucht, voll Weltluſt und voll innerlicher Schmerzen. Er ſuchte in qualvoller Einſamkeit, unbefriedigt, hadernd, kämpfend, nach einer Ausfüllung für ſein Herz und für ſeine Kraft, nach einer Liebe, nach einem Glauben, nach einem Berufe. Kein Großer unſerer Geſchichte hat dieſe Jugendnöte des Genies tiefer erlebt und wahrhaftiger in ſich ausgetragen; mit feiner und zarter, heißer und wunder Seele ſuchte er den engen Pfad zu ſeiner Zukunft. Und erſt als ihm der Friede eines geliebten Hauſes und eines perſönlich tiefen Glaubens zuteil geworden war, wurde er fähig, ſeine gewaltigen Kräfte hinauszukehren in die Welt: von innen heraus hat er ſich ſein Weſen aufgebaut, aus den verborgenen Quellen des Gemütslebens ſtrömten ihm lebenslang die Friſche und der Friede zu, aus denen ſeine Seele die Kraft zum Schaffen ſog. Frau, Gott und Beruf hat er im gleichen Jahre gewonnen; auf weiten Umwegen, nichts ſuchend als die Befriedigung ſeiner Natur, iſt er, des drängenden Ehrgeizes, des ungeheuren Betätigungsdranges

ungeheurer Seelenkräfte voll, dennoch wie durch einen Zufall an die Schwelle seiner großen Laufbahn herangeführt worden. Aber als er über sie hinwegschritt, da zeigte sich, daß alles, ihm selber unbewußt, die Vorschule gewesen war, um seine Fähigkeit auszubilden zu dem einen großen Werke, für das er geboren war, zur großen staatlichen Tat.

Er hatte, kämpfend, in seiner Stille gelebt; er war reif geworden, diese Kräfte zu gebrauchen; er hatte begonnen im engen Kreise seiner Provinz und seines Standes: da riß das große Leben die Pforten vor ihm auf, und sein Dasein begann.

Zuerst zwar war es nur eine Begegnung unversöhnlich feindlicher Gewalten. In Preußen und Deutschland flutete die Revolution von 1848 über, und dieser Junker war ihr geborener Verneiner. Sie wollte, von unten her, die volle Freiheit und Einheit; sie wollte die alten Staaten, auch den preußischen, zerbrechen; er war preußischer Edelmann und liebte diesen harten, festen, königlichen Staat. Die Revolution zeichnete ein neues Deutschland in den Wolken und vermochte es der Wirklichkeit nicht abzuringen; sie scheiterte an der Wirklichkeit und stellte doch die Ziele der Zukunft auf. Bismarck warf sich ihr ganz entgegen; er war nichts als Preuße; er war Parteimann und Todfeind der Demokratie, er wollte kein liberal einheitliches Deutschland. Unter den Siegern der Reaktion, die den alten Bundestag wieder heraufführten, stand dieser Heißsporn der preußischen Konservativen voran. Er hatte die schärfsten Pfeile gegen den Geist der neuen Zeit abgeschnellt; dann erst trat er auf das Feld seines eigensten Berufs; der Abgeordnete von Bismarck wurde, in Frankfurt a. M., zum Diplomaten. Und hier erst reiften die Saaten seiner bisherigen Entwicklung; er vertrat im Bundestage seinen Staat, er mußte Preußen gegen die Nebenbuhlerschaft der anderen Staaten, gegen den Vorrang Österreichs, verteidigen und wurde sofort zur Verkörperung jenes Staates. 1855 wurde er 40 Jahre alt: da hat der Frankfurter Künstler Jakob Becker den jungen Meister gemalt: etwas glatt nach der Art der Zeit, den Diplomaten in Frack und Orden, aber aus den Augen blickt der Herrscher, der Leiter der Menschen und Dinge, der große Wille einer gewaltigen Kraft. Aus den Augen blickt jene Staatsmannschaft, die

sich damals, in Frankfurt, aus dem Triebe der Existenz und der Macht seines Staates heraus, ein neues Preußen, ein neues Deutschland, ein neues Europa aufbaute, durchdachte, durchglühte; eine Staatsmannschaft, die hervorquoll aus Pflichtgefühl und politischem Glauben, und die gesättigt war mit Wirklichkeit, mit dem Gefühle der Macht, mit dem Entschlusse, seinem Staate die Macht zu erkämpfen und sich selber hinzugeben an diese Macht. So ist er aufgestiegen zu seinem Berliner Amte, so wurde er Minister; so hat er das große Jahrzehnt der Erfüllungen auf Deutschland herabgezwungen. Ich sprach von dem 50jährigen Bismarck und seinem Kampfe außen und innen. Anscheinend fremd stand dieser Staatsmann in dem ringenden, unklaren, suchenden Deutschland der 60er Jahre da. Er sah seinen preußischen Staat, dessen Vertreter er war; er sah Europa, in das er diesen Staat erhöhend einführen wollte; zwischen Preußen und den Großmächten des Erdteils, wo blieb ihm die deutsche Nation? Er hat sie mit einem Schlage emporgehoben: aus Wirrsal und Nöten ohnegleichen, aus Machtlosigkeit und Mutlosigkeit, aus Gebundenheit und Hader. Er führte seinen Heimatstaat zur Größe, und mit einem Male ward er selber zum Deutschen. Als preußischer Patriot hat er das deutsche Chaos, zum Besten seines Landes, geklärt: das war die Schaffung Norddeutschlands, und Bismarck wurde zum Träger des norddeutschen Staats. Er kam von Preußen nach Norddeutschland und schritt von Norddeutschland zu Deutschland fort: das Lebensgebot des Staates und der Macht führte ihn vorwärts, und führte ihn hinüber auf den Boden der Nation. Er kam nicht vom Idealismus des deutschen Gedankens her, sondern vom Realismus der Macht; aber er setzte sich, im Dienste der Macht, mit dem deutschen Gedanken gleich, er schloß sein Bündnis mit diesem Gedanken und mit seinem Träger, dem deutschen Bürgertum, er sprengte ihm die Pforten der Taten auf, er führte Süddeutschland zum Norden hinüber, er führte sie beide in den Einigungskrieg hinein und nach Paris. Ich erzähle und begründe diese Taten nicht: ich folge dem Wege seines Lebens allein, und den Stufen, die er empor ging. Er war 55jährig, als er sein Werk krönte. Er war damals bereits der Held der Nation: die Deutschen wußten, wer sie leitete und wohin. Er hat damals

in unvergeßlichen Monaten zu Versailles gekämpft, verhandelt, das Reich gebaut, die Neutralen ferngehalten, den Frieden geschlossen mit den Franzosen. Wir sehen ihn am Tische seines Hauses, im Kreise seiner Beamten, arbeitend, plaudernd, bei Speise und Trank; sein Gespräch gleitet blitzend durch alle Höhen und Tiefen des Lebens und des Gedankens; er arbeitet mit unendlicher Geduld und in gebieterischer Sicherheit; er zürnt auf alle Gegner, er streitet sich mit den Großen ringsum, auch denen im Lager selbst; er sehnt sich aus dem Kampfe und aus dem Siege wehmütig heim zu Frau und Kindern, und reitet, herbstlich weicher Betrachtungen voll, durch die Parkgänge Ludwigs XIV. dahin; auf seinem Betttische aber findet ein Hausgenosse das Gebetbuch seiner pietistischen Jugendfreunde. Die Fülle der Kräfte und der Gefühle ging in dem Gewaltigen, auf dem Gipfel seiner Schaffenskraft, auch damals streitend und spielend, durcheinander; aber seine Taten waren fest, einheitlich, stählern, von elastischer Stärke: er war in seinem Wirken, was er damals im Bewußtsein der Deutschen schon geworden war, die Verkörperung der von ihm zur Höhe geführten Nation.

Und auf der Höhe blieb er: er sicherte seine Schöpfung, Reich und Sonderstaat, Nation und Stamm miteinander und nebeneinander, er belebte sie unablässig, und führte die Einigungskämpfe fort; aber als er am 1. April 1875 sechzigjährig wurde, da dachte er schon an ein Streben nach veränderten, erneuerten Zielen, und eine Kanzlerkrise umschattete sein Haupt. Er hat diese Krisen zu Kaiser Wilhelms I. Lebenszeit alle überwunden; er hat den Wagen seines Reiches in neue Geleise hinübergelenkt: er hat Deutschland noch einmal, für seine wirtschaftlich-sozialen Reformen, erstürmt; er hat erst als Siebziger, ich sprach zum Eingang davon, den Scheitelpunkt seiner Sonnenbahn erreicht: als er das Fest von 1885 feierte, da war er Deutschland, wenn jemals ein Sterblicher und ein Einzelner zum Inbegriff eines ganzen Volkes geworden ist. Er war ergriffen worden von seiner Nation; er hatte sein Dasein erweitert zum Dasein seiner Nation. So ist er im letzten Jahrzehnt seiner Kanzlerschaft, in jenen achtziger Jahren, auf den Höhen dahingewandelt: so haben auch wir ihn als Wirkenden stets im Gedächtnis bewahrt. Ich habe ihn

heute mit raſchen Schritten von dieſer Höhe in ſein Werden zurückverfolgt und wieder hinaufbegleitet bis auf die Höhe. Wie war er damals?

Der Kämpfer war er, damals wie ſtets. Der Stein, an dem ſich die Geiſter ſchieden, der Stein des Anſtoßes für Zeit und Welt, das war er von Natur und von Beruf. Er hatte dies neue Deutſchland in heißen Kämpfen geſchaffen; er hatte Einmal in dieſen Kämpfen die Klinge mit jeder Gewalt in Deutſchland gekreuzt, ob rechts oder links, ob oben oder unten. An ſeinem Namen hafteten tauſend Gegnerſchaften. Sie hafteten auch an ſeinem Temperament. Er war der Mann des Zornes; unerſchöpflich an treibenden ſchaffenden Kräften, aber eben deshalb auch an kriegeriſchen Kräften der Seele und des Wortes. Er wäre kein Schöpfer großer neuer Dinge, er wäre nicht der Umwälzer eines Reiches und eines Erdteiles geweſen, wäre ſein Inneres nicht angefüllt geweſen mit elementarer Glut. Sie floß in feurigen Strömen hinaus in die Welt und gab ſeiner Welt Wärme und Leben und Anreiz, und gab ihr einen Schimmer von dämoniſcher Macht. Immer ging Neues, Eigenes, Starkes von dieſem Gewaltigen aus. Zu ſtiller verſöhnender Pflege hat er nicht immer Zeit gehabt. Er hat gekämpft und hat auch Wunden geſchlagen: das war ſeine Art. Aber er hat in allem dieſem heißen Ringen, das aus ſeiner heißen Seele floß, vor allem doch ſeinem Vaterlande gedient: ſuverän und eigenwillig — und ſachlich, gebunden und ernſt. Wer nicht dies beides zuſammen ſieht, der ſieht den lebendigen Bismarck nicht. Er hatte mit gutem Fuge das Bewußtſein, daß alle ſeine Feinde zugleich Feinde ſeines Werkes waren, der Einheit und Macht ſeines Staates, ſo wie er dieſe anſah und wollte. Er hatte mit gutem Fuge das Bewußtſein, daß keine Partei und kein Einzelner in deutſchen Landen ſo weit blickte, wie er von ſeiner Stellung her über ihnen allen, und daß ſich keiner in tiefer Seele ſo leidenſchaftlich mit dem Ganzen durchdrang wie er. Er litt alle Gefährdungen ſeines Reiches in feindlicher Welt wie perſönliche Schmerzen mit; er lebte und webte bei Tag und Nacht im Leben des Ganzen, er ſann allen Möglichkeiten von Gegenwart und Zukunft nach und dachte ſie mit ſcharfer Umſicht durch, raſtlos fragend, raſtlos ſuchend, wenn er bei Tage

durch seine Forsten und Felder fuhr und ritt, oder wenn er einsam lag in schlaflos sorgenvoller Nacht. Er kämpfte um Seine Macht, aber in ihr lebte die Macht des Ganzen; er trug das Leben dieses Ganzen in Seiner Brust. Er suchte seinem Schiffe die Pfade durch die Gefahren ringsum, innerliche und äußerliche, und fühlte sie alle durch; er kannte für sein Reich und dessen Weltstellung keine Doktrin und keine Partei, keine Laune und keine Vorliebe, und immer nur das Lebensgebot des Ganzen. Er wußte zu hassen und zu vernichten, aber er beugte seine gewaltige Natur vor dem Vaterlande und dessen Einheit und Macht. Er blieb der Genius der neuen Zeit der Wirklichkeiten und hat sein Volk mit Wirklichkeit durchtränkt und zur Wirklichkeit erzogen. Aber sein tiefstes Empfinden ergriff das Leben seines Reiches so groß und so streng, daß ich es wohl sagen durfte: der Realist Bismarck sei selber zur Idee des Deutschtums geworden, der große Selbstherrliche habe den allgemeinen Gewalten, die er über sich anerkannte, Nation und Staat und Monarchie, mit beinahe religiöser Hingabe, mit tiefer Einordnung seiner widerstrebenden Riesenkraft gedient. Es war und blieb hinter all seinem Kämpfertum und seinem Zorne ein fester, religiös-sittlicher Kern: wer den nicht erkennt, der begreift Bismarcks historische Größe nicht.

Und an diese Größe war die Größe jener Tage gebunden. Er führte das Deutschland der Reichsgründung, das er zum Siege geführt hatte, nunmehr zur Reife und Vollendung; er trug das reiche nationale System, das sich damals bei uns, konservativ und staatlich, auslebte, auf seinen gewaltigen Schultern. Mit dem ehrwürdigsten der Herrscher und dessen genialem Feldherrn zusammen, überragte er, der Siebziger, der jüngste der drei großen Greise, erhaben die deutsche Welt und die Lande ringsum. Er gab den Deutschen dieses Jahrzehntes in klassischer Mächtigkeit die Ruhe und die Größe; an alle unsere Grenzen schlugen auch damals die Gefahren, aber Bismarck ward ihrer immer Herr; mit leuchtendem Stolze und leuchtendem Vertrauen stand Deutschland hinter ihm. Nicht das ganze zwar: er kam selber von einer Seite her, er blieb der Mann des Befehls, ich sprach von den Überlieferungen des Kampfes und Gegensatzes, die sich notwendig an seine Erscheinung hefteten. Er war zu groß, um überall aus-

gleichen zu wollen; der Gegensatz und die Größe blieben nebeneinander, und seine gewaltigsten Taten verziehen ihm die nie ganz, gegen die er sie hatte vollbringen müssen. Aber, daß er die Größe war und daß das neue Deutschland seiner Hände Werk und seines Herzens Kind war, das fühlten doch alle, und nahmen es hin, als müsse es so sein.

Dann starb sein Kaiser, und es kam die Tragödie von 1890. Zwei Lebensalter und zwei Persönlichkeiten prallten aufeinander. Der 75. Geburtstag war einer der ersten Tage des Gestürzten in seiner Verbannung zu Friedrichsruh. Es kam die Einsamkeit, die Tatenlosigkeit, die Trauer seiner letzten Jahre. München erinnert sich anderer Bilder aus jener Zeit: Fürst Bismarck steht — im Sommer 1892 — auf dem Altan des Lenbachschen Hauses, und der Jubel einer grenzenlosen Huldigung schwillt zu dem Schöpfer des Reiches herauf. Um ihn sammelte sich, solange er atmete, auch jetzt noch das Leben, eine brausende Liebe, aber auch der unvergängliche Streit. Es war der folgerechte Abschluß seines Kämpferdaseins, daß sich zum 1. April 1895, zu jenem letzten großen Bismarcktage, den er selber erlebte, die Überlieferung von hundertfältigem Groll zusammenschloß und ihm, vom deutschen Reichstage her, den er geschaffen hatte, den Glückwunsch verweigerte; man möchte sagen, es mußte so sein. Aber zur gleichen Stunde suchte das Deutschland, das von ihm gelernt hatte deutsch zu sein, die deutsche Jugend, ihn auf, und sah in ihm nur noch den Inbegriff des Gemeinsamen allein. Er aber hat zu seinem 80. Geburtstage zu seinen Deutschen gesprochen als die verkörperte Nation: sie lebte uns in ihm und leuchtete in ihm in die Seelen und in die Zukunft hinein. Wir sahen ihn damals, Auge in Auge; den Tausenden, die zu ihm in den Sachsenwald pilgerten, erschien er näher, als ehedem der Minister es gekonnt; sie sahen sein Haus, seinen Park, seine Bäume, die er liebte, sein tägliches Dasein; sie sahen den Gutsherrn von Friedrichsruh, im langen Rock, im großen Hut, von seinen Hunden geleitet, durch seinen Wald einherschreiten wie den Geist dieses Waldes selbst. Unermeßlicher Ruhm krönte das Haupt dieses Achtzigers; daß er in bitterer Tragik mit seiner Verstoßung aus dem eigensten Gebiete seines Daseins, aus seiner Wirksamkeit haderte, daß er in bitterer

Seelennot mit der Sorge für seine Schöpfung rang, das ahnten wir wohl und empfanden es schmerzvoll mit. Aber der deutsche Mensch in ihm erschien uns und beglückte uns; wir sahen ihn zart und schlicht, im täglichen Leben von Natur und Haus, und hörten aus den Worten seiner Gespräche wie seiner Briefe den Klang der deutschen Seele. Wir sahen ihn zürnen und kämpfen, ohne korrekte Scheu, ohne die Fähigkeit zur Menschenfurcht; wir sahen Feinheit und Größe, Güte und Leidenschaft, Schlichtheit und Sturmesmacht in seiner Art dicht und selbstverständlich beieinander, wie in den anderen größten Germanen auch; wir fühlten sein deutsches Menschentum in begreifender Liebe und Hingabe mit und wußten, was er uns gegeben hatte und was er war. Er hatte unser Volk geformt und erzogen, zur Einheit und zu ihrem Gefühle, zu Staatsgefühl und Volksbewußtsein, zu Wirklichkeit und Kraft. Er hatte es beschenkt, überschwenglich reich. Er war uns der Wohltäter und Leiter, der Vater und der Freund. Er war uns, in der Stärke seiner ungeheuren Natur, in der Mischung seines Seelenlebens, anscheinend widerspruchsvoll und doch ganz einheitlich wie es war, das Bild der Größe: so groß und innerlich tief, so erhaben und so stark, wie menschliches Wesen nur sein kann, unvergeßlich auch als Persönlichkeitsbild, gleich einem Bildnisse aus den Alterstagen Rembrandts. Bewunderung und Dankbarkeit und eine heiße Liebe strömten ihm in unermeßlichen Fluten zu. Er selber hat mit Staunen auf diese selbstlose Liebe geblickt, auf die der harte Mann niemals gerechnet hatte; auch er war dankbar und blieb zugleich in tiefer innerlicher Angst. Das laute Gebet seiner letzten Tage, das seine Nächsten vernahmen, hat seinem Volke und Reiche gegolten, und es kam aus erschütterter Seele. Würde erhalten bleiben, was er mit seinem Herzblute in gewaltigen Zeiten erkämpft hatte?

Wir haben Bild an Bild gereiht, durch die Jahrzehnte seines Erdenlebens hindurch. Über dem Bismarck des Sachsenwaldes noch halten wir den Reichskanzler von 1885 fest, mit dem ich begann. Aber auch dieses Bild versinkt uns jetzt: dieses Bild von triumphierender Größe und mancherlei bleibendem Streit. Wir kehren, auch aus 1885, zurück in den heutigen Tag. Wir sind in unserer eigenen Welt. Wir hören das Getöse eines ungeheuren

Kriegs. Und über uns rauschen die Fittiche eines ungeheuren Geschicks. Fürst Bismarck hat diesen Krieg von seinem Deutschland fernhalten wollen; er hat es vermocht; ob er es immer vermocht hätte, bleibt die Frage. Der Krieg gilt seinem Werke, seinem Erbe. Er hat ihm furchtlos in das Auge geblickt, als er im Winter 1887 drohte; er hat sich auf ihn gerüstet und hat auf sein Volk gehofft. Jetzt möchten die Wogen gerne über uns zusammenschlagen, von allen Grenzen her. Und wo ist uns Bismarck heute? Überall! in unserer ganzen Welt! sein Wert ist fortgewachsen, über seine Tage hinaus. Seine Wirkung lodert uns in unserem Volke entgegen: überall! in allen Höhen und Tiefen, in allen Landschaften, in allen Schichten, allen Gruppen unseres Daseins. Die mit dem Lebenden gestritten haben, bekennen sich heute zu dem unsterblichen Verstorbenen; die Gegensätze seiner Erdentage sind dahin, und alle vollstrecken heute das eine, das er uns geschaffen hat, das er uns in die Seelen gegraben hat, für das er focht und bangte und warnte: heute geht in seinem Deutschland alles zusammen für Staat und Nation, für Reich und Macht. Wie in eine fremde Welt schauen wir in die Tage zurück, da dieses Bismarcksche Jahrhundert erst halb war. Wo sind die Spaltungen von 1865? Sie sind vergangen, vergessen! Wo ist der Kampf, zu dem der alte Kämpfer noch 1885 und 1895 die Degen so Vieler auf sich zog? Wir haben es immer hoffend vorausgesagt, daß Bismarck einmal zum Gesamtbesitze seiner Volksgenossen werden würde, wie es die Größten jeglichen Volkes sind. Wir sehen in ihm heute die Einheit allein. Wir hoffen auf eine bleibende Gemeinsamkeit und Einigkeit aller deutschen Zukunft: wir haben ihre Bewährung in unvergeßlich großen und strengen Tagen erlebt. Und diese Einheit hat keinen gewaltigeren Namen und keinen mächtigeren Träger als ihn. Wir blicken auf dieses Jahrhundert seit Bismarcks Geburt und danken der Gnade eines Geschickes, das unser Vaterland aufwärts geführt hat, aus Zersplitterung und seelischen Nöten und seelischen Gefahren auf die Höhen der Größe und der Kraft. Daß es an Gefahren heute nicht mangelt, das freilich wissen wir allzugut. Aber wir atmen nur um so tiefer auf.

Und so ist's recht. Verdoppelt fühlt und lebt,
Wer ringend über Todestiefen schwebt!

Wir stehen über diesen Gefahren und denken an gar nichts als an den Sieg. Wir feiern keine Siegesfeste, aber wir stählen uns für den Kampf, und keine Gewalt unsrer Welt vermag uns besser zu stählen als die Gegenwart des Helden, der uns diese Kräfte gestaltet hat und immer erhält. Und so rufen wir es dennoch aus tiefer Seele diesen Bismarcktagen entgegen:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Wir warten der Tage des Friedens, wo von den Bismarcktürmen die Feuerzeichen über ein befreites Land hinwegflammen und zur Huldigung aufrufen dürfen für den Einiger der geprüften, der neubewährten Nation. Inzwischen ist es uns ein Symbol voll Trost und Kraft, daß diese Steintürme, die den einen Namen tragen, überall hinwegblicken über das deutsche Land, überall fest aus dem Boden hinausgewachsen wie Er, aus Quadern gefügt und von den Stürmen vergeblich geschüttelt. Und das Feuerzeichen, das über uns leuchtet, führend, stärkend, sammelnd, vorwärtszwingend, das ist uns heute Er selbst. Er ist bei uns und schreitet mit uns und schreitet vor uns her. Daß wir ihn hatten und haben, ist seinem Volke eine Versicherung des Mutes und des Siegs. Sein Name ist Leben und Zukunft und unbezwingliches Vertrauen und unbezwinglich einmütiger Kampf. Und heute und immer ist es ein und derselbe Ruf, der persönliche Bekenntnisruf, zu dem wir uns hier versammelt haben, der Ruf: hie gut Bismarck allewege, und der Schlachtruf unserer Nation, der unsere Brüder und Söhne hinausbegleitet in Blut und Sieg, der heilige Ruf: Deutschland, Deutschland über Alles!

# Bismarck und der deutsche Geist

Eine akademiſche Jahrhundertrede, gehalten bei der Bismarckfeier der Univerſität München am 10. Mai 1915 in der Aula

Ein großer Freudentag leuchtet dem deutschen Volke“: so begann die Erklärung, mit der am 1. April 1895 die Rektoren der deutschen Hochschulen vor den achtzigjährigen Bismarck traten. Sie huldigte dem Schöpfer der Einheit, dem Schirmer des Friedens, dem Führer und Lehrer des öffentlichen Lebens, dessen Persönlichkeit auch dem deutschen Gedankenleben unaustilgbare Eindrücke eingeprägt habe, dem Meister der Sprache, dem Erzieher zur Geschichte. Sie sprach der Universität die Aufgabe zu, den Einheitsgedanken, den sie früh gepflegt und den Bismarck verwirklicht habe, rein und unentweiht in den Herzen der Jugend zu erhalten. Und die Studentenschaft fiel ihr bei: sie gelobte, die mühelos überkommene Ernte gewaltiger Taten festzuhalten und an Bismarcks Werke weiterzubauen. Korps und Burschenschaft haben ihm dann noch gehuldigt; im voraus hatte 1892 auf dem Markte zu Jena die deutsche Universität die unverbrüchliche Zusammengehörigkeit mit dem großen Staatsmanne in hingebendem Jubel gefeiert. Der alte Kanzler antwortete überall in seiner Sprache: als der Mann des Kampfes. Er gedachte seiner Feinde, aber alles Leben besteht aus Kampf: „ohne Kampf kein Leben, und wollen wir weiterleben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein“. So faßte er die Huldigungen auf: als seinem Werke gewidmet, sein Name nur das Feldgeschrei der nationalen Sammlung. Er bekannte in Sprichwortform seine Hoffnung: Gott läßt keinen Deutschen zugrunde gehen, am allerwenigsten Deutschland. Aber die Zugehörigkeit bestätigte seinen Besuchern auch er: er sprach zu den Korps von hellen Jugendtagen, freudig und kritisch zugleich. Er sprach zu den Burschenschaften von alten Irrwegen beiderseits und schließlichem Zusammenfinden, von dem, was er dem nationalen Bestreben hinzugebracht habe: die Macht, die Militärmacht, das preußische Heer, das preußische Königtum. Er sprach in Jena von der nationalen Vorarbeit des Geistes, von Weimar und Jena; er ergriff in Friedrichsruh die Hand der Jugend als eine „Zusage für die Zukunft“. Er rief sie auf für Kaiser und Reich. Vor den Jenaer Professoren meinte er, der alte Feind der politischen Professoren, von den politischen Fragen beinah wie ein

Professor gehandelt zu haben, akademisch, „fast als ob ich hier auf dem Katheder stände“. Ein greiser Jenaer Theologe aber brachte ihm im Sinne des deutschen Volkes, im Überschwange der Liebe, die Verse entgegen:

Was wär' ich ohne dich geworden,
Was würd' ich ohne dich wohl sein!

Das Bündnis von 1895 hat sich fortgesetzt, die Universitäten sind Otto von Bismarck treu geblieben. Sie alle feiern inmitten des ungeheuersten Krieges auch heute unerschüttert den Heros unserer Nation. Auch unsere Feier hier folgt den Volksfeiern nach, als eine Feier und eine Erhebung und eine Besinnung für uns selbst. Noch einmal lassen wir den großen Inhalt dieses hundertjährigen Daseins, das wir ja kennen, vor unser Auge treten; aber durchaus mit akademischem Klange: nachdenkend, fragenstellend, erörternd, gliedernd und zergliedernd und zusammenfassend, ganz bewußt im Stile der deutschen Universität. Und das eine drängt sich uns vor allem auf: jener festliche Zusammenklang des Jahres 1895 gibt am Schluß des deutschen 19. Jahrhunderts dem eigentümlichsten inneren Hergange des ganzen Zeitalters seinen Ausdruck. Daß dieser Mann mit den deutschen Hochschulen, ihren Lehrern und Schülern zusammenwuchs, daß sie beide aus unendlich fremdartigen Ursprüngen zu demselben neuen Deutschland hingelangt sind, darin spiegelt sich der entscheidendste Lebensinhalt von Bismarcks und Deutschlands Geschichte. Und von diesem Verhältnisse zwischen Bismarck und dem deutschen Geiste, d. h. hier den deutschen Universitäten, in Abweichung und Vereinigung, wie es war und wurde und blieb, davon möchte ich heute meinen Ausgang nehmen.

War nicht der Student „Otto von Bismarck aus Pommern“ das vollste Gegenteil des deutschen Studententums, das wir aus unserer Einigungsgeschichte sonst kennen? In seinem Geburtsjahre 1815 kam dieses Studententum auch zur Welt: dieses Studententum von Jena mit seinem politischen Idealismus und seinem geistigen Idealismus, das Erzeugnis der Befreiungskriege, der Klassik und der Romantik. Es schloß, von der Jugend her, den zukunftsvollen Bund von Geist und Staat. Es lebte im Geistigen, es strebte zum Staatlichen hinüber. Der Göttinger und

Berliner Student Bismarck hat, in den Jahren 1832 bis 1835, jede leise Berührung, in die ein elementares deutsches Empfinden ihn zu der Burschenschaft dieser späteren Tage setzen konnte, schleunigst abgesperrt. Er wurde Korpsstudent und Kavalier; er lernte leben, fechten, genießen, führen: daß er jemals zu den Höhen der deutschen Einheit hinführen könnte, daran dachte er gar nicht. Die große deutsche Wissenschaft seiner Zeiten blieb ihm stumm, er dachte nicht daran, ihr zuzuhören; seine Beziehung zu den Professoren blieb ganz formal und fremd. Er war mit dem Tage, mit seiner Laufbahn vielleicht, beschäftigt, im Grunde nur mit sich selbst. Er folgte seinen Wegen, ganz für sich; aber nicht den Wegen des Gedankens. Das Geheimnis des Genius wirkte in ihm, der wird, ohne es zu wollen und zu wissen, der seinen Geboten folgt; wer hätte dem trägen, langen Berliner Juristen, den weder Geist noch Staat zu beschäftigen schien, eine Zukunft vorgeahnt? Seine Altersgenossen standen im Frühlingsblütenschmuck der reichsten Hoffnung: wie viele freilich haben dann große Frucht getragen? Er versprach nichts und war bestimmt, alles zu halten. Vorerst verbrausten seine Kräfte nur dumpf und wild in sich selbst. Er trug von der dichterischen und historischen Bildung der reichen Zeit mehr in sich als er zeigte; aber die Triebkraft seines Geistes war sie keineswegs. Durch Wildheit, Lässigkeit, Trotz und Ekel hat ihn seine Jugend hindurchgeführt, stets erregend, nie befriedigend. Er stellte sich auf sich selbst und ging aus der Amtsstube aufs Land. Er entwickelte die aristokratische Persönlichkeit in sich, die nur sich gehören will. Er trat mit dreißig Jahren in tiefe Seelenkämpfe ein, die den Durchbruch des Genius ankünden: ich darf ihrem Reichtum hier nicht nachgehen. Auch sie waren ganz persönlich; weder Universität noch Staat hatten Anteil daran. Er sehnte sich nach Liebe, Glauben und Wirkung; er wurde zum Beherrscher der Menschen; aber sein Zweck blieb nur er selbst.

Und sofern er damals in einen politischen Kreis hineinwuchs, war dieser Kreis ein Stück vom ältesten Deutschland jener Tage: wohl war es im staatlichen Deutschland das zukunftsreichste Stück; der Zeit schien es das vergangenste zu sein. Er war das alte, monarchisch-aristokratische Preußen.

An diesem 30. April hat man in Deutschland daran gedacht,

daß vor einem halben Jahrtausend die Nürnberger Hohenzollern die Kurmark Brandenburg gewannen. Der Weltkrieg hat das Erinnerungsfest verschlungen; des Tages zu gedenken, geziemt sich auch uns heute und hier. Dieser deutsche Krieg und diese preußische Vergangenheit gehören ja zueinander; und daß Bismarck mit ihr zusammengehört, versteht sich von selbst. Er war von Geburt aus der Sohn und er wurde der Staatsmann des deutschen Sonderstaats.

In Sonderstaaten lebte Deutschland seit sechs Jahrhunderten. Sie ersetzten unserem Volke das zerfallende Reich; in ihrem Kreise bewegte sich mehr und mehr alles wirkliche staatliche Schaffen und erwuchs eine neue wirklich staatliche Macht. Der Kreis dieser Sonderstaaten wurde im Lauf der Zeiten enger und enger; in denen, die sich lebendig wachsend erhielten, entfaltete sich die beste Kraft und die wahre Zukunft der Nation. Auch alle Liebe der Deutschen schloß sich an ihren Einzelstaat: an jeden, überall, in Nord und Süd, vollends da, wo dieser Einzelstaat sich, wie vor allen anderen dieser preußische, mit Tat und Größe und strebender Schöpferkraft erfüllte. Der preußische Edelmann verwuchs mit ihm, in staatlichem Stolze, in dynastisch-vasallischer Treue; trotz aller Reste ständischen Trotzes und überlieferter Tadelsucht fand der kurbrandenburgische Junker in seinem harten, aufdrängenden Staate die Heimat seines Herzens. Das neue Jahrhundert hatte das Reich zerschlagen und seine Groß- und Mittelstaaten auf sich gestellt; das Geburtsjahr Bismarcks war dann wie das Geburtsjahr der Burschenschaft so auch das des Deutschen Bundes. Aber innerhalb von dessen lockeren Formen behauptete sich wiederum der Einzelstaat als selbstbewußte autonome Macht. Gegen seine Selbstherrlichkeit erhob sich der deutsche Geist, der Idealismus des liberalen und nationalen Gedankens. Der deutsche Geist wollte die Einheit wie der Kultur so des Staates; das deutsche Bürgertum bedurfte dieser Einheit für seine wirtschaftliche Dehnung und Stärkung, und indem es selber immer stärker wurde, kräftigte es auch den Einheitsdrang. Das deutsche Selbstgefühl sehnte sich aus der Machtlosigkeit der kleineren Staaten in einen großen nationalen Staat. Gerade da, wo die Zersplitterung am größten,

wo die geistige Überlieferung am lebendigsten, wo die bürgerliche Blüte am frischesten war, im Südwesten Deutschlands, erhob sich der neue Grundsatz der Nation am unbedingtesten gegen die alten Staaten und ihr Sonderwesen; er wurde getragen von dem geistigen Zuge des alten Deutschlands, von dem Dogmatismus, in dem die Deutschen, als Schüler einer großen Philosophie, zu denken gelernt hatten. Die nationale Partei trat der harten Wirklichkeit der alten Staaten mit ebenso harter Ausschließlichkeit in den Weg; sie fühlte sich als Zukunft. Und die alten Staaten waren entschlossen, ihr nicht zu weichen.

Wer hat gesiegt? In dem Stoße von 1848 traf Einseitigkeit auf Einseitigkeit. Unvergänglich der Glanz der Begeisterung und die gläubige Kraft der neuen Gedanken: um die Frankfurter Paulskirche weht es auf immer wie strahlende Frühlingsluft. Aber es bleibt bei der alten Wahrheit: die deutsche Revolution war schicksalsvoll zum Scheitern vorbestimmt. Sie wirkte in die Zukunft; die Gegenwart gestalten konnte sie nicht. Ihr fehlte Maß und Macht. Aber auch der Gegenstoß blieb lahm. Die alten Einzelstaaten zu entwurzeln und zu ersetzen hatte der nationale Gedanke nicht vermocht, sie aber vermochten es ebensowenig, ihn zu verdrängen wie ihn zu erfüllen. Und aus dem vergeblichen Kampf erscholl immer von neuem der Schrei nach dem Retter, der Freiheit und Einheit und Macht brächte, der die Ideale und die Wirklichkeiten vereinte, der — kaum erfaßte man, wie sehr das die Hauptaufgabe war — in einem widerstrebenden Europa dem neuen Großstaate der Deutschen die Bahnen bräche. Sie kennen das vielstimmige Verlangen nach dem Nibelungenenkel Geibels, dem Cäsar Mommsens, dem Degener Arndts, der eisern-harten Faust, nach der der Schwabe Fischer rief, zum Heil den Völkern und den Thronen, soweit die deutsche Langmut haust. Je tiefer wir diese Zeiten vor der Lösung durchdringen, um so gewisser wird uns das eine: von selber konnte sie nicht kommen. Selbst die Probleme klar durchzudenken waren nur überraschend wenige imstande; sie zu erfassen, sie zu überwinden, die unendliche Schwierigkeit unserer inneren Gegensätze, unserer äußeren Ohnmacht, den Gegensatz von Staat und Geist, von Volk und Erdteil zu bezwingen, Pläne zu fassen und Pläne

zu verwirklichen — dazu ist von allen den tapferen Vorarbeitern unserer Einigung, die uns immer näher vor die Augen treten, keiner fähig gewesen außer dem einen, den wir heute feiern: kein einziger sonst! Und daß er kam und wie er schuf, das war Wunder und Gnade und keineswegs der halb zufällige Vorzug eines in sich unwiderstehlichen sachlichen Hergangs.

Aber woher ist er gekommen? Aus dem Sonderstaate, ja aus der Partei. Der Konservative von Bismarck-Schönhausen hat wie seinen Stand, den Adel, so sein Land Preußen mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit gegen das neue Deutschland von 1848 verteidigt; das allein bleibt die Wahrheit. Und aus dieser triebhaften Leidenschaft des Preußentums erwuchs dem Frankfurter Diplomaten alsbald die bewußte Leidenschaft seines Staates. Er lernte am Bundestage Deutschland kennen, aber als Kampfgebiet, als Kampfgegenstand für seinen Staat; das elementare Machtstreben, das in ihm war, galt auch der deutschen Größe, aber zunächst nur durch und auch nur für sein Preußen. Er hat in den fünfziger Jahren die Arbeit des nachfolgenden Jahrzehntes in schöpferischer Strenge vorgedacht, er hat ein weltgeschichtlich großes Staatsmannstum in sich durchgebildet, um den einen Kern herum: den Gedanken der Macht. Und der Träger seiner Machtwünsche war ihm sein alter Staat. Preußens Lage im Deutschen Bunde war seit 1851 unerträglich für eine Großmacht: von diesem Punkte aus hat Bismarck die deutsche Frage gelöst. Das Bedürfnis der Nation forderte die gleiche Lösung: Preußens Macht und Deutschlands Einigung, beide konnten sie nur durch die Auseinandersetzung mit Österreich hindurchgehen; vorwärtsbringen konnte sie beide nur die kleindeutsche Lösung und der Kampf. Für beide war die Vorarbeit von Wirtschaft und Gesellschaft, die Vorarbeit des deutschen Bürgertums, die Vorarbeit des deutschen Geistes, auch der deutschen Hochschulen, und nun auch der deutschen Parteien unerläßlich. Aber all diese Vorarbeit war ohnmächtig gegenüber dem Widerstande der alten Gewalten, innen und außen zugleich; geleistet hat alles in Wahrheit nur der eine Mann. Im vollsten Sinne des Wortes hat erst er das Volk geschaffen, das später da war und heute selber eintreten muß und

kann für seinen Bestand; die Bedeutung seiner Taten für dieses Werden ist überhaupt gar nicht zu überschätzen.

Ich darf seinen Weg hier nicht schildern: den Weg von Frankfurt über Petersburg und Paris nach Berlin, den Weg von Berlin, durch Verfassungskampf und europäische Diplomatie, nach Kiel und Düppel, nach Gastein und nach Königgrätz. Im Widerstreite mit allem, mit konservativ und liberal, mit Nation und Europa, hat er an schwindelnden Klüften hin diesen Weg seines Volkes gefunden, als suveräner Staatsmann, bis empor auf die leuchtenden Höhen des Sieges: als Staatsmann der Macht, als Staatsmann seines Staates.

Davon ist gar nichts abzustreichen. Und doch siegte mit ihm zugleich das, wogegen er sich durchgesetzt hatte, das nationale Ideal. Seine Staatskunst hatte ihre Propheten im heranwachsenden Geschlecht gefunden, noch ehe sie hervortrat: Realpolitik forderten seit 1850 auch die Jüngeren. Sie durchzudenken zwar und mitzumachen vermochten auch sie noch nicht, auch Heinrich von Treitschke nicht, der ihm zuletzt am nächsten kam. Sie reiften ihm entgegen, auch die Schüler des deutschen Geistes, der deutschen Bildung, des deutschen Ideals: zu handeln vermochte nur er. Aber sobald er in den Daseinskampf selber eintrat, brauchte er die deutsche Idee. Er siegte für seinen Einzelstaat; aber Preußens Sieg forderte alsbald die Gründung, die Ausdehnung, die Festigung eines erweiterten, d. h. des deutschen Staates, und durch seinen Sieg hörte der große Minister Preußens auf, mochte er wollen oder nicht, preußischer Minister zu sein: von diesem Augenblicke an wurde er notgedrungen vom Preußen zum Deutschen. Er hat es eingesehen und gewollt und vollbracht. Er war Preußen gewesen, er wurde Deutschland: er wurde es ganz; er wurde für Deutschland zum Vollender und erweiterte sein Streben und sein Dasein zur Nation; er ist der Genius der Nation geworden. Er hatte seinen Einzelstaat groß gemacht: seine Schöpfung ward der nationale Staat; und in diesem triumphierte der Gedanke des deutschen Geistes von 1815 und 1848. Hinter Bismarck stand sein Staat und dessen Heer und Krone und seine organisierte Macht. Hinter der deutschen Idee stand Gesellschaft, Wissenschaft, Geist und Glaube. Sie allein war ohnmächtig gewesen, trotz allem

Aber auch ihn zwang sein Sieg, um sie zu werben und sie zu packen: nicht aus nationalem Idealismus ist er der Gründer des nationalen Staates geworden, aber nun flutete der nationale Idealismus in das Strombett seiner Taten hinein und hob und trug auch Bismarcks Schiff zu neuen Ufern. So eigentümlich war das Verhältnis dieses Staatsmannes und seiner Nation. Wer hatte gesiegt? Beide! Auch der Gedanke, der einst an den Hochschulen geblutet hatte. Sie waren untrennbar und einander unentbehrlich geworden. Auch Bismarcks Nationalgefühl kam alledem entgegen; aber auch ferner immer in strenger Treue gegen sich selbst, im Dienste der Macht und nicht des Ideals. So hat er Norddeutschland und so hat er Deutschland aufgerichtet; so hat er das allgemeine Stimmrecht gegeben und hat sich verbündet mit den Liberalen: weil das Gebot der Stärkung des neuen Staates ihn dazu zwang. Und beides stand im neuen Reiche aufrecht: Reichstag und Monarchie, Einheit und Vielheit. Zwar die Begeisterung, die nun mit Bismarck im Bündnisse dieses neue Deutschland ausgestaltete, mußte sich zugleich bescheiden. Das Deutschland von 1848 war es nicht. Hatte es die liberale Freiheit? Ja! Hatte es die liberale Einheit? Ja! Aber nach der Vorstellung der Einheitspartei war beides nicht. Das eine blieb im Wege, was 1848 im Wege gewesen war: der alte Staat. Sie waren alle da, die großen, Preußen und Baiern, die süddeutschen und die norddeutschen Mittelstaaten, und die Kleinstaaten zudem; sie und das Neue; die Einzelnen und das Ganze. Wie das miteinander zu vereinigen wäre, darüber hatten sich die besten Deutschen das Hirn zermartert. Bismarcks Verfassung von 1866 und 1870 vereinigte es mit genialer Selbstverständlichkeit, sie ließ allem beidem Licht und Luft, sie spannte beides mit überraschend einfachen Formen zu lebendiger Einheit zusammen. Sie brachte in Kaiser, Bundesrat, Reichstag die Dreiheit der Kräfte: Preußen, die Staaten, das deutsche Volk, zu versöhnter Wirkung; sie ließ das Alte lebendig und machte das Neue lebensstark. Sie baute das neue Gebilde und die neue Wirklichkeit auf die bestehenden Mächte. Und bis zum heutigen Tag hat sich sein Werk weiterwachsend bewährt. Wir dürfen es rühmen, daß die alten Gegensätze keine Gegensätze geblieben sind. Einheit und Vielheit in Staat und Kultur, Ost und West

und Nord und Süd nach eigener Art miteinander, ihrer Eigenart froh und bewußt bis zu der bekannten Gefahr einer Reibung, die unser Reich bislang ertrug und gut ertragen hat; Nord und Süd dürfen und sollen sich das Ihrige gegenseitig zuerkennen. Sie wachsen doch steigend in- und durcheinander, mögen sie wollen oder nicht, Preußisches und Außerpreußisches: sie haben einander durchdrungen, befruchtet, verwandelt und doch die Besonderheit hier und dort nicht aufgehoben. Und ohne diese Besonderheit, in Bismarcks Sprache zu Jena 1892: „ohne Poesie und Romantik, zentralisiert, würde der Deutsche zum Franzosen werden." Das alles ist uns längst zum Besitztum und zur Überlieferung geworden: der Gestalter aber ist er gewesen, der Preuße, der Preuße blieb und Deutscher wurde; es war seine Lösung, und sein Wille hat sie lebendig gemacht. Der Strom des nationalen Gesamtgefühles, so sagte ich, trug sein Schiff nun voran; jedoch der Lenker dieses Schiffes ist er geblieben, solange er Kanzler war. Er handhabte auch da die alte Macht und schirmte sie wider den Radikalismus der Idee. Kein Zweifel: die Einheit wuchs dennoch und wächst; Bismarck selber hat auch das gewollt. Wird sie über die Schranken hinauswachsen, die er zugleich gewollt hat? Auf allen Lebensgebieten hat sich das Gemeinsame ständig fortentwickelt; die Finanzbedürfnisse des Reiches haben, die letzten Jahre hindurch, in die Einzelstaaten tiefer hineingegriffen als zuvor. Wir müssen erwarten, daß dieser Krieg zu weiterer Ausgleichung fortwirkt, daß er Nord und Süd gegenseitig einander weiter anähnlichen wird, in einigen Institutionen vielleicht, in den Empfindungen gewiß. Das wird sich vollziehen nach inneren Notwendigkeiten. Gebe der gute Geist unseres Volkes, daß von der Selbständigkeit, von der bunten Lebensfülle der Einzellande, wie Bismarck sie gewollt hat, aufrecht bleibe, was nur irgend kann!

Aber das ist längst gewiß: der alte Einzelstaat, von dem auch Bismarck ausging, lebt seit 1866 nur noch innerhalb und unterhalb des Ganzen, auch Preußen. Ideal und Wirklichkeit haben miteinander geschaffen; geführt hat die Wirklichkeit, die Bismarck hieß; die Ideen — des deutschen Geistes — haben mitgewirkt und wirken weiter. Aber der Kern des neuen Wesens war und blieb

die Macht. Das hat Deutschland von seinem Reichsgründer gelernt. —

Ich weise nur darauf hin: wie zwischen Einzelstaat und Gesamtstaat, so hat Bismarck, in diesem selben Sinne, ausgeglichen zwischen Monarchie und Parlament. Wie er vom Sonderstaate herkam, so kam er von der Monarchie her; und ihr ist er vollends folgerecht treu geblieben bis an das Ende. Er hat die preußische Überlieferung der monarchischen Macht für Preußen und für Deutschland gerettet und ausgebildet. Er hat auch dieses innere Verfassungsproblem unter die Beleuchtung der auswärtigen Verhältnisse gerückt: der Druck einer ringsum feindlichen Welt zwingt Deutschland zu starker Sammlung um die Fahne; „wir stehen im Lager", Jahr um Jahr, und bedürfen der starken und gesicherten Führung. Er hat die Monarchie stärker hinterlassen, als er sie vorfand. Die Wirkung des Zeitalters kam ihm, über seine Lebenstage hinaus, zu Hilfe: überall in der Welt ist, auch nach ihm, die Regierungsmacht an der Spitze der großen Staaten fester zusammengezogen und gewaltiger durchgebildet worden. Aber die Grundlage hatte der Schöpfer des allgemeinen Stimmrechts und des Reichstags, der so die Verfassungskräfte von 1848 in sein neues Deutschland selber hinüberführte, selber unendlich verbreitert. Auch da, wie in der nationalen Frage, ist das Leben aus eigener Kraft über Bismarcks erste Wünsche hinausgeströmt; neben dem Alten, das er erhielt, ist das Neue mächtig gewachsen. Auch die Frage der Demokratie wird durch diesen Krieg für Deutschland neu gestellt, ebenso wie die Frage des Zentralismus. Der Historiker hat weder als Politiker noch als Prophet zu sprechen; die Notwendigkeit von Führung und Zusammenfassung unter einem obersten Gebot und der unermeßliche und unersetzliche Wert unserer Monarchien ergibt sich dem Historiker Bismarcks von selbst. Die Lehre Bismarcks vom inneren Werte der harten staatlichen Gewalt und ihrer festen Leitung ist, seit er nicht mehr lebt, für Deutschland nur immer zwingender geworden. —

Ich habe von Einzelstaat und Gesamtstaat gesprochen und habe die engere Verfassungsfrage wenigstens gestreift. Hier wie dort hat Bismarck, im Gegensatze zu jenem deutschen Geiste, der die Hochschulen seiner Jugend beseelte, sein altes Deutschland und sich

selber durchgesetzt und sich dann doch mit dem geistigen Deutschland gefunden und durchdrungen, über seine eigenen Ursprünge hinaus. Wie aber steht es mit seinem neuen Gesamtstaate, dem kleindeutschen Reich, das er errichtet hatte, in dessen Verhältnisse zur weiteren deutschen, zur großdeutschen Idee? d. h. mit dem Verhältnisse des Reiches zu Österreich?

Wir wissen jetzt, daß auch die kleindeutschen Idealisten, die Partei Preußens in der Paulskirche und vorher, sehr viel großdeutscher empfanden, als man lange gedacht hatte. Auch Heinrich von Gagern und die Seinen, die sich zu dem Schnitt zwischen Deutschland und Österreich vernunftgemäß entschlossen, sahen zum guten Teile in einem kleineren Deutschland nur die Vorstufe für ein größeres, in das das deutsche Österreich irgendwie wieder eintreten könnte. Preußen sollte der deutschen Staatsbildung dienen, aber nicht sie dauernd beherrschen.

Wie stand Bismarck hierzu? Er war von Hause aus der reine Preuße; eigentlich großdeutsch war er auch in den Revolutionsjahren nicht, wo er aus Parteigründen die Ausstoßung Österreichs bekämpfte. Als er dann Staatsmann wurde, hat er deren Notwendigkeit ergriffen und hat sie durchgeführt: unter dem Gesichtspunkte der Macht. Aber eben die Macht hat ihn dann auch wieder zu Österreich zurückgeführt. Er wollte die reinliche Scheidung zwischen dem engeren Deutschland und dem habsburgischen Reiche, er hat sie erzwungen. Aber wie das Machtbedürfnis ihn von Preußen zu Norddeutschland und zu dem Gesamtdeutschland von 1870 leitete, so hat es ihn schon früh auch zu Österreich weitergeleitet. Konnte Preußen und das kleindeutsche Reich Österreich machtpolitisch dem übrigen Europa gegenüber entbehren? Schon vor 1866 hat Bismarck in allen ernsten Lagen, obgleich er noch Österreichs Feind sein mußte, die Möglichkeit erwogen und verfolgt, Österreich festzuhalten und mit ihm zusammen gegen Europa zu stehen. Wir fragen uns heute, ob er diese Gedanken damals nicht doch vielleicht noch ernster genommen haben mag, als wir ihm bisher zutrauten; ob er nicht wirklich ganz ernsthaft darauf eingegangen sein würde, Deutschland mit Kaiser Franz Joseph zu teilen, unter der Bedingung, daß dieser gegen das Ausland ganz bei Deutschland bliebe. Er hat es versucht; die unge-

löste Nebenbuhlerschaft mit Österreich hat diesen Dualismus, den wir schwer auszudenken vermögen, immer verhindert, und der natürliche Weg zur Zukunft ging doch erst über Königgrätz. Aber die älteren Anläufe gehören doch auch zu Bismarcks Politik. Vom Tage von Königgrätz ab aber hat Bismarck ja allbekanntermaßen dafür gearbeitet, Österreich wieder heranzuziehen. Er hat es gleich 1867 ernstlich versucht; die Kette reißt dann nicht ab, bis zum Bündnisse mit Andrassy im Herbste 1879. Wenn er nach dem französischen Kriege zur Wiederherstellung des alten Bundes der drei Ostmächte, der Machtgrundlage seiner Jugendzeiten, zurückstrebte, wenn er stets Rußland als dritten festzuhalten und sich nicht an Österreich allein auszuliefern wünschte: anders als zu Rußland stand er zu Österreich doch. Wohl blieb ihm Österreich der Gegner, mit dem er einst gefochten hatte; der Gegensatz von 1866 war ihm nicht einfach tot. Aber er gedachte 1879 mit ausdrücklichem Bewußtsein des zentral-europäischen Bündnisses, das er wiederherstellte, des Zusammenhanges mit dem Deutschen Bunde von 1815, mit dem alten Deutschen Reiche. Er war, wie man weiß, damals bereit und bestrebt, das neue Bündnis vor die Parlamente von Wien und Berlin zu bringen und in das Verfassungsrecht der beiden Reiche aufzunehmen. Wie er sich das gedacht und durchgedacht hat, ist wohl noch nicht klar. Aber das ist gewiß: in dem Schöpfer Kleindeutschlands wirkte doch ein stärkeres großdeutsches Element fort, als Zeitgenossen und Historiker eine Weile lang erkannten; den großen Realisten trug gerade sein Realismus wie von Preußen zum Reiche, so vom Reiche zu einem tatsächlichen Großdeutschland weiter. Bei ihm entsprang das nicht, wie bei einem Teile unserer öffentlichen Meiung, aus großdeutscher Neigung, aus altem, großdeutschem Glauben: aber seine Taten kamen auch hierin den alten geistigen Programmen wieder näher. Er, der Deutschland und Österreich mit gutem Fuge trennte, erbte doch von der Geschichte den Antrieb, sie zugleich zu vereinen, und er vererbte ihn der Zukunft, die auch hierin vielleicht einmal über das Maß, die Grenze der Bismarckschen Absicht hinausgehen wird. Er steht in der Kette der Zeiten; er deutet über sich selber hinweg weiter. Wie wird sein Reich einst in der Gesamtgeschichte deutscher Staatenbildung dastehen? Sie kam aus dem Weiteren und ver-

engerte sich in Bismarcks Zeit; wird sie wieder ins Weitere schreiten? Wir wissen es nicht, ich wenigstens weiß es nicht. Aber mancherlei Zeichen deuten auf eine Erweiterung der Kreise über die Grenzen von 1870 hin: auf weitere gefestigte Bünde in irgendwelcher Form, weiter als das siebziger Reich, mit diesem Reiche als bleibend festem Kern. Dieser Krieg und seine Nachwirkung wird auch darüber erst die Würfel werfen. Vollzieht sich das, so wird auch Bismarck bei diesem Werke sein, er, der Preuße, obwohl es denkbarerweise seinen Willen überspränge. Die Vertreter des großdeutschen Ideals, die Männer des geistigen Ideals, hatten 1848 bis 1866 gegen ihn Unrecht, und es war ein Segen, daß er sie schlug. Auch sie aber kommen, so scheint es, wieder zu ihrem Rechte: und er selber hat auch diese Wege noch gebahnt. Die Geschichte kann mit den Taten des Riesen von 1866 und 1870 nicht zu Ende sein; um so gewaltiger reiht sich seine Gestalt in den Zusammenhang der Zeiten ein, und um so deutlicher reicht sie auch hier wieder den Führern des Geistes, von denen ich heute ausging, im weitesten die Hand. —

Aber eines bleibt doch ihm allein: gerade für eine Betrachtung, die von Bismarcks Verhältnis zu den Universitäten herkommt. Nicht nur, daß er allein alles verwirklicht hat, sondern auch, daß er den deutschen Geist erzogen hat. Einer der feinsten Vertreter neuidealistischer Bestrebungen in Geist und Staat, Friedrich Meinecke, hat in diesen letzten Tagen „den modernen Menschen, der seine Doktrinen gern der Erfahrung opfert", „dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts" gegenübergestellt, „der seine Erfahrung noch gern zur Doktrin erstarren ließ". Diese Umbildung hat kein einzelner so stark gefördert und so stark verkörpert wie Bismarck. Die Generationen von Deutschen, die seit 1864 und 1866 bewußt wurden und heranwuchsen, hat er seelisch auf das tiefste beeinflußt, auf politischem Gebiete ganz gewiß, aber auch auf dem allgemein kulturellen. Er selber hat die gewaltige Einwirkung des deutschen Geistes auf die deutsche Einigung nicht verkannt, wir hörten seine Worte über Weimar und Jena; aber mit der dogmatischen Einseitigkeit des alten deutschen Geistes hat er lebenslang gerungen, und in diesem Ringen hat er gesiegt. Er ist als Kämpfer eben deshalb auf die deutschen Professoren

lebenslang schlecht zu sprechen gewesen; er sah, nach seiner Art, immer vornehmlich das, wodurch sie oder mancher von ihnen ihn verletzten. Auf sie eingewirkt hat er dennoch auf das entschiedenste. Den Geist der Wirklichkeit, dessen seine Nation bedurfte, hat er, nicht als erster, auch hier getragen von breiten allgemeinen Strömen, aber er als stärkster in ihr verbreitet: auch in den Schichten unserer Bildung. Er hat es in zwei großen Absätzen getan: durch die ungeheure Lehre der Reichsschöpfung selber, die alle Geister erschütterte, und dann durch seine große Wendung von 1878, durch die Wendung zur Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik der achtziger Jahre. Wie hat er da mit dem alten Geiste unseres öffentlichen Lebens, mit dem individualistisch-idealistischen Liberalismus der Jahrhundertmitte, gestritten. Wie hat er die neuen Aufgaben der materiellen Politik, wirtschaftliche und sittliche zugleich, gewaltig in das deutsche Leben hineingepreßt und die Lehre der Ausfüllung des Staates mit diesem neuen, sachlich breiteren Inhalte selber verkündet und vorgelebt. Noch er selber hat in diesem seinem letzten Kanzlerjahrzehnt Deutschland in unsere Gegenwart hinüberzulenken das meiste getan. Wir empfinden es in diesem Kriege, in diesem Bündnisse zwischen Industrie und Heer, in dieser Bewährung unserer materiellen Kräfte, in der Bewährung unserer landwirtschaftlichen Produktion, wie unendlich vieles heute bei uns auf die Epoche von 1880 zurückweist — durch die Adern des Deutschlands, das sich heute gegen die Welt behaupten muß, fließt auch in diesem wirtschaftlichen, nicht nur im nationalen Sinne, der volle Strom Bismarckischen Blutes.

Wie aber stand er damals zu den Universitäten? Manches an ihnen leistete ihm Widerstand; nicht nur ein Teil der alten, formalistisch-idealen Überlieferung, ich denke an Theodor Mommsen: es kann ja gar nicht anders sein, als daß stets ein Teil der geistigen Gewalten überhaupt der Eigenart und der Zwangskraft eines politischen Genius, wie dieser es war, zugleich widerstreben muß. Aber die große Wendung zum Wirtschaftlichen und zum Sozialen, die er durchzwang, hat im Grundsatz auch die deutsche Hochschule mitgemacht — nicht immer und allem zustimmend; aber die Wendung selbst. Ich gehe nicht darauf ein, wie die Staatswissenschaft ihr vorgearbeitet hatte und wie sie

nun, für und wider, in ihr mitstritt. Aber auf das Ganze der Universitäten hat Bismarck wohl erst damals den vollen grundsätzlichen Einfluß ausgeübt. Die volle Macht seiner Persönlichkeit wirkte sich, bei Lehrenden und Lernenden, doch wohl erst auf diesem zweiten Gipfel seiner staatsmännischen Schaffenszeit ganz aus: der Anblick eines Kämpfers, der alles Leben mit großartiger Wucht ergriff und zu gestalten rang, Inneres und Äußeres gleichermaßen, der überall mit seinem ganzen Wesen einsprang, überall schöpferisch und unausschöpfbar, voll Leidenschaft und Weisheit, mit dem dämonischen Zauber einer ganz großen Genialität, leuchtend, befruchtend, vorwärtsdrängend überall. Er hat auf die „Professoren" vielleicht niemals härter gescholten als in diesen späten Jahren; die große Mehrzahl von ihnen waren dennoch seine Verbündeten. Die Bewegung des wissenschaftlichen Geistes selbst ging damals überwiegend in seiner Richtung, nach dem Realismus hin; darüber hinaus: der Wahrheitsgeist, die Unbefangenheit, der Persönlichkeitsgeist, die in Bismarcks Erscheinung das Bestimmende waren, trafen doch gut mit dem Besten zusammen, was wir als deutsch-akademisch empfinden oder wünschen. Dem tiefsten Wesen der Wissenschaft natürlich blieb sein handelnder Genius fremd: es interessierte ihn nicht. Aber die akademische Lehrfreiheit hat er ganz persönlich unterstützt. Vor allem, natürlich, der nationale Heros in ihm war es, der auch über die Hochschulen hinleuchtete und über sie Macht gewann: der Begründer und Beleber des Reiches, der große Diplomat, der damals sein Spiel über die Welt hin glorreich und siegreich spielte, der Eröffner neuer Weiten auch über die Meere hinaus, daheim und draußen der Wegbahner neuer Zeiten.

Auf die Jugend hat er damals unmittelbar werbend eingewirkt und gern mit ihr gesprochen. In ihr blieb und bleibt, so dürfen wir vertrauen, dem Wesen nach stets das Innerste der alte Schwung von 1815. Dieser Gewaltige wies ihrer Begeisterung neue Ziele und Inhalte und mahnte sie zugleich zu politischer Zucht. Sie ergriff seine Lehre, seine Erbschaft, seine Größe mit loderndem Danke und loderndem Stolze. Die neue Lehre der Kraft und der Wirklichkeit mochte bei so manchem zur Rutine, zur Geistlosigkeit, zur Mißachtung des Ideals erstarren. Die

Lebendigen unter der jungen Generation hat Bismarcks großes Beispiel sicherlich belebt und erhoben. Der alte Kanzler und das kommende Geschlecht haben sich in den achtziger Jahren gut verständigt. Die Jugend wurde durch den konservativen Staatsmann wohl konservativer, er schärfte ihr die Notwendigkeit der Macht und der Regierung ein. Schließlich ist doch aus ihrer Mitte ein lebendiger Strom neuer sozialer Bewegung ausgegangen, der, von Bismarck angeregt, über Bismarck hinausgestrebt hat; und seit dem Ende des Jahrhunderts hat sich der Idealismus im neuen Geschlechte neubelebt. Der Epoche Bismarcks setzte sich im deutschen Geistesleben eine neue entgegen, mit neuen Antrieben politischer philosophischer, künstlerischer Art. Sie hat die Einseitigkeit der großen politisch-realistischen Zeit zu ergänzen begonnen. Aber auch in ihr ist Bismarck unendlich mächtig und der Jugend immer nah geblieben: sie hat es in diesem Kriege bewiesen. Das Geschenk seiner Taten und seiner Schöpfungen, ohne die wir alle nicht mehr atmen können, das Geschenk seiner selbst wirkte und wirkt in ihr lebenschaffend nach. —

Seiner selbst! Ich kann das Bild dieser Persönlichkeit hier nicht ausmalen: ich habe es kürzlich an anderer Stelle versucht. Das uns akademischen Menschen Erstaunlichste an ihr ist wohl die gleiche Kraft, durch die er die Zeitgenossen zuerst verblüfft und später hingerissen hat: die Ursprünglichkeit. Er hat stets ein seltsam unmittelbares Verhältnis zu den Dingen gehabt; er hat sie gesehen, nicht wie sie überliefert wurden, sondern wie sie waren, so als hätte sie keiner vor ihm gesehen und ausgedrückt. So sah und so bezeichnete er sie, und so faßte er sie an — für unsere Art des reflektierenden und zergliedernden Denkens eine Erquickung und eine Enthüllung. Wir können nicht sein wie er; wir erbauen uns an ihm wie an Goethe, und suchen zu lernen, soweit wir es vermögen. Und wir bestaunen in ihm die ewige Bewegung, die Fülle immer neuen Lebens, den ewigen Kampf der Gegensätze, die das Wesen des Genius durchwalten: Größe und Einfachheit, Heiterkeit und Majestät, Feinheit und Stärke, dienende Hingabe und flammende Selbstherrlichkeit, menschlich zarte Liebe und zerschmetternder Zorn. Er ist sein Lebelang immer neu gewesen; er ruft nach seinem Tode zu immer neuen Fragen auf, als lebte

er noch. Wir tragen ihm innerlich vor, was wir in verwandelter Zeit politisch Neues erleben, Wandlungen des inneren Lebens, der inneren Aufgaben unseres Volkes und Staates, neue Erfahrungen draußen in der Welt. Wir wenden dies Neue auf die Betrachtung seiner eigenen Geschichte an. Wir stehen im Kampfe mit Rußland; er wird gefragt: Warum hast du nicht 1878, als du es konntest, dieses Rußland im voraus zerschmettert? Er würde um die Antwort kaum verlegen sein. Aber er ist uns lebendig, und deshalb sucht ihn das Leben auf und setzt sich unablässig mit ihm auseinander, sei es hadernd und rechtend oder bescheidentlich bittend um Rat und um Trost. Wir wissen wohl: er kann auf praktische Einzelfragen keine Antwort geben; die Dinge verschoben sich längst, seit er geschieden ist, und das Maß, das er den Nachkommen liefern kann, ist nur das Maß seiner großen Gesinnung, des Mutes und der Kraft und seines Verfahrens im ganzen. Wir stellen noch andere, menschliche Fragen an ihn; wir rätseln an den Widersprüchen seines Wesens herum und deuten ihn menschlich aus; wir suchen verstehend in das Dunkel seiner Seele zu dringen. Und über allen psychologischen Fragen steht auch da die große Sprache, die die Gesamtheit seines Menschentums zu uns redet: wir spüren in Ehrfurcht in der Mischung seines Wesens aus Zartheit und Stärke, aus Klarheit und ringender Tiefe, aus Schlichtheit und aus Leidenschaft den großen reinen Klang des Deutschtums selbst, so wie er aus dem Leben unserer Größten uns entgegenklingt. Wir rätseln fragend an seiner Geschichte und graben den Wendungen seiner Taten und Entschlüsse nach, um sein Verfahren und seine Absichten zu erfassen, große und kleine, dunkle und helle: er wird uns immer neue Aufgaben stellen, auch da, und doch als Ganzes nur in der Größe seines Wuchses und seines Wollens zu begreifen sein. Wir haben noch seine menschliche Stimme gehört und ihm erschauernd in das löwenhafte Auge geblickt: schon damals, von dem Lebenden her, wehte uns ein Zeitloses, ein Hauch von Unsterblichkeit an. Jetzt sehen wir in ihm das Menschlich-Unvergängliche, das allgemeine Los und Leben der höchsten Genialität. Hinter den feierlichsten Worten unserer Dichter erblicken wir jetzt auch seine Gestalt. Jetzt flutet uns in seinem Lebensgange der Strom der Größe, wie ihn Goethes

Mahomethied verfolgt, von dem Felsenquell seiner Jugend durch die Ebene des weiten Schaffens hindurch bis an das ewige Meer, in das er mündet. Jetzt klingt uns auch aus seinen Kämpfen das Schicksal des Siegers entgegen, der die Geister, die mit ihm gerungen, in seinem Kreise festgebannt hat:

Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Jetzt wandelt er vor uns wie der Held unseres größten Dramas, der ewig Unbefriedigte, der heroisch Unstillbare, in der Rastlosigkeit seines Suchens und Schaffens, in seinem Glauben an die Tat. Und seiner Persönlichkeit gelten, ins Erhabenste emporgereckt, die ewigen Urworte von der Unwandelbarkeit des Dämons:

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Noch mehr! Es sind noch nicht siebzehn Jahre, daß Bismarck uns verlassen hat, und doch, wir erleben es ringsumher, diese Persönlichkeit mit ihrer Fülle des Lebendigen steigert sich uns bereits ins Unpersönliche. Der Kampf der Zeit, der sie in Liebe und Haß so rauschend umbrandet hat, verflutet; der steinerne Roland von Hamburg steigt einsam auf: die strenge, große, dem Tage entrückte Verkörperung von Reich und Nation, die Verkörperung der größten Erinnerungen, die uns vorwärtszwingen, der irdisch heiligsten Güter, um die wir streiten, des unsterblichen Vertrauens inmitten von Kampf und Gefahr. Wir hörten das Wort des Achtzigjährigen von dem Gotte, der Deutschland nicht zugrunde gehen lasse. Aber selbst das Wort verhallt, und nur die steinerne Erscheinung bleibt, das ewig Unverlierbare — denn unverlierbar ist für Menschen nur, was nicht mehr sterblich lebt. Dieser Bismarck der Unsterblichkeit ragt über unserer Nation, schon heute, als ihr stärkster Ausdruck von Staat und Einheit, von Mut und Kraft. Er hat seinen Namen bei Lebzeiten das Feldgeschrei der Sammlung genannt. Es wird uns gut anstehen, diesen Ruf weiterzugeben, solange wir selber leben, uns Lehrern und Schülern auch dieser Universität. Erst so, im Unvergänglichen, über das Endliche, über die Stunde, über das

Persönliche selbst hinweggehoben, im Gefühl des Deutschtums und des Vaterlandes allein, vollzieht sich zwischen dem deutschen Geist, dessen Dienerin und Bildnerin zu sein auch unserer Hochschule das stolze und demütige Recht eignet, und zwischen dem gestaltenden Genius dieses verflossenen Jahrhunderts, von dem wir heute dankbar künden, das reinste und das unlösbare innerliche Bündnis für alle Zukunft.

# Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation 1900

Nach einem Vortrage vor Londoner Deutschen, Pfingsten 1900

Einen weiten Gang gilt es in dieser kurzen Stunde zu unternehmen: Deutschland und England in ihrem gegenseitigen Verhältnisse gilt es durch die großen internationalen Entscheidungen vom 16. Jahrhundert an zu verfolgen. Es handelt sich um die allgemeineuropäischen Krisen, die Zeiten, wo die Völker am sichtbarsten, in politischen Taten, aufeinander, miteinander, gegeneinander wirken. Zwar, politische Beziehungen und allgemeine Kulturbeziehungen sind untrennbar: eine Isolierung würde, für die einen wie für die anderen, eine Verdunkelung bedeuten. Und ebensowenig darf man die großen Krisen, die hervortretenden Entscheidungsjahre, isolieren: auch sie sind nur begreiflich im Zusammenhange der stilleren Jahrzehnte, die zwischen ihnen gleichsam im Schatten daliegen. Denn freilich sinken oft genug auf kurze oder auch auf längere Fristen die gegenseitigen Beziehungen in solchen Schatten zurück; Zeiträume starken Zusammenlebens der europäischen Völker wechseln mit solchen des Alleinlebens der Einzelvölker ab. Ich habe heute auf der einen Seite die politischen Momente, auf der anderen die Entscheidungszeiten in den Vordergrund zu drängen; aber ich habe dabei stets zugleich auf die Kulturentwickelung hinzuweisen — Innerstes und Äußerliches beeinflußt einander unabläßig; und ich habe zwischen den Höhepunkten, auf denen wir hauptsächlich verweilen, überall auch die verbindenden Linien rasch zu ziehen. Auf den Reichtum und die Farbe der Einzelheit, des Einzelereignisses, der Einzelpersönlichkeit, die Fülle des kulturellen Lebens muß ich dabei verzichten: zu einer Art von Flug durch vier Jahrhunderte wolle der Hörer mich begleiten. Der Endpunkt, zu dem wir zielen, ist ihm bekannt: es ist die Gegenwart mit ihren Völkerbeziehungen, die allen vor Augen stehen. Sie stellt zugleich eine Menge gefährlicher Rätsel. Unsere Betrachtung bleibt auf festerem, auf historischem Boden: die Bahn der Vergangenheit in ihren Hauptstadien will sie überschauen. Den Ausgangspunkt aber bildet das sechzehnte Jahrhundert: das führt uns gleich in eine Zeit lebhafter englisch-deutscher Beziehungen hinein; es führt uns auf die erste der großen modernen Krisen hin — gleichzeitig überdies auf jene

innere Untrennbarkeit der politischen und der allgemeinen, geistigen wie wirtschaftlichen Faktoren.

Es ist das Jahrhundert der Reformation, das Jahrhundert der deutschen Weltwirkung, in dessen erster Hälfte wenigstens noch Deutschland im Mittelpunkt der Länder steht. Deutschland ist damals noch reich, es ist an Stärke der Bevölkerung, des Handels, an Wucht der Arbeit, des Besitzes, des Einflusses England noch weit überlegen; allerdings seit langem bereits im unaufhaltsamen politischen Zerfall und vornehmlich deshalb zuletzt auch zu wirtschaftlichem und auch zu geistigem Niedergange verurteilt. England ist damals soeben in seine Neuzeit eingetreten; ein kleines, menschenarmes, ganz überwiegend agrarisches Land, seit Menschenaltern von den ausländischen Kaufleuten wirtschaftlich beherrscht, durch blutige innere Wirren lange gelähmt. Aus diesen Wirren, dem Todeskampfe seines alten, feudalen Hochadels, hat es die Diktatur der Tudors damals herausgehoben, es geeinigt und befriedet, es erst in sich selber, dann auch den anderen gegenüber wieder zusammengefaßt und gestärkt, es allmählich hineingeführt in die Reihe der wetteifernden europäischen Nationen. Ein einheitlicher Staat — ich darf die tief und weit ausgreifenden historischen Gründe von alledem hier nicht erörtern — umschließt schon damals das englische Leben; das Königtum leitet ihn, im Bunde mit dem Mitteladel und den höheren städtischen Klassen, zumal denen der Hauptstadt London, im Bunde mit dem Parlamente und der Selbstverwaltung, die auf jenen Ständen ruhen; es betreibt seit 1500 eine feste nationale Wirtschafts- und Machtpolitik. Und diese Politik hat die ersten unmittelbaren Beziehungen zwischen England und Deutschland unter den Tudors in ihrem Gefolge gehabt: sie befreit England, in Anläufen, die ein volles Jahrhundert durchziehen, von der Handelsherrschaft der Fremden. Sie hat Italiener, Niederländer, Deutsche allmählich hinausgedrängt. Uns steht die stolze Erinnerung des hansischen Stalhofes vor der Seele, des Bereiches der deutschen Kaufherren an der Themse, mit ihrem Reichtume, ihren Vorrechten, ihrer verbrieften Macht. Die Tudors, zumal und zuletzt Elisabeth, haben diese Macht gesprengt, die Krone handelt da als Arm und als Haupt des englischen Kaufmannsstandes; auch der Deutsche, dem

dieſe Hergänge ſchmerzlich bleiben, kann niemals beſtreiten, daß es eine notwendige nationale Selbſtbefreiung war. Und er greift die andere Notwendigkeit mit Händen, kraft deren die vereinzelten deutſchen Städte, die hinter den hanſiſchen Kaufherren ſtanden, trotz all ihres lange aufrechten wirtſchaftlichen Unternehmungsmutes, in ihrer politiſchen Schwäche durch die politiſche Wucht der neugebildeten nationalen Staatsweſen Nordeuropas geſchlagen und verdrängt werden mußten, verdrängt aus allen den nordiſchen Meeren, die ſie dereinſt, ſolange die Gegner noch unſelbſtändig waren, beherrſcht hatten. Hier hat ſich, im Ringen mit den Deutſchen, der erſte große Aufſchwung des neuen Englands vollzogen, der große Macht- und Kulturaufſchwung der Eliſabethiſchen Zeit; ein engliſcher Handel entſteht, ſtreift die Feſſeln der Fremden ab, geht ſelber wetteifernd und erobernd in deren Gebiete hinaus; er niſtet ſich ein in der Nord- und Oſtſee und wagt ſich alsdann in den Ozean, den das Zeitalter der Entdeckungen erſchloſſen hat und der erſt jetzt, in den Jahrzehnten vor und um 1600, zum Tummelplatze auch der nördlichen Völker wird. Erſt damals rückte England in die Reihe der modernen Seevölker ein; erſt damals begann die ſpäter ſo viel bewunderte Gunſt ſeiner Meereslage zu wirken, die ihm die Sicherheit gegenüber dem Kontinente, die freie Stellung in der großen Welt, den fruchtbaren Bund mit den Wellen verliehen hat. Deutſchland aber hat ſich vergeblich gemüht, die neuen Verſchiebungen mit-, ſie auch für ſich nutzbar zu machen, ſich in den Meeren des Nordens zu halten und ſeinen Teil am Ozean zu gewinnen; ſchutzlos und haltlos überall, weil es machtlos und ſtaatlos war, iſt es zurückgeſunken aus der Zahl der Führenden und Lebendigen. Und auch ſeine geiſtige Blüte, die Blüte der Reformationszeit in Kultur und Religion, auch ſie iſt in der Dumpfheit und Enge des zerfallenden kleinen Einzeldaſeins, ohne den Odem freier und weiter Verhältniſſe, traurig genug hingeſiecht und verdorrt.

Und doch hatte dieſes zerfallende Deutſchland eben damals der Welt, mindeſtens der germaniſchen Welt, Unermeßliches geſchenkt. Wer die Wirklichkeit der Geſchichte erfaſſen will, ob nun Proteſtant oder Katholik, der kann die ungeheure Tragweite der Einwirkungen, die von der Reformation ausgegangen ſind, nirgends

mißkennen. Gerade unserer Betrachtung bietet sich ebenhier der Faden, der sie durch die Überfülle der Tatsachen von vier Jahrhunderten deutlich hindurchleitet. Der Gegensatz der romanischen und der germanischen Völker, ihrer besonderen Art und Kultur, ist älter als die Reformation. Zum guten Teile aus dieser Verschiedenheit ist die Reformation hervorgegangen, als eine germanisch aus- und umgestaltete Form des Christentums. Sie hat seither einen großen Teil der germanischen Völker ergriffen und hätte sie, ohne politische Hindernisse, wohl unzweifelhaft alle für sich erobert. Das ist ja nicht geschehen, aber der Mehrheit und dem überwiegenden Charakter nach bedeutet doch germanisch seitdem so viel als protestantisch und romanisch so viel als katholisch, und jenen Unterschied der germanischen und der romanischen Völker hat die Reformation gewaltig vertieft und zugleich verfeinert. Der Zug der persönlichen Selbständigkeit, der persönlichen Wahl des Einzelnen in seinem Verhältnis zu Gott und der Kirche, der in Luthers Riesentat das eigentlich Entscheidende war, hat sich, in aller Verhüllung und Trübung der Folgezeit, den protestantischen Nationen zuletzt doch immer wieder erneuert und ihre Eigenart wieder bestimmt, mit seinem Drange zu freier eigener Verantwortung, zur Besonderheit und Vielfältigkeit innerhalb des Ganzen — während im romanischen Geistesleben und Staatsleben der Trieb der Einheit, der Autorität, der Masse überwog. Über die Romanen ragte die kolossale Kuppel der alten Weltkirche, alle umschließend und beherrschend, über allem lastend, hinweg; die religiösen Verhältnisse sind da ein für allemal geregelt, und eine ewige, unüberwindliche Autorität hält sie und hält die Völker gebieterisch fest: das hat überall gewirkt, und damit im Verein der nationale Charakter. Frankreich ist, für lange Jahrhunderte, zum größten historischen Vertreter dieser Welt und Weltansicht geworden: Einheit, Staatsgewalt, Königsallgewalt über allem, das ganze Wesen von oben her wuchtig und planvoll bestimmt und gelenkt, Glaube und Geist, Kunst und Staat, alles machtvoll, massig, imposant, aber in vorgezeichneter Bahn — die Selbstbestimmung, die Unabhängigkeit des Einzelnen, seine Verantwortung und Entfaltung grundsätzlich beengt und beschnitten. Alle Geschichte der modernen Nationen seit Luthers

Tagen zeigt diese Gegensätze auf, und sie sind Jahrhunderte hindurch nur immer schärfer geworden. Deutschland selbst hat die Wirkungen der Persönlichkeitsbefreiung und der geistigen Verlebendigung, die in seiner Reformation beschlossen lagen, niemals rein genossen. Vor allem doch jener Fluch seiner politischen Lage hat sie ihm verkümmert, der Fluch seiner politischen Zersplitterung und Verdumpfung: seine Schicksale haben es ihm mit furchtbarer Strenge erwiesen, daß nur in gesunden staatlichen Verhältnissen auch der Geist auf die Dauer frei und groß gedeihen kann. England ist vor solchem Zerfalle und solchem Verfalle bewahrt geblieben: es hatte und es behielt und verstärkte seine einheitliche nationale Macht und hat dann doch die Folgen jener Ablösung von der römischen Kirche, jener Befreiung des Ganzen und zumal des Einzelnen, auf das reinste und wirksamste erlebt: es hat die Vorteile der Reformation ohne die deutschen Nachteile gehabt. Allein die Verwandtschaft der beiden Stämme, die in der Stammesart selber immer vorhanden gewesen, ist durch die gemeinsame Abwendung vom Papsttum, durch den gemeinsamen protestantischen Grundzug seither gewaltig gesteigert worden. In dieser Gemeinschaft am deutlichsten ruht die Einheit ihrer, der germanischen, Kulturgruppe auf der gesamten Erde. Und stets von neuem hat sie sich greifbar betätigt.

Ihre erste große Betätigung aber ist der erste große Moment der neueren englischen Geschichte: der Kampf mit Spanien im Jahre 1588. Spanien war die katholische Weltmacht geworden: für die römische Gegenreformation, für das spanische Übergewicht führte Philipp II. lebenslang das Schwert, beides verschmolz sich ihm und seinem Volke in Eins. Und den Engländern floß, indem sie Jahrzehnte hindurch bereits in verdecktem Kriege mit diesem Weltreiche lebten, ebenfalls das Verschiedenartigste untrennbar zusammen: sie stritten für ihre politische Unabhängigkeit, für ihre wirtschaftliche Ausdehnung in Europa und auf dem Ozeane, und zugleich für ihre Kultur und ihr Bekenntnis. Widerwillig aufgenommen, wurde der Entscheidungskampf bedeutungsvoll für sie und für die ganze Welt. Nach langem Zaudern erst hat Philipp seinen großen, umfassenden Stoß gegen die nordische Insel gewagt, der ihm den Westen und in der Folge dazu die Mitte des

Erdteils unterwerfen mußte: die Geschicke der Menschheit, so hat Leopold Ranke geurteilt, lagen auf der Wagschale.

Die englische selbständige Kraft hat die einheitlichere und massigere spanische in den unvergeßlichen Kanalschlachten des Augusts 1588 besiegt. Erst dieser Sieg hebt England völlig und sichtbar in seine weltgeschichtliche Epoche hinauf: es hat sich erwiesen als ozeanische Gewalt. Und zugleich hat es dem festländischen, auch dem deutschen Protestantismus eine unendliche, vielleicht eben die entscheidende Hilfe gebracht. Das Schicksal der nördlichen Niederlande, Hollands, war mit dem der Elisabeth verknüpft. Die deutschen Protestanten, meist zersplittert und überwiegend passiv, niemals auch nur entfernt so einheitlichen und unmittelbaren Handelns fähig wie der englische Staat, gehörten doch zu der Weltgruppe, welche die Königin damals führend vertrat, und neigten gerade in jenen Entscheidungsjahren einiger und enger und auch tatkräftiger als lange vor- und nachher einander und den westeuropäischen Glaubensgenossen zu. Auch ihnen ist die Niederlage der Spanier wichtig geworden. Und so zeigt, wenn man vielmehr die großen inneren Zusammenhänge als einzelne militärisch-diplomatische Verbindungen im Auge hat, diese erste der hervorragenden europäischen Krisen, die uns auf unserem Wege begegnet, diese 1588er Entscheidung über die zumeist westeuropäischen Gegensätze von Reformation und Gegenreformation, von Nord und Süd, von germanischem und romanischem Wesen, doch gleichzeitig England und Deutschland — hier allerdings nur das protestantische Deutschland — auf einer und derselben Seite: man kann immerhin sagen, miteinander im Bunde.

Danach ist die Geschichte der beiden Völker ein Jahrhundert hindurch getrennte Bahnen gewandelt. Deutschland wird durch den Unsegen aller seiner Spaltungen in die verspätete und deshalb doppelt furchtbare Abrechnung des Dreißigjährigen Krieges hineingetrieben, in welchem sein altes Staatswesen vollends zugrunde geht, sein Boden von allen Heeren Europas verwüstet, die längst hinwelkende Kraft seines Wohlstandes und seiner Größe ganz geknickt wird. Es bleibt nach 1648 politisch und wirtschaftlich vom Auslande überherrscht; es fängt eben damals an, in der Stille wieder zu erstarken und seine künftige Erhebung an vielen

Stellen vorzubereiten; seine aufsteigenden neuen Einzelstaaten und als ihr zukunftsvollster der brandenburgische, regen sich freier und kräftiger: es ist der Anfang eines neuen Emporgehens, aber welch ein unendlich mühseliger Anfang! Und als hinauswirkende Weltgewalt fällt Deutschland für den größten Teil des 17. Jahrhunderts fast aus.

England hat es besser gehabt; aber auch für England war das 17. Jahrhundert eine Zeit des Sonderlebens: es lebte in sich, und wenig in der europäischen Welt. Freilich in sich selber war sein Dasein erstaunlich reich. Da hat sich zuerst, in Elisabeths späten Jahren, der Glanz der weltlich-freien englischen Renaissance entfaltet, der neben der Königin ihren großen Dichter unvergänglich umstrahlt. Dann ist ihr die religiöse Gegenströmung des Puritanertums gefolgt: auf Shakespeare Milton; die Epoche, in welcher England vom religiösen, christlichen, protestantischen Geiste erst in seinen Tiefen innerlichst durchtränkt worden ist — erst von 1600 ab hat sich die deutsche Anregung der Reformation der englischen Seele wahrhaft eingeprägt. In starker, einseitiger, großartiger Übertreibung ist sie damals auf England eingedrungen, ein neues tiefes Lebenselement, das sich seitdem in allem Wechsel der Zeiten und der Formen im nationalen Charakter unzerstört erhalten und weitergebildet hat. Und diese religiösen Kräfte haben in dem Ringen des Parlaments, des politischen Adels und Mittelstandes mit dem Hause Stuart erst den Ausschlag und haben der ersten, der großen Revolution ihre Farbe gegeben: sie haben der Monarchie Karls I. das Rückgrat zerbrochen. Aus ihrer Herrschaft ist dann auch der einzige Versuch hervorgegangen, den England um die Mitte des 17. Jahrhunderts gemacht hat, nach der Schwäche und Zurückhaltung der ersten Stuarts wieder eine gewaltige auswärtige Politik zu treiben: Republik und Protektorat sind in die Bahnen der Elisabeth zurück- und noch über diese Bahnen hinausgelenkt und Oliver Cromwell hat den Anlauf genommen zu einer protestantischen Weltpolitik, die doch zugleich nicht arm an englisch-nationalem Realismus war. Doch blieb dies ein letztes Aufflammen der internationalen Betätigung des Zeitalters der Reformation; nach 1660 sank England wieder in sein Sonderdasein zurück. Nur ein Stück aus dieser auswärtigen

Kraftentfaltung der ersten Revolution nahm die Restaurationszeit Karls II. als Erbschaft herüber: sie bildete ihre wirtschaftliche Seite weiter. Die Navigationsakte, wie sie die Republik 1651 zugunsten des englischen Kaufmanns und Reeders erlassen hatte, wurde nicht aufgegeben. England war, nach einer halbhundertjährigen Pause, damit wieder sichtbarer und rücksichtslos in den aktiven Wettbewerb der Seevölker eingerückt: es hatte sich gegen Hollands seit 1600 immer klarer herausgebildetes merkantiles Übergewicht erhoben, und diesen Kampf um die Seegröße, mit den Waffen des Handels und den Waffen der Gewalt, hat es von da ab niemals wieder fallen lassen. Es war erst nur der Kampf gegen Holland — so lange griff England in die großen Gegensätze der europäischen Welt noch nicht allzu unmittelbar ein. Aber 1688 erreichte diese Epoche ihr Ende. Das lange innerliche Ringen zwischen Parlament und Krone fand in der zweiten Revolution, der Verjagung der Stuarts seinen Abschluß. Der Landadel und die Kaufmannschaft und die Gewerbe von London, aber auch der Protestantismus Englands hatten gesiegt; die Puritaner hatten ihr einseitig schroffes Ideal nicht durchgesetzt, aber ein protestantisch freier Staat war ihren Kämpfen doch entsprossen. Inzwischen hatte englisches, protestantisches, puritanisches Wesen die Ostküste Nordamerikas kolonisiert und einen neuen Erdteil mit seinen Besonderheiten durchdrungen. Das neue England aber ist, auch auf der heimatlichen Insel, in diesen Glaubens- und Staatswirren des 17. Jahrhunderts durchgebildet worden: es hat damals seine volle Gestalt erhalten. In sein neues Zeitalter — das 18. Jahrhundert im weiteren Sinne, das Zeitalter, das 1688 beginnt und erst 1815 endet — trat es ein, protestantisch und parlamentarisch, unter monarchischen Formen wohl noch, aber in einer Verfassung, die wesentlich beherrscht war von der politischen Aristokratie. Und die für den inneren Zweikampf abschließende Krisis von 1688 stieß es auch erst wieder in den vollen Strom der europäischen Machtkämpfe, der Weltkämpfe hinein: sie bezeichnet für England zugleich die zweite seiner großen Krisen internationaler Art. Sie erst gab ihm wieder entscheidenden Anteil an der Weltpolitik und erhob diese Politik zum entscheidenden Faktor des eigenen englischen Daseins. Das Ringen um ein

Weltreich setzte erst jetzt ein: und wieder, wie 1588, war der Gegner ein romanisches und katholisches Volk, der Erbe Spaniens in seinen Ansprüchen als Haupt der südlichen und westlichen Welt — das Frankreich Ludwigs XIV. Dies Frankreich bedrohte als politische Macht die Stellung aller seiner europäischen Nachbarn; es dehnte sich überdies wirtschaftlich über sie hinweg, es griff, Kolonien zu erwerben, weit hinaus in alle Fernen der Erde; es war endlich von katholisch-kirchlichen Bestrebungen durchdrungen und getragen. Seit anderthalb Jahrzehnten hatte England sich ihm, in Stimmungen und Interessen, entgegengesetzt gefühlt, aber die Stuarts hatten an Frankreich festgehalten: jetzt erfolgte mit dem Bruche der Stuartschen Macht zugleich der Bruch zwischen den beiden Völkern. Hand in Hand aber mit England gingen dabei die Deutschen. Der Sieger über Jakob II., Wilhelm von Oranien, war gleichzeitig die Verkörperung des europäischen Widerstandes gegen Ludwig XIV.; mit seinem brandenburgischen Oheim im Einverständnis rüstete er damals den Entscheidungsschlag wider die beiden Feinde: es ist bekannt, daß der Große Kurfürst auf seinem Sterbelager noch seiner Garde die Namen London und Amsterdam zur Parole gab. In diesem Streite gegen den französischen und katholischen Weltehrgeiz Ludwigs XIV. haben England und Preußen zum erstenmal zusammengestanden. An 1588 reiht sich 1688.

Der Feind dieses Jahres ist für England der Todfeind geblieben bis 1815. Der englisch-französische Gegensatz ragt über die gesamte politische Geschichte Europas während dieses langen Zeitraumes hinweg: ein Gegensatz, der alles in sich hineinzog, der zum Kampfe wurde um die Macht innerhalb Europas, um den Handel, um die Absatzgebiete, um die Kolonien, um Nordamerika und Ostindien: ein Gegensatz von wahrhaft weltumspannender Weite. Er hat eine lange Reihe großer Kriege heraufgeführt, echte Nationalkriege, die immer zugleich vor allem Handelskriege gewesen sind, sieben an der Zahl, der kürzeste 5-, der längste 12jährig, derart — so hat es Seeley ausgerechnet —, daß unter den 126 Jahren der Epoche 64 Kriegsjahre waren. Bei diesem Kampfe aber brauchte England von Anfang an, um seiner selbst, nicht bloß um des ihm später angeschlossenen Hannovers

willen, einen starken Helfer auf dem Festlande, einen Stützpunkt in Mitteleuropa: und dort war der Hauptfeind Frankreichs seit Jahrhunderten das Haus Habsburg und von dessen Zweigen seit dem 17. Jahrhundert der österreichische Zweig — der Kaiser. Seit 1688 haben sich der katholische Kaiser und das protestantische England gegen den gemeinsamen Gegner, den Franzosen, vereint. Eine Freundschaft, die selbst die Grenze von 1815 noch mannigfach überdauert hat und heute noch nachwirkt; ein rein politischer Bund: innere Gemeinsamkeiten fehlen den beiden Genossen. Die Landmacht Österreich und die Seemacht, zu der England in immer höherem Maße wurde, halfen einander; was sie zusammenband, war lediglich der gemeinschaftliche Kampf gegen Frankreich.

Und eben deshalb ist an einem Punkte, dem historisch gerade wichtigsten von allen, dieses englisch-österreichische Bündnis für eine Weile auseinandergebrochen: das geschah, als die diplomatischen Verschiebungen von 1756 Österreich auf die Seite Ludwigs XV. hinübergebracht hatten, in den Ausbruchszeiten des Siebenjährigen Krieges. Das ist der eigentliche Entscheidungskampf geworden, und er fand neben England wiederum eine deutsche Macht, aber nicht Österreich, sondern Preußen.

Dieses Preußen war ja inzwischen in Deutschland zu Österreichs aufstrebendem, norddeutschem Rivalen und seit 1740 zu Österreichs eigentlichem Todfeinde geworden. Mit England war Preußen seit 1714 selten gut Freund gewesen. Denn den englischen Thron hatten seit 1714 die norddeutschen Nebenbuhler der Hohenzollern, die hannöverischen Welfen inne, und wenngleich das Wechselspiel der politischen, zumal aber auch der konfessionellen Parteiung die beiden großen protestantischen Staaten in den vergangenen Jahrzehnten gelegentlich zueinander geführt hatte, im ganzen hatten sie doch, nach Taten und Gefühlen, den entgegengesetzten Lagern angehört. Und sicherlich, verschieden genug waren England und Preußen in so manchen bedeutsamen Zügen. England war seit 1714 vollends parlamentarisch, von der politischen Aristokratie, von den Whigs regiert, der Partei, in welcher der große Landadel sich mit der Macht des wohlhabenden Bürgertumes verband. Es wurde in Wirtschaft und Geist immer voll-

ständiger ein modernes Land; die Landwirtschaft war noch stark und im Staate gewichtig, aber neben ihr und allmählich über sie hinaus wuchsen die bürgerlichen Gewerbe, der große Handel, der immer mehr zum eigentlichen Wahrzeichen des Inselvolkes wurde, und dann, ihm nachstrebend, die werdende große Industrie. Und in diesem adelig-bürgerlichen Staate entfaltete sich, seit 1660, seit dem Sturze der Puritanerherrschaft, die englische Aufklärung: ein naturwissenschaftlich-kritisches Denken, das nach und nach alle Lebensgebiete überzog, das auch die Staatsanschauung, auch die Religion ergriff; die Aufklärung, bei all ihren Einseitigkeiten und mancher Ausschreitung dennoch als historische Gesamterscheinung für das gesamte Geistesleben unserer Welt die gleichberechtigte Nachfolgerin der Renaissance und der Reformation — auch und besonders der Reformation, deren Werk sie in mannigfach anderer Richtung ihrerseits doch weiterführte: sie leitete unsere Nationen aus der Gebundenheit der alten religiösen und kirchlichen Begriffe und Zustände in freiere und weltlichere über, sie erst hat die Welt geschaffen, in der wir atmen — wir alle! Sie aber ist auf germanischem Boden maßvoll geblieben: sie traf da nicht auf die äußerliche und innerliche Zwangsgewalt der römischen Kirche, sie begegnete den dehnbareren protestantischen Landeskirchen, sie begegnete dem alten germanisch-protestantischen Drange der selbständigen Persönlichkeit; da konnte sie weiterbilden, ohne einen Bruch. In den romanischen Gebieten hingegen, in Frankreich zumal, im Kampfe mit unbedingten Gegnern, mit den Jesuiten und der dieser verbündeten Staatsgewalt, ist sie radikal und revolutionär geworden; in England blieb sie reformatorisch. Und auch in Preußen erschien sie in dieser gemäßigten Gestalt. Zwar der preußische Staat, an Alter und Sicherheit und kultureller Höhe weit hinter den Verhältnissen Englands zurückstehend, in eisernem täglichem Kampf um sein Dasein und seine Zukunft begriffen, war straff, militärisch, hart und absolut, von der breiteren und behäbigeren parlamentarischen Wirtschaft weit verschieden. Aber auch Preußen bildete den alten protestantischen Geist in seiner Weise bei sich fort, seine größten Herrscher gehörten unbewußt oder bewußt der Aufklärung zu, und Schule, Geist und Kirche wurden von ihr berührt, der Boden gelockert, der Staat selber tausendfach befruchtet.

Bei allen deutlichen Abweichungen war ihnen ebenſo gewiß, im Größten angeſehen, das eine gemein: die Erbſchaft der Reformation nach Geſchichte und Gegenwart, und zugleich äußerlich die Vormachtſtellung in der proteſtantiſchen und der germaniſchen Welt.

Und nun wurde beiden gerade dieſe Gemeinſamkeit durch ihre Weltintereſſen recht eigentlich in das Blut getrieben. Denn ſie hatten beide zu Todfeinden je eine katholiſche Großmacht, England die franzöſiſche, Preußen die öſterreichiſche, und eben um 1756 drohte ihnen beiden die entſcheidende Prüfung. Es ging um Canada und die Vormacht in Nordamerika, um Oſtindien, und es ging um Schleſien; es ging um die Lebensintereſſen beider im vollſten Sinne. Englands Weltſtellung, die Sicherung und Durchführung ſeines werdenden Weltreichs, das ſoeben überall auf Frankreichs Gegenwirkung ſtieß, ſtand auf dem Spiele; und Preußen rang geradezu um ſeine eigenſte Exiſtenz: wollte man doch den jungen Großſtaat ganz niederſchlagen, ihm all ſeine Außenlande wieder abnehmen, die Beute an die Nachbarn verteilen. Es war für Deutſchland die Frage nach der Zukunft eines norddeutſchen Geſamtſtaates, nach der Zukunft einer deutſchen Einheit unter norddeutſcher Leitung geſtellt: überall alſo die politiſchen Daſeinsfragen. Bisher erklärte Gegner, waren England und Preußen 1755—56 halb zufällig zueinander geführt worden, beide noch ohne ein Bewußtſein von der Tragweite ihrer Annäherung; geliebt hatten ſie ſich nicht, und kaum erſt geſucht; da hatte die Politik die Weltgruppen durcheinander geſchüttelt und plötzlich ſtanden der engliſche Staat und der Träger des deutſchen Staates Schulter an Schulter — ähnlich wie 1588 und 1688: nur daß es dieſes Mal in aller Form und unmittelbar geſchah und daß dieſes Mal Preußen als die eigentliche, ja als die einzige deutſche Macht hervortrat. Zwei Gewaltige reichten ſich die Hände: Friedrich II. und William Pitt. Der Siebenjährige Krieg aber wurde zu einer der großen Schickſalskriſen der Welt. Die Dinge im einzelnen ſind keineswegs ohne Schatten. König Friedrich hat mehr als einmal über die Lauheit der engliſchen Hilfe geklagt, ſein Stolz hat die engliſchen Geldzahlungen mehr als einmal zurückgewieſen: die engliſche Flotte hätte er haben wollen, und die enthielt man ihm

vor. Am Ende hat sein Verbündeter, nach dem Sturze Pitts, ihn — und zuletzt rücksichtslos — fallen lassen, und nicht an Lord Bute hat es gelegen, daß Preußen einen Frieden ohne Landverluste errang. Die Briten hatten wohl eine Zeitlang für den Sieger von Roßbach und Leuthen geschwärmt, dann aber mit einer Nüchternheit, die zweifellos nicht ohne ihr gut Teil Berechtigung, wenngleich ohne Größe und auch ohne Weitblick gewesen ist, sich mehr und mehr ihren Sonderinteressen zugekehrt. Sicherlich, zu idealisieren ist dieses Bündnis nicht. Und dennoch! Wie hätte Friedrich sich halten sollen, ohne Ferdinand von Braunschweig und dessen Heer, ohne die Rückendeckung im nordwestlichen Deutschland? Und war der Wert für England minder groß? Auf deutschem Boden sind damals Frankreichs Kräfte zum einen, großen Teile festgehalten und gebrochen worden, in Deutschland, so hat es Pitt im Parlamente ausgesprochen, ist Amerika erobert worden. Dieser Krieg bezeichnet in weltpolitischer Hinsicht die Höhe des 18. Jahrhunderts. Und sein Ergebnis war so: er war in der Hauptsache kein bewußter Glaubenskrieg und doch ein Sieg der schwer bedrohten protestantischen Gewalten in der Welt; er war kein bewußter und durchaus kein reiner Rassenkrieg und doch ein Sieg der beiden germanischen Vormächte; er war von unendlicher Bedeutsamkeit. Und wie die Dinge auch zustande gekommen waren, und wie ein jeder Betrachter heute auch empfinden oder urteilen möge: das eine ist einmal Tatsache: in Schicksalsgemeinschaft, die alle Stimmungen und Verstimmungen überwogen hatte, gemeinsam haben sie die Entscheidung erstritten, und diese hat fortgewirkt bis in den gegenwärtigen Tag.

Nachher zwar gingen die Wege wieder lange und weit auseinander. Friedrich hat sich in bitterem Grolle — denn er fühlte sich verraten — und im Mißtrauen gegen den unberechenbaren Wechsel der englischen Kabinette England von 1762 ab unbedingt ferngehalten. England seinerseits war durch die monarchische Reaktion, die Georg III. seit 1760 versuchte, in innere Wirrsale gestürzt, die manchmal ein bedrohliches und überdies ein wenig sauberes Aussehen trugen. Es verlor damals seine nordamerikanischen Kolonien; es erlebte eine der Epochen von Abspannung, die es öfter durchgemacht hat, in denen es aus den europäischen

Angelegenheiten fast ausgelöscht und einem starken Niedergange ausgeliefert zu sein scheint — Zeichen, die man dann jedesmal in der Welt gut tut nicht allzu wörtlich aufzufassen! Auch damals hat England, trotz so mancher Niederlage, sein auswärtiges Reich — in Ostindien — weitergedehnt und befestigt, es hat sich im Seekriege gegen eine große Koalition behauptet, es hat sein Handelsübergewicht in dem abgefallenen Nordamerika festgehalten, hat seine inneren wirtschaftlichen Kräfte gewaltig weitergebildet und dann zuletzt, seit 1783, in der Verwaltung des jüngeren Pitt sich wieder gesammelt und gestärkt und auch wieder begonnen, seinerseits in die europäische Welt — und zwar im bedeutsamen Bunde wiederum mit dem Preußen Friedrich Wilhelms II.! — bestimmend hineinzuwirken. Bis dann nach 1790 eine neue große internationale Entscheidungszeit hereinbrach: die Zeit des Kampfes mit der französischen Revolution und ihrem Sohne Bonaparte. Das demokratische, revolutionäre Frankreich tritt da dem aristokratischen und konservativen England in den Weg; das Franzosentum vertieft und erhöht in ungeheurer innerer Kraftanspannung sein nationales Wesen und läßt es bald über die Grenzen ringsum machtvoll hinausströmen; es schlägt die alten Bahnen Ludwigs XIV. wieder ein und drängt noch weit über sie hinweg: es ergießt sich erobernd über Europa und über die Welt. Und es nimmt dabei, der nationalen Geschichte getreu, vor allem gegen England den alten Daseinskampf wieder auf: es ringt von neuem um die Herrschaft der Meere, es will das Mittelmeer und Ägypten gewinnen, es greift wieder nach Westindien, in den nordamerikanischen Kontinent hinaus, es träumt von der Wiedereroberung Ostindiens. England ist das innerliche Gegenteil der jakobinischen Republik; es ist der Machtgegner und der Handelsgegner Frankreichs, wie seit hundert Jahren: den Kampf haben die Jakobiner aufgenommen und haben für ihn die Waffen und die Pläne gerüstet; Napoleon hat ihn geerbt, ihn in der höchsten Großartigkeit ergriffen, und sich zum guten Teile an ihm verblutet. Und auch in diesem gigantischen Streite, der von 1793 bis 1815 kaum eine kurze Pause erlitt, ist England mit Deutschland vereinigt gewesen. Anders als 1756 war dieses Mal Frankreich der Eroberer, der sich gegen alle wendete, deshalb schlossen sich alle, früher oder später,

gegen Frankreich zusammen, und deshalb war dieses Mal der alte Hauptgegner Frankreichs auf dem Festlande, Österreich, wieder Englands Bundesgenoß und zwar sein Hauptbundesgenoß, länger und fester als das unsicher schwankende Preußen und als das entferntere Rußland. Allerdings, so lange und so fest wie England hat keiner der Verbündeten sich gehalten: dieser Weltkrieg war, wie er die innerlich bereits absterbende aristokratische Epoche des englischen Verfassungslebens noch einmal verlängerte und auffrischte, zugleich das höchste Meisterstück des alten aristokratischen englischen Staates, mit seinen größten Staatsmännern und Feldherrn, seinem Pitt, seinem Nelson, seinem Wellington. Unter den Gegnern Frankreichs ist nur dieser allein, der maritime, der Hauptsache nach niemals geschlagen worden; er hat sich, nach starken anfänglichen Gewinnen für seinen Handel und seine Machtstellung, auch später und bis an das Ende aufrecht erhalten, durch schwere Nöte hindurch, mit jener „Taktik von Waterloo", die der französische Historiker in Englands gesamter Gegenwehr dieser Jahre wiederfindet: auszuharren, bis die befreiende Hilfe kommt. Ohne diese Hilfe allerdings konnte England auch nicht bestehen und mindestens nicht siegen; erst die kontinentalen Verbündeten konnten den Ausschlag geben und das hart eingezwängte Britannien aus seiner Gefährdung erlösen.

Das aber ist bekannt, welche dann zuletzt unter all diesen Helfern die entschlossensten und die wichtigsten geworden sind. Es waren die Preußen, die lange unbeteiligten, gelegentlich sogar feindlichen, dann schmählich von Napoleon geschlagenen, die sich wieder erhoben hatten in innerlichen Reformen und nun endlich hinaustraten in den allgemeinen Kampf. Preußens hohe Führer, von allen Feinden Napoleons, etwa mit Nelson zusammen, die einzigen, die dem großen Kaiser persönlich gewachsen waren, hatten lange auf England geblickt und seinen Beistand gesucht: zweimal ist Gneisenau, in den Tagen der Nöte, nach London gegangen. Und zuletzt stand dann wirklich sein freier, kühner, angriffsfreudiger Genius in starkem Zusammenwirken dicht neben der defensiven Zähigkeit Wellingtons: es hat sich so gefügt, daß der letzte große Schlag gegen Napoleon im Juni 1815 ein gemeinsamer Kampf und Sieg, nicht bloß von Eng-

ländern und Deutschen, sondern, wie in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges, von Engländern und Preußen gewesen ist — Waterloo.

Das ist indessen auch die letzte ganz große, ganz allgemeine europäische Krise gewesen, von der die Geschichte bis heute berichtet. Im eigentlichen 19. Jahrhundert, von 1815 ab, bietet sich zu den bisher von uns überschauten internationalen Abrechnungen kein Gegenbild. Frankreich hatte seine zentrale Stellung verloren, deshalb ist auch kein Zusammenwirken gegen Frankreich wieder nötig geworden, und erst allmählich ist Rußland zu einer Höhe aufgestiegen, die in ähnlicher Weise bedrohlich scheinen kann, wie ehedem die französische. Nach 1815 kamen die Zeiten, wo England, zum großen Teile dank seinen eigenen früheren Kämpfen und Siegen, keinen bedeutenden, wirklich hemmenden Gegner in der Welt mehr sich gegenüber sah, und wo es sich mit ungefesselten Armen ganz frei hat dehnen können. Wohl hat es ein stetes Spiel gegen Frankreich und auch gegen Rußland zu unterhalten gehabt, im ganzen Mittelmeerbecken, zumal in dessen östlichen Teilen, in Konstantinopel und in Ägypten, und außerdem bereits im hinteren Asien; aber lange Jahrzehnte hindurch ist es doch ohne eigentlich ernsten Waffenkampf geblieben, nicht einmal den Krimkrieg wird man als solchen nennen können. Es hat, von 1815 bis etwa gegen und nach 1870, Zeit gehabt, den Erdkreis, fast ohne irgendwelchen Einspruch, für sich zu umklammern. Es war für England zugleich die Epoche großer sozialer Umbildungen, des Anwachsens der von der Großindustrie geschaffenen neuen großen Städte, einer doppelten neuen Bevölkerungsschicht von bürgerlichem Unternehmertum und von industriellem Arbeitertum. Soziale Kämpfe und politische Kämpfe sind daraus hervorgegangen, der Schwerpunkt der Verfassung hat sich verlegt, die alte Vorherrschaft der Aristokratie hat aufgehört, das Bürgertum ist seit 1832, der Arbeiterstand seit den 60er Jahren in das Wahlrecht, in die Mitregierung eingerückt. Im ganzen hat sich zunächst die bürgerlich-liberale Gewalt mit ihren Anschauungen durchgesetzt, und hat auf längere Zeit auch die auswärtige und die koloniale Politik liberal

beeinflußt: auch aus dieser liberalen Überzeugung stammte es her, daß man schroffe staatliche Kraftentfaltung von beiden Gebieten möglichst fern hielt und die Entwicklungen friedlich möglichst sich selber überließ. Man konnte das ruhig tun, unbeschadet der britischen Größe: denn damals stieg diese eben, ohne Konkurrenten, ganz von selber in der weiten Welt immer höher empor. Sie hing eng zusammen mit dem Übergewicht, das die britische Industrie und der britische Handel besaßen. Erst das 19. Jahrhundert hat ja deren Oberherrschaft auf der Erde vollendet, und einmal, gegen die Mitte des Jahrhunderts, mochte sie ganz und gar durchgedrungen zu sein scheinen. Sie stand auf eigener, riesiger Höhe da, anscheinend unerreichbar, unerschütterlich, unbesiegbar. In Wahrheit eine übergroße, gewissermaßen, darf man sagen, künstliche Stellung. Diese Insel, ohne eigentliches natürliches Hinterland, beherrschte den Kontinent durch ihren Handel. Es war das Ergebnis der Geschichte seit 1500, deren Hauptphasen wir gefolgt sind; sie hatte England an Macht wie an Wohlstand einen ungeheueren Vorsprung verliehen.

Die Beziehungen Englands zu Deutschland, um die es sich hier ja insbesondere handelt, liegen demnach in dem Zeitraum nach 1815 nicht so sehr auf äußerpolitischem als auf wirtschaftlichem Gebiete. Und zudem — darauf muß ich hier wenigstens hindeuten, auf geistigem Gebiete. Denn es war damals, in engem Zusammenhange mit jener wirtschaftlichen und sozialen und innerpolitischen Entwickelung, die Zeit des größten geistigen Einflusses Englands auf die Welt. Schon im 18. Jahrhundert hatte die englische Aufklärung einen Siegeslauf angetreten, durch Frankreich und Deutschland, englische Philosophie und Publizistik und dann auch englische Dichtung hatte weithin gewirkt. Im 19. Jahrhundert hat das alles fortgedauert, wieder hat zumal der Geist der englischen Forschung, der Naturforschung, den Kontinent ergriffen und befruchtet; und sicherlich war die Ausstrahlung Englands dorthin wichtiger als die Rückstrahlung besonders Deutschlands auf England. Gewiß hat es auch an wirklichem Austausche niemals gefehlt, wie ja unsere Kulturnationen alle alltäglich einander beeinflussen, bewußt und unbewußt, wie in politischer und allgemein-kultureller und sittlicher, so in technischer, wissenschaftlicher,

literarischer, künstlerischer Hinsicht. Gewiß hat unsere klassische Dichtung und Philosophie auch auf England zurückgewirkt, bereits vor Thomas Carlyle und dann besonders durch ihn; auch für die Wissenschaften, nicht bloß die Naturwissenschaft der neuesten Epoche, wäre das nachzuweisen, und der Historiker darf darauf hindeuten, daß u. a. der führende Mann der heutigen politischen Geschichtschreibung in England, S. R. Gardiner, den deutschen Richtungen Rankescher Art ganz besonders nahe steht. Jedoch im ganzen ist es wohl wahr, daß England nicht so entscheidungsvoll von uns beeinflußt worden ist als wir von ihm; überwiegend wenigstens hat die englische Kultur, in ihrer wurzelstarken Eigenart, in ihrem insularen Stolze doch für sich gelebt, und vielleicht sogar allzu ausschließlich. Die Wirkung auf Deutschland aber war in vielem groß: und sie war am größten auf dem Felde des staatlichen und wirtschaftlichen, insbesondere des verfassungspolitischen Lebens. Von England hauptsächlich kam die neue Wirtschaftslehre Adam Smiths und seiner Nachfolger zu uns, die dann im 19. Jahrhundert der ausgebildete Liberalismus fortführte, die Doktrin vom freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, vom Freihandel, bis hinein in all ihre weiten Ausläufer. Liberal aber wirkte vor allem das Vorbild des englischen Verfassungslebens auf unser Vaterland. Seit Montesquieus berühmter Idealisierung ist Englands parlamentarische Freiheit in Europa in immer steigendem Maße Menschenalter hindurch bewundert, gepriesen, mittelbarer oder unmittelbarer nachgeahmt worden. Es ist einer der wichtigsten Ströme historischen Einflusses überhaupt; nach Deutschland ist er durch mancherlei Kanäle hineingelangt, anfangs über Frankreich und daneben direkt aus England, später, als es, von der Revolution ab, Ernst damit wurde, eine Weile lang wesentlich in romanisierter und radikalerer Form, in vorwiegender französischer Vermittelung; zuletzt wieder, maßvoller, germanischer, realistischer, aus England selbst. Immer aber war er von starker Bedeutung; man kann sagen: in alledem hat England die geistigen Schulden der Reformationsepoche an Deutschland zurückgezahlt. Von etwa der Mitte des 18. bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts sind diese englischen Einflüsse in unserer Geistes- und Staatsgeschichte vor-

nehmlich spürbar. Sie haben auch heute keineswegs aufgehört, ich brauche nur an die Sozialpolitik zu erinnern; sie werden sicherlich immer anregend einwirken können. Aber ihre eigentliche Zeit ist vorbei. Das englische Muster als allgemein anerkanntes, als wesentliches Bildungs- und Entwicklungsmittel für Deutschland besteht heute nicht mehr. Der deutsche Staat hat sich in eigenen Formen, gemäß den besonderen, von England verschiedenen, deutschen Verhältnissen ausgebildet. Wir haben nicht die Vergangenheit und haben auch nicht die Lage Englands; wir stehen notgedrungen gerüstet zwischen kontinentalen Feinden, die uns immer und überall bedrohen; wir brauchen schon deshalb einen starken Zusammenhalt und wir haben dank unserer Geschichte eine starke und maßgebende Krone. Unser Staat ist konstitutionell, aber er ist vor allem entschieden monarchisch, er ist nicht parlamentarisch, wie der englische es sein muß und kann — in England hat man, so scheint uns, die Eigenheit und die Notwendigkeit und das gute Recht dieser deutschen Abart wohl noch lange nicht allgemein genug eingesehen, man kennt uns wohl, trotz manchen, sehr rühmlichen Vermittelungs- und Erläuterungsversuches, noch immer viel zu wenig. An die einfache Übertragbarkeit fremder Staatsformen glaubt heute niemand mehr; Formen und Wesen sind da ja überall untrennbar, und wir sind anders als England. Trotzdem zeigen der englische und der deutsche Staat noch heute gewichtige Verwandtschaften, wie sie die oberflächliche Betrachtung nach Schlagworten zu leicht übersieht. Auf beiden Seiten steht doch die Selbstverwaltung als tragendes Prinzip — was unser Staat von England hat lernen können, hat er vor allem da gelernt; und auf beiden Seiten der alte individualistische Grundzug: Persönlichkeit und Verantwortung, Unabhängigkeit und Initiative der einzelnen Landschaft, des einzelnen Kreises und des einzelnen Menschen, Eigenart also, bei Deutschland mit dem alten Eigensinn so vielfach noch stark durchsetzt. Immer wieder zeigen sich die germanischen Grundzüge, die Wirkungen zugleich des Protestantismus in beiden Nationen. Die Abweichungen, wie sie außer Lage und Geschichte die verschiedene Mischung der beiden Völker hervorgebracht, sind unzweifelhaft zahlreich und erheblich. Ich wies bereits beim Siebenjährigen Kriege auf die Unterschiede hin, die auf den

ersten Blick zwischen Preußentum und Britentum heraustreten. Die natürlichen Folgen jener unserer militärisch-defensiven Weltstellung und Konzentration, unserer staatlichen Straffheit und Strammheit, haften uns eben alle an, die heilsamen ganz gewiß, die minder erfreulichen aber ebenfalls; die einen wie die anderen wirken in dem, was wir an militärischem und an bürokratischem Wesen an uns tragen, mit. Wir werden, zumal im Gedanken an manche Übertreibung unseres Bürokratismus, wohl urteilen müssen, daß wir — nicht nur an eigentlich politischem Sinne, wie ihn der Volkscharakter und die Schulung der Jahrhunderte drüben herausgebildet hat —, sondern auch an Entwicklung der freien selbständigen Einzelpersönlichkeit, die gewohnt und fähig ist, sich überall handelnd zu betätigen, noch lange nicht auf der Höhe unserer älteren, angelsächsischen Vettern stehen, des Herrenvolkes, das seine Kolonien und Indien regiert. Es ist doch wohl so, daß die englische Persönlichkeit, soweit man dergleichen im Durchschnitt bestimmen kann, derber, massiver, selbstbewußter nicht bloß im guten Sinne, daß sie aber auch fester und runder, daß sie für die weite Welt allseitiger erzogen ist — wir Deutschen streben dem jetzt nach, zumal in unseren Seeleuten, unseren Offizieren, unseren Industriellen und Kaufleuten, wir haben auch unsere Erziehung zu ergänzen, sie praktischer und körperlich fester zu machen gesucht, und müssen dabei doch hoffen und sorgen, daß wir das Beste, Feinpersönliche, den allgemeinen Zug unserer Bildung darüber nicht verlieren. Daß andererseits auch England so manches von uns zu lernen habe, hat ihm kürzlich Lord Rosebery in mehreren Reden eindringlich vorgehalten: er hat die methodisch wissenschaftliche Art unserer Fachausbildung, unserer wirtschaftlichen Arbeit und unseres Heerwesens hervorgehoben, die uns doch siegreich gemacht hat in der Welt und der Weltkonkurrenz; und ebenso die Klarheit und die Schärfe in der Gliederung und der Tätigkeit unserer höchsten Regierungsbehörden. Sollte insbesondere unsere Militärorganisation den Engländern nicht doch noch irgendwie wichtig werden? Gewiß, die Verschiedenheiten sind überall da, Licht und Schatten ist auf beiden Seiten: aber bei alledem wird man selbst vom staatlichen Leben sagen müssen, daß unser Staat, allen Verfassungsformen zum Trotz, dem englischen doch näher steht als der

parlamentarische französische. Noch heute ist, dem Wesen nach, trotz mancherlei Änderungsversuchen, der romanische Staat vorwiegend Massenstaat, wie im 17. Jahrhundert — zentralistisch, den Einzelnen führend, mitreißend, absorbierend, vor allem bezeichnet durch die Allmacht der Präfekten. Weder England noch Deutschland haben diese Züge in ihrem heutigen Dasein — und morgen wird möglicherweise, wenn es wirklich mit den großbritischen Reichsplänen vorangehen sollte, England auch föderative Gestaltungen bei sich selber kennen lernen, die es unserer föderativen Reichsverfassung wie der des verwandten Nordamerikas und der eigenen Kolonien in manchem näherbringen müßten. Je tiefer man aber hinabgriffe, in das literarische, das religiöse, das Gemütsleben, in das häusliche Leben hinein, um so tiefer und stärker würden, über alle Abweichungen hinweg, diese Ähnlichkeiten unserer beiden Nationen sich zeigen. Das darf an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden; und nur die zusammenfassende Frage sei hier gestellt: wo in Europa, ja vielleicht sogar, wo auf der ganzen Erde, fände der Deutsche heute — und wo, mindestens in Europa, wenn er so gut zu sehen vermag, fände auch der Engländer — eine große Kultur, die der seinen so nahe stände als die des anderen, stammverwandten Volkes? in Frankreich oder Italien? gewiß nicht! Staat, Geist, Glaube, Empfindung der romanischen Nationen sind von anderer Art, und es will ja überdies scheinen, als seien sie als Gesamtheit und als seien die meisten Einzelvölker unter ihnen im Niedergange begriffen. Oder etwa auf slawischem Boden, etwa gar in Rußland? Da klafft ein noch breiterer Spalt, da finden Deutsche wie Engländer erst recht eine fremde Welt. Unsere alte innere Zusammengehörigkeit, unsere Verwandtschaft in tiefem Sinne besteht fort.

Aber auch die der politischen Interessen, die uns bis 1815 an so großen Wendepunkten gewissermaßen elementar, beinahe trotz der Menschen, entgegengetreten ist? Herrscht da nicht heute die weiteste Entfremdung, ja der offenste Gegensatz? Wir kehren von dem Ausblicke auf die inneren Kräfte, auf die inneren Beziehungen unserer zwei Nationen im 19. Jahrhundert zur äußerpolitischen Geschichte seit 1815 zurück, derart, daß uns nicht die politische Re-

flexion, sondern die Verfolgung des geschichtlichen Ganges an unsere Gegenwart heranführe. Und da muß vornehmlich von Deutschlands Entwickelung in diesem Jahrhundert die Rede sein.

Fanden wir England in die weite Welt hinausgekehrt, so wendet sich Deutschland bis 1871 fast ausschließlich auf sich selbst. Es arbeitet an seiner nationalen Einigung; sie war zuerst das höchste Ziel und blieb die Vorbedingung für alles weitere. An ihre Geschichte schließt sich uns alle andere deutsche Geschichte dieser Menschenalter an. Bis 1848 die erst langsame und zuletzt immer stürmischer werdende Vorbereitung; 1848 der erste große Anlauf, von da ab, nach der stilleren, mühe- und schmerzensreichen Märtyrerzeit der Reaktion, die neue heroische Kampfesepoche von 1860 bis 1870. Das alles ist bekannt; wie hat sich England dazu verhalten? Bis 1848 ist es nicht stärker davon berührt woren; seit 1848 aber hat es sich — das ist die Tatsache — immer nur unfreundlich dazu gestellt. So bereits in der 1848er Krise; so in der gesamten schleswig-holsteinischen Verwicklung mit Dänemark, wo Deutschland doch eine unausweichliche nationale Forderung betrieb: England ist da stets dänisch gewesen; so in der ganzen Kette dieser Jahrzehnte, durch all ihre großen Ereignisse, durch all ihre Kriegeszeiten bis 1871 hindurch. Mittelbar oder unmittelbar, ganz oder halb hat es stets bei den Gegnern, niemals bei den Freunden unserer Einigung gestanden. Es hat dabei so gut wie nie seine volle Kraft eingesetzt: es war gerade die Blütezeit des englischen Liberalismus, und eine wahrhaft starke englische Außenpolitik gab es damals fast nirgends. Was sie aber tat und wünschte, war gegen uns. Das war natürlich nicht einfach böser Wille, es war das Ergebnis der politischen Lage. Sein Gegensatz gegen Frankreich war nicht brennend genug, um England das Emporkommen eines einigen Deutschlands seinethalber auf alle Fälle wünschen zu lassen. Vielmehr war gerade Österreich, gegen das die deutsche Einigung sich ja am deutlichsten vollzog, Englands alter mitteleuropäischer Verbündeter, an den es sich auch jetzt noch, trotz mancherlei Schwankungen, wenn nicht in Mittelmeerfragen, so doch in Festlandsfragen, und zumal gegen Rußland, gern anlehnte: diese Säule gebrochen zu sehen, konnte es nicht wünschen. Und weiter: die deutsche Einigung lag auch an sich selber nicht im englischen

Vorteil. Alle die alten bestehenden Staaten mußten begreiflicherweise gegen das Entstehen eines neuen und starken Nebenbuhlers sein, und vollends eines solchen im Herzen des Erdteils; ihnen allen ohne Ausnahme mußte es unbequem sein, das schwache zerteilte Deutschland verschwinden zu sehen, in dessen getrübten Wässern sich allezeit so trefflich fischen ließ. Ein mächtiges neues Deutschland aber mußte zugleich neue Ansprüche erheben, und mußte wirtschaftlich gefährlich werden; seit dem Zollverein war dies deutlich genug. „England," schrieb Otto von Bismarck bereits am 30. Mai 1857, „kann uns keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel oder Flotte gönnen, und ist neidisch auf unsere Industrie." Diese Interessen alle haben England handeln lassen, wie es gehandelt hat; und Stimmungen, Parteianschauungen haben dabei wohl sicherlich mitgewirkt: das monarchistisch-konservative, osteuropäisch erscheinende Preußen hat man wohl wenig geschätzt und geliebt. Aus ähnlicher, politisch-wirtschaftlicher Konkurrenz hat ja übrigens das damalige England auch gegen die nordamerikanischen Nordstaaten sich auf die Seite der Südstaaten gestellt, die außerdem dem englischen Wesen in manchem verwandter waren als das Yankeetum, und hier wie dort hat der Gang der Dinge der britischen Abneigung nachträglich Recht gegeben; freilich hier wie dort war es ein Ankämpfen gegen die dennoch siegreiche Sache. Die deutsche Einheit ist vollendet worden, ohne und ein wenig gegen England. Der Historiker begreift jene Kühle und Unfreundlichkeit Großbritanniens aus den Interessen, die sie veranlaßten: er begreift aber auch, wie sie auf Deutschland gewirkt hat. Die deutsche Stimmung hat es nicht leicht verstanden und hat es bis heute nicht vergessen, daß gerade das bisher so lebhaft von ihr bewunderte, stammverwandte Land sie so tief enttäuschte. In diesen großen Völkerkrisen hat Deutschland den Engländern wenig zu danken gehabt, und das wirkt überaus bitter, ja gewiß auch nicht ohne ungerecht und unpolitisch übertreibende Bitterkeit, die aber vorhanden ist, in ihm nach.

Seit 1871 besteht das Deutsche Reich. Ja, Österreich hat sich in den 70er Jahren allmählich an dieses Reich angeschlossen: 1878, während des russisch-türkischen Krieges und des Berliner Kongresses, unter der Sorge vor Rußland vorbereitet, vollzog sich im

Jahre darauf das deutsch-österreichische Bündnis. Englands südeuropäischer Schützling und Freund, Italien, hat sich diesem Bündnisse dann eingefügt. England selber aber hatte in jener Krise von 1878, als Rußlands sichtbarster Gegner in der orientalischen Frage, die Interessen Österreichs ungefähr geteilt. Seit jenen Entscheidungen hat sich, wie man weiß, die internationale Lage auf dem Kontinent in ihren größten Zügen einigermaßen befestigt. Ein neuer mitteleuropäischer Bund, der stärkere Nachfolger früherer Bildungen, hat seidem bestanden und sich bis heute behauptet; der russisch-französische Zweibund ist diesem Dreibunde entgegengetreten. England hat zwischen oder neben diesen Gruppen frei dastehen wollen; mit seiner natürlichen Sonderstellung, seinem Schutze durch Meer und Flotte, mit seinen wechselnden Parteiregierungen, die es bündnisunfähig erscheinen ließen, mit seinem Charakter als Weltmacht, die außerhalb der eigentlich europäischen Gegensätze stünde, hat man diese „glänzende Isolierung" begründet. Dennoch ist es natürlich genug in alle europäischen Fragen stets mit hineingezogen worden, es kann ihnen doch einmal keinen Augenblick wirklich fremd oder gleichgültig gegenüberstehen. Und da hat nun, gerade unter dem englischen Gesichtspunkt betrachtet, die gegenwärtige Lage wieder eine gewisse Ähnlichkeit mit derjenigen früherer Jahrhunderte gewonnen. Wieder ist auf dem Kontinente, vergleichbar dem Frankreich Ludwigs XIV. oder Napoleons I., eine überstarke Macht emporgekommen, die wohl nicht unmittelbar, aber dennoch durch ihr Dasein selber, durch ihr wahrscheinliches Weiterwirken alle anderen bedroht; eine Macht, gegen welche — so hat es uns unser großer Kanzler oft genug mahnend vorgehalten — insbesondere Deutschland keine streitenden, keine zum Angriff treibenden Interessen hat noch irgend sucht, und von welcher auch wir heute und morgen wohl keinen Angriff zu fürchten haben, und die eben doch, vermöge jener ihrer Riesengewalt, ihrer steten inneren und äußeren Dehnung, ihres slawischen Weltmachtcharakters, sub specie aeterni betrachtet, auf unserer Existenz zu lasten scheint wie eine ungeheure Zukunftsgefahr: Rußland. Dieses Rußland aber ist bereits heute vor allem und überall in der Welt der Gegner gerade Englands. Es ist mit Englands altem Erbfeinde Frankreich verbündet, der auch heute noch dessen

Feind ist: die Gegnerschaft für das Inselreich ist also verdoppelt. Und diesem bietet sich dem gegenüber, durch die Machtverhältnisse, wie sie liegen, durch die geographischen Verhältnisse von selber eine mögliche Stütze gegen diesen Doppelfeind dar: dieselbe Stütze, die es einst gegen das übermächtige Altfrankreich benutzt hat — jenes Mitteleuropa, das heute aus Deutschland, Österreich und Italien besteht. Die alten Weltgruppen von 1700 und 1800 haben sich also umgebildet, aber vorhanden sind sie auch 1900. Gegen Rußland hat die britische Politik schon früh, als es unter Peter dem Großen, vollends als es unter Katharina II. bedrohlich gegen Westen vordrang, die Führung Europas, insbesondere mit Deutschland vereinigt, zu übernehmen gesucht; heute haben die Gegensätze der beiden Weltmächte so gut wie alle englischen Lebensfragen ergriffen. Die Verwandtschaft der heutigen Lage unseres Erdteils mit den Zeiten des langen französischen Krieges ist also, von England her gesehen, wirklich recht groß. Ganz von selber hat sich, wie bemerkt, bereits 1878 die alte Interessengemeinschaft Englands und Österreichs, diesmal den Russen gegenüber, erneuert; diese historischen Bande sind auch heute nicht abgerissen, sie bestehen und wirken fort und sie könnten versuchen, auch Deutschland in sich hineinzuziehen — Deutschland, dessen Dasein und Kraft unter dem Gesichtspunkte dieser russischen Weltgefahr für England von allerhöchstem Werte sein muß. Deutschland seinerseits, das hat man hundertmal ausgesprochen, hat jegliche Ursache, seine freie Stellung zwischen England und Rußland sich zu erhalten, es würde sie nur überaus ungern aufgeben, gewiß nur, wenn es unbedingt muß. Aber es können Lagen gedacht werden, wo Deutschlands wie Englands Vorteil, ja wo ihr Dasein die Herstellung solcher Gemeinsamkeit fordern könnte: in irgendeiner zukünftigen großen Völkerkrise, die sich den hier besprochenen der Vergangenheit anreihte. Was an Bluts-, an Kulturgemeinschaft der beiden germanischen Völker alsdann für solche Kampfesgemeinschaft sprechen könnte, das haben wir überschaut; die Geschichte hat uns die merkwürdige Kette der Jahre 1588 und 1688, 1760 und 1815 gewiesen — sie hat uns auch erzählt, daß es in keinem der früheren Jahrhunderte, weder im 16. noch im 18. (noch auch im Beginne des 19.) die gegenseitige Neigung gewesen ist, die

Engländer und Deutsche nebeneinander gestellt hat. Nicht einmal um ein längeres gegenseitiges Suchen der Diplomaten hat es sich immer gehandelt, sondern die Ereignisse, die Verhältnisse sind es gewesen, welche die zwei Nationen so zueinander geschoben, zueinander gezwungen haben.

Die Diplomatie kann auch heute nicht nach Anti- oder Sympathien verfahren; nicht einmal nach Sympathien der Stammesverwandtschaft oder nach Kulturgemeinschaften. Solche Werte der Kultur, des Glaubens, der Rasse haben für die politische Weltbetrachtung und Weltanschauung ein Teil von Recht, und sie erweisen wohl auch in den ganz großen Entscheidungszeiten der Völkergeschichte ihre Existenz und ihre Bedeutsamkeit, — aber für den politischen Tageslauf kommen sie nicht leicht in Betracht. Der politische Geschäftsmann befragt nicht sie, sondern den Augenblick und die Macht, das Interesse, das wirtschaftliche Interesse zumal.

Und da ist ja nun, wenn auch der mitteleuropäische Bund von heute in politischer Hinsicht an die Vergangenheit, an die alten Beziehungen der mitteleuropäischen Staaten mit England erinnert, in Deutschlands wirtschaftlicher Stellung, in seinen wirtschaftlichen Interessen ein allbekannter, riesiger Wandel vor sich gegangen. In denjenigen Englands weniger: seine Weltstellung und seine Weltinteressen sind alt. Die Deutschlands sind neu: alles an ihnen hat sich verändert. Aus den engen Mittelstaaten der früheren Tage ist der Großstaat Preußen herausgewachsen, aus Preußen wurde der Zollverein und wurde das Deutsche Reich. Es ist eine Einheit in sich selber geworden, ein großes Gebiet von Erzeugung, Austausch und Verbrauch; und es hat angefangen, hinauszudrängen in die Welt: mit Machtansprüchen und mit wirtschaftlichen Taten. Erst dieses große Deutschland, versehen mit allen Verkehrsmitteln, gehoben durch alle Produktionsmittel des 19. Jahrhunderts, ist wieder eine wirtschaftliche Großmacht geworden — eine Großmacht, wie es im Weltverkehr zuletzt das Deutschland von 1500 gewesen war, von dem unsere Übersicht heute hergekommen ist, dieses Mal aber eine Wirtschaftsmacht mit starkem Staate, mit Einheit und politischer Macht. So hat Deutschland seine natürliche Stellung in Mitteleuropa endlich zurückgewonnen: lange wirtschaftlich wie politisch von außen her

durch seine Nachbarn überragt und beherrscht, jetzt wieder selbständig, wieder hinausgewandt in die Welt. Es hält, heute wie vor vier Jahrhunderten, und heute in vollerem Maße als damals und als je, jeglichen Vergleich aus, nach Volksmenge, Fleiß, Kraft und Tüchtigkeit, nach Unternehmungseifer und hellem und weitem Blick, nach reicher und hoher wirtschaftlicher Leistung. Es genießt heute endlich wieder des Vorteils seiner geographischen Lage für einen großen Handel: kein Zweifel, daß unsere Häfen, die Nordseehäfen von den Niederlanden bis Hamburg, mit ihren Strömen, ihrem unmittelbaren und dabei so weiten mitteleuropäischen Hinterlande von der Natur ungleich günstiger gestellt sind, als England, dessen Isolierung vom Festlande eben nur durch den Gang der Geschichte aus einem kommerziellen Nachteile zum Vorteile umgestaltet worden ist. Und so hat uns der Ausgang des 19. Jahrhunderts ein Gegenstück zu den Entwicklungen des 16. geschaffen. Damals, so haben wir gesehen, hat sich England von den deutschen Kaufleuten befreit, und hat seitdem die Oberherrschaft über den deutschen, über den europäischen Handel errungen — durch kaufmännisch-persönliche Kraft und staatlich-militärische Macht und durch eine beispiellose Gunst der Umstände; es hatte zuletzt jenen Vorsprung gewonnen, der unverlierbar schien. So steht es heute nicht mehr: eine Stockung, ein Rückschlag ist eingetreten, und seit dem Abschluß des Zollvereins, der Gründung des Reiches, seit dem Reifen der wirtschaftlichen Früchte der Einigung, also etwa seit 1840, 1870, 1890 ist es Deutschland, das sich nun, in steigender Schnelligkeit, seinerseits von jener Vorherrschaft des englischen Handels und der englischen Industrie befreit. Es geht jetzt selber hinaus, es ist Englands Wettbewerber auf deutschem, auf europäischem, auf dem eigenen englischen Boden und draußen in allen Erdteilen, und dem wachsenden Anteile am Weltverkehre ist die wachsende Teilnahme an der Weltpolitik nachgefolgt. Das alte Deutschland war dem Briten bequemer, natürlich; das Österreich und das Preußen, mit dem er einst verbündet gewesen, war wirtschaftlich, politisch, vollends weltpolitisch anspruchslos und nirgends sein Nebenbuhler. Heute sind alle die großen Völker dem voraufgeschrittenen England nachgerückt, Nordamerika, Rußland, auch Frankreich, auch Japan: in dieser

Reihe stehen auch wir. Deutschland strebt nach der Selbständigkeit der Macht innerhalb des Erdkreises, es will sich dort außen dehnen, sich Raum schaffen, sich festsetzen, wie es die Vorgänger gelehrt; es will vor allem sein wirtschaftliches Dasein, seine Absatzfreiheit draußen mehren und wahren. Die deutsche Staatskunst kann heute gar nicht anders: sie muß auf diesen Zuständen und auf diesen Bedürfnissen fußen, sie muß diese Interessen leiten oder mindestens stützen, sie muß dafür vorsorgen, sie zu verteidigen, sie auch mit Macht und Waffen zu schirmen — zu schirmen nicht gegen *eine* Nation, sondern innerhalb aller. Sie hat an Fürst Bismarck das unverlierbar große Beispiel für diese Pflicht des Staatsmannes, sich rückhaltlos hinzugeben an die Lebensforderungen seines Staates, seines Landes; sie hat in Wahrheit die Bahnen des Reichsbegründers schöpferisch weiter verfolgt, über die Möglichkeiten und Absichten seiner eigenen Tage bereits hinaus.

Dabei aber trifft Deutschland, daran ist kein Zweifel, auf die Wirklichkeit der englischen Weltmacht: die Interessen stoßen aufeinander. Die ungeheure Ausdehnung dieses Weltreiches, das seit dem Wettbewerbe der jüngeren Kolonialstaaten um 1880 sich jäh aufgerafft und sein eigenes Gebiet in hastiger Eroberung auf das Doppelte gebracht hat; die — heute vielleicht doch stark überschätzte? — Gefahr eines wirtschaftlichen Zusammen- und Abschlusses des englischen Riesenreiches in irgendeiner Art von Zollverband, eines Abschlusses gegen alle Dritte: beides erweckt die Bedenken; ein noch weiteres Wachstum des „größeren Britanniens" liegt in niemandes, auch nicht in Deutschlands Interesse und Wunsch. Wie alle mittleren Nationen sieht auch Deutschland sich geradezu gezwungen, sich um sein Dasein als Nation, als Wirtschafts-, als Kultureinheit, um den Bestand seiner Nationalität selber, zu sorgen, sich gegen Einschnürung, gegen Erdrückung zu wehren: diese uns unvermeidlichen Besorgnisse richten sich auch gegen England. Und auf der anderen Seite mag, ja man sollte meinen, muß doch auch Deutschland seinerseits mit seinem Ausdehnungsbestreben, mit seiner industriellen und kommerziellen Weltkonkurrenz den Engländern im Wege sein: auch sie stoßen auf uns und müssen sich an uns stoßen. Der Handel beider Völker wirkt sicherlich viel-

fach zusammen, aber er wirkt eben doch auch gegeneinander; wir hören, vielleicht nicht ohne verschärfende und verallgemeinernde Übertreibungen, aber wir hören von Eifersucht aus beiden Lagern.

Wie sollen und wie werden sich da die beiden Völker und ihre Staaten zueinander stellen? Die Antwort ist nicht meines Amtes, sie gehört dem Politiker. Der Historiker wird gut tun, ihm immer nur den geschichtlichen Stoff darzureichen, er wird ihm dabei vielleicht manche Wege wirklich aufhellen können, er wird die gegenwärtige Lage, auch die gegenwärtigen Stimmungen in ihrem Werden bis an unseren Tag heran verfolgen und mit Vergangenem erläuternd vergleichen; mittelbar wird er sein bescheidenes Teil auch für die politische Selbstbesinnung beizutragen vermögen. In einer berühmten diplomatischen Reichstagsrede vom 10. Januar 1885, in der er einen Friedensbruch zwischen Deutschland und England als unbegründet und unwahrscheinlich bezeichnet hat, hat Fürst Bismarck von dem begreiflichen Erstaunen des Engländers darüber gesprochen, daß „die Landratte von Vetter, als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See fährt". Er hat zugleich fein, aber deutlich darauf hingewiesen, daß die englische Regierung gut daran tue, „den Ausdruck des Befremdens bei allen ihren Untertanen rechtzeitig zu mäßigen". Noch heute wird es der Deutsche, wenn er unbefangen um sich und zurück blickt, begreifen, daß er, als neue Potenz in der Welt — heute in der eigentlichen Weltpolitik —, noch immer überall ein gewisses Unbehagen erregt. Aber auch der Engländer wird aus der historischen Erwägung unserer Entwicklungen lernen und nachgerade, ohne jenes Erstaunen, anerkennen müssen: das alte Deutschland sind wir einmal nicht mehr und können wir nicht mehr sein. Wir müssen und wollen weiter und hinaus: wer mit uns auskommen will, der muß sich in diese Tatsache finden. Es handelt sich für uns um eine Lebensfrage, um ein unbedingtes Bedürfnis unseres Daseins; es gibt für uns kein Zurück ohne Verkümmerung, ohne Verstümmelung, ja ohne Untergang, und deshalb ohne Kampf auf Leben und Tod. Damit muß man rechnen, überall in der Welt; wir fürchten manchmal, daß man es noch nicht anerkennen, auch in England noch nicht anerkennen will, daß man uns noch nicht „für voll" nehmen will, für das, was wir sind.

Ja, niemand kann es leugnen: unsere Interessen reiben sich mannigfach. Diese Reibungen *können* einmal weitgehende Folgen haben: niemand kann vorhersagen, ob und wie? aber die Möglichkeit besteht. Auch die Notwendigkeit? Wären jene Konflikte an sich unlösbar? Müssen, wie so mancher meint und predigt, England und Deutschland feindlich aufeinander stoßen? Können sie nicht beide Ellbogenraum genug finden, in unserer Welt, die heute so unendlich viel weiter ist als ehedem? Können sie einander nicht anerkennen nach Art und Ausdehnung? So wenigstens liegt es doch keineswegs, daß Deutsche und Engländer die Einzigen auf der Erde, die beiden um die Vorherrschaft miteinander Ringenden, und daß sie deshalb absolute Nebenbuhler wären! Ein Weltübergewicht, eine stete Weiterdehnung Englands, so sagte ich, kann auch der Deutsche nicht wünschen; aber einen Sturz, einen Wegfall Englands noch sehr viel weniger! Und genau so steht es für England: auch ihm wäre die Beseitigung der deutschen Großmacht ein sehr gefährlicher Verlust. Haben wir nicht, alle beide, noch nähere Gegner als einander? Gegner, mit denen ein kriegerischer Zusammenstoß auch wieder durchaus nicht von vornherein sicher ist, die aber doch jedem von uns nach Stamm und Bildung und Glauben und auch nach dem Interesse entgegenstehen? Es ist nicht meine Sache, Gemeinsamkeit und Gegensatz zwischen uns abzuwägen: da trete der Praktiker, der Politiker vor! Da reden, in der Welt des Handelns, die Gebote des Momentes mit, die lebendigen Menschen, die Einseitigkeit, die Leidenschaft, die Rücksichtslosigkeit des Willens — nicht die leidenschaftslos ruhige Betrachtung, wie sie der Gelehrte übt oder doch zu üben streben soll, allein hat da ihr Recht; und ein jeder wird sich da, wenn es Ernst wird im politischen Kampfe, mit ganzer Seele auf den Boden der Lebensfragen *seines* Volkes stellen. Aber das eine gerade wird der Historiker heute sagen dürfen: so einfach, wie die öffentliche Meinung die Lage zwischen Deutschland und England gern ansieht, so selbstverständlich-gegensätzlich ist sie nicht. Gerade auf die großen Weltparteiungen, die großen Weltkulturgegensätze und -zusammengehörigkeiten, wie sie die Jahrhunderte durchwaltet haben, darf er hindeuten: das ist seines Amtes. Er darf in still abmessender Betrachtung auch die Summe aus der Vergangenheit

dieser großen Weltfragen ziehen: und da sieht er die beiden führenden germanischen Nationen in den neueren Jahrhunderten, die wir heute mit weiten Schritten durchwandert haben, tatsächlich in den entscheidenden Kampfeszeiten eben doch miteinander vereint. Sie haben für Macht und Geist gemeinsame Siege erstritten, sie bleiben in ihrem Besten einander verwandt; sie haben im heutigen Völkerringen Dritten gegenüber manches Bedeutsame gemein, freilich auch einander gegenüber manche Klage und manche Forderung. Eines aber, das ist ganz gewiß, wird ihnen beiden heilsam und nötig sein: sich nicht zu verrennen, sich nicht hineinhetzen zu lassen in Gegensätze, die vielleicht — dahin weist die Geschichte — im größten Augenblicke n i c h t die entscheidenden sein werden; einander besser zu erkennen, als es, zu beider Schaden und zu keines Ruhme, heute so vielfach geschieht; einander zu nahen mit jenem echten historischen Geiste, der mit offenem Sinne und offenem Herzen Wahrheit und Verständnis sucht und dem die Geschichte dieses Verständnis bringt — Verständnis für die gemeinschaftliche Vergangenheit und für das Werden und das besondere Wesen unserer Völker; ein besseres Begreifen, das für alle Beziehungen auch in Gegenwart und Zukunft, in Freundschaft oder in Gegnerschaft, allemal nur zu einem Segen werden kann, zu einem praktischen Wegweiser und sicherlich zu einer innerlichen Bereicherung für alle beide.

# Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik

## von 1500 bis zur Gegenwart

1910

Nach einem Berliner Vortrage vom Januar 1910

Der Name Deutschlands ist in diesen Wochen der englischen Wahlbewegung recht oft und mit recht unfreundlichem Klange über die Nordsee zu uns herübergehallt. Kein Deutscher kann heute vergessen, was zwischen den beiden so nah verwandten Völkern liegt; auch der Historiker nicht. Blickt er auf die Vergangenheit ihrer Beziehungen zueinander zurück, so wird auch er seine Fragen an die Vergangenheit heute unter dem Gesichtspunkte derjenigen Fragen formulieren, die seine Gegenwart erfüllen: er kann nicht anders. Will er eine richtige und also auch allein brauchbare Antwort von der Vergangenheit erhalten, so muß er dann freilich bei der historischen Betrachtung die Leidenschaften des Tages vergessen und nichts suchen als sachliches und gerechtes historisches Verständnis. Die Forderung mag nicht immer ganz so leicht zu erfüllen wie auszusprechen sein; daß sie unbedingt und unerläßlich ist, kann niemand bestreiten.

Auch das nicht, daß ein Bild von Englands auswärtiger Politik richtig nur werden kann, wenn man es weit faßt: erst aus der Anschauung großer Zusammenhänge kann es sich ergeben. Hier soll es für vier Jahrhunderte mit raschen Strichen umrissen werden. Bleibt aber nicht auch dieser Rahmen noch zu eng? Läßt sich die auswärtige Politik überhaupt isolieren? Welch einen Reichtum umspannt die englische Geschichte von 1500 bis 1900, an tiefen Umbildungen des gesamten äußeren und inneren Volkswesens, an Epochen, jede voll starken Wechsels, jede voll starken Eigenlebens, von Elisabeth an über Cromwell und die Stuarts, über die Aristokratie des 18. Jahrhunderts und den Krieg gegen Napoleon bis zu dem bürgerlichen England des 19., dem bürgerlich-demokratischen des 20., von Shakespeare über Milton und Newton zu den Satirikern und den Romandichtern von 1750 und 1850, zu Scott und Byron, und bis zu Wilde und Shaw, von den ersten Raub- und Entdeckungszügen Francis Drakes bis zu dem Großhandel und der Großindustrie und zu dem Weltreiche unserer Tage! Überall eine Fülle geistiger wie wirtschaftlicher Arbeit, religiöser und sittlicher Neubildungen und Leistungen, menschheitlicher Leistungen, und eine Fülle gesellschafts- wie verfassungs-

geschichtlicher Wandlungen; und neben den allgemeinen Gewalten die mächtige Einwirkung des Persönlichen auf allen Lebensgebieten, einer Menge unberechenbarer, freier Kräfte. Unablässig hat nicht nur, mit tiefster Bedeutsamkeit, das Auswärtige auf das Innere zurückgewirkt, sondern das Innere in allen jenen Gestalten, wirtschaftlich-sozialen, politischen, geistigen, religiösen, ebensosehr auf das Äußere. Und in der auswärtigen Politik selber welche rastlose Änderung und Dehnung, von den bescheidenen Anfängen der Tudorzeit bis auf die Riesenverhältnisse des heutigen Tages!

Nie wird man diese unendliche Bedingtheit und Vielfältigkeit vergessen dürfen: nie vergessen, daß, wenn aus ihr die eine Seite eines nationalen Lebens herausgehoben wird, es immer das Ganze ist, nur unter einem bestimmten Gesichtspunkte betrachtet, das Ganze in seiner Zusammengesetztheit und seinem stetigen Werden und Wachsen.

Dennoch müssen wir seine einzelnen großen Erscheinungsformen isolieren, wenn wir sie klarer erfassen wollen. Und auch die auswärtige Politik dieses Volkes bildet eine Einheit für sich, innerhalb aller jener innerlichen Zusammenhänge, die auch sie mitbestimmen, über alle ihre eigenen Wandlungen hinweg: ein großer Zusammenhang erfüllt sie selbst, durch alle diese Jahrhunderte hin, ein Wesen ist ihr aufgeprägt. Sie ist, bei hundert Zuflüssen und Einflüssen, doch ein eigener großer Strom, der seine besonderen Schicksale hat, sein Schwellen und Sinken, Sturm und Stille, seine Windungen und seine Grenzen, an Hügel und Deich; er verbreitert sich unablässig, und mancherlei Schiffe befahren ihn; er selber aber hat seinen Gang und sein Dasein für sich. Es lohnt der Betrachtung, sich die durchgehende Richtung dieses Ganges herauszuheben: eine Aufgabe, für den Sprecher und für die mitarbeitenden Hörer einigermaßen entsagungsvoll durch den Verzicht auf alles bunte Einzelleben, durch den Zwang zur Abstraktion, und doch vielleicht auch reizvoll durch ein Zusammenordnen und Zusammenschauen des Bekannten. Bestimmte, immer wiederkehrende Antriebe, die den Verlauf überragend beherrschen und vorwärts drängen, werden sich da überall ergeben.

Die beherrschende Grundtatsache ist sofort klar: es ist Englands Inselage. Sie hat dem mäßig großen Lande die innere Ge-

ſchloſſenheit und die äußere Abgeſchloſſenheit verliehen, den Schutz alſo, und doch zugleich den Anreiz, der es hinauswies auf das Waſſer und auf die Welt. Inſular hat ſich der engliſche Charakter entwickeln dürfen, mit den männlichen Tugenden des Seevolkes, nüchtern und kraftvoll. Das Volksganze hat ſich glücklich, aus einander ergänzenden Elementen, zuſammengeſetzt: nach heftigen Erſchütterungen ein langer, guter, inſular ungeſtörter Vollzug der Miſchung und Durchdringung: auf altkeltiſcher Unterlage ein überwiegend germaniſcher Grundſtock, von gewiſſen, wenigſtens halbromaniſchen Einflüſſen berührt, ſächſiſcher Individualismus, durch die politiſche Begabung der Normannen ergänzt und geſtählt, ein Nebeneinander und Miteinander perſönlicher und ſtaatlicher Entfaltung, das die Vorzüge der franzöſiſchen und der deutſchen Entwicklung neidenswert vereinte; neben ſtändiſcher Freiheit dennoch die ungebrochene Einheit der Nation, eines ſtarken Staates; über der Selbſtverwaltung ein großes Stück ſchöpferiſcher Selbſtregierung. Und dieſes ganze Weſen durch die Reformation vollends ausgeprägt, im germaniſchen Typus, jedoch mit eigenen und beſonderen Zügen, ſtets mit einer ſtark politiſchen Legierung.

Aber vollausgeprägt worden iſt es auch erſt in dieſem Zeitalter der Reformation. Das engliſche Volk iſt vorher kein eigentliches Seevolk geweſen und nicht eigentlich abgelöſt vom Kontinente. Es war in den Jahrhunderten des ſpäteren Mittelalters mit Weſteuropa nicht nur durch jene Schickſalsverwandtſchaft verbunden, die auch ſpäter blieb, es war mit ihm, mit Frankreich eng verkoppelt: immer wieder hat England in heißen Kämpfen um die Herrſchaft auf dem franzöſiſchen Boden gerungen, und die blutige Ablöſung des 15. Jahrhunderts war von ſchweren inneren Kriſen begleitet.

Erſt unter der heilenden Diktatur der Tudors ſind jene Keime inſularer Selbſtändigkeit, die anſcheinend ſelbſtverſtändlichen Folgen der Inſellage, wirklich gereift. Erſt da erwuchs eine neue feſte innere Ordnung, auf Königtum und Mittelſtände gebaut, Ruhe und Arbeit, eine neue Wirtſchaft und Geſellſchaft, engliſcher Handel und engliſche Macht; erſt da zog ſich England auf ſich ſelber zurück; erſt da iſt das neue England, unſer England, entſtanden.

Von Europa losgelöst hat es sich natürlich auch damals nicht: an dessen staatlichem wie seinem kulturellen Gesamtleben hat es stets Anteil behalten, eine europäische Macht ist es auch damals und ist es immer geblieben: es hat sich beiseite gehalten, aber niemals sich ganz entfernt; schon gegen Karl V. betätigte es eine Art von Gleichgewichtspolitik, die in dem Erdteile keine einzelne Macht allzu groß werden zu lassen wünschte.

Auch zu solcher maßvollen Befreiung ist England im Laufe des 16. Jahrhunderts erst mühsam gelangt. Noch hielt die alte Nebenbuhlerschaft mit Frankreich, ja die alte Eroberungslust es eine Weile lang in ihren Banden und riß es gelegentlich einmal fast bis zur Unselbständigkeit in die europäischen Wirren zurück; noch stand Schottland als eigene Macht feindselig neben England und deckte sich gegen den größeren Nachbarn durch Bündnisse mit den Festlandsstaaten. Aus allen diesen Verschlingungen hat erst Elisabeth nach 1558 ihr Land endgültig gelöst und es endgültig auf sich selber gestellt. Nun erst trug auch die innere Arbeit ihrer Vorfahren dauernde Frucht: das Joch der fremden, der italienischen, deutschen, niederländischen Kaufmannschaft wurde ganz abgeschüttelt, und der englische Handel ging zu eigenen wirtschaftlichen Eroberungen in die nahen und fernen Meere und Lande hinaus. Nun erst begann die geographische Lage diesem Handel zu dienen und er sich, von der vorgelagerten Insel her, seine Stellung auf dem Kontinente, die allmählich eine Herrschaft werden sollte, zu erringen: der Kontinent wurde Englands Hinterland. Nun erst erstritt sich England seine politische Weltstellung, und zwar auf protestantischer Grundlage: seine Freiheit und sein Glaube verketteten sich eng; und nun erhob es sich gegen Spanien, die Weltmacht des Menschenalters nach 1560. Denn Spanien griff damals nach der Hegemonie in Europa, es trug auf seinen Armen die Welteroberung des gegenreformatorischen Katholizismus, es gebot über die Ozeane und beide Indien, es war zudem der Herr der Niederlande, und eine Großmacht, die ihre Hand auf diese nahen Küsten legte, berührte jederzeit die Lebensfragen des Inselreiches. Im Kampfe gegen diese katholische Welt- und Seegewalt Spaniens ist Englands Freiheit und Größe emporgewachsen, es ward zeitweilig zum Vorkämpfer und zum

Führer der protestantischen Welt. Und England leistete seinen Kampf mit Mitteln, die es festzuhalten gilt. Solange es irgend anging, beschäftigte es den Gegner auf dem Festlande: es verband sich mit den aufständischen Niederländern, wie es sich zuvor mit den aufständischen Hugenotten verbunden hatte, es blies alle Wirren an, die Spanien drüben hemmen konnten, es suchte dann das Bündnis mit dem spanierfeindlichen Frankreich der letzten Valois und vollends Heinrichs IV., es hat angeknüpft mit dem südeuropäischen Todfeinde der spanischen Macht, dem Türken, mit jedem Gegner Spaniens überall. Erst als diese Vorwerke versagten, nahm es den Streit unmittelbar auf und verwendete seine eigene Waffe: das war die Flotte. Mit ihr stieß Elisabeth hinaus in die weite Welt; mit ihr hat sie, in ruhmreicher Abwehr, in den Kanalschlachten des großen Sommers von 1588 die spanische Armada geschlagen. Das ist das Eintrittsjahr Englands in seine eigenste Geschichte und in die neuere Weltgeschichte zugleich. Das also ist in diesem ersten Lebenskampfe das Bild: deckende Kontinentalpolitik, eigene Eroberung des Meeres, auf dem Meere die letzte Entscheidung. Hinter dem Kampfe aber stand bereits ein waches und starkes nationales Gefühl, ein Grimm, in dem sich die Antriebe von Erwerb und Macht, von Freiheit und Bekenntnis sonderbar mischten: doch so, daß das Politische sicher überwog. Und mit Stolz, Ehrgeiz, Glaubensleidenschaft drängte die Sehnsucht der jungen Nation bereits eroberungsdurstig in alle Fernen: mühsam hielt die kühle Realpolitik ihrer Königin sie in den Grenzen des Möglichen, in den Grenzen insularer Selbstbeschränkung fest.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts ist von dem Rückschlage gegen die Siege des endenden 16. erfüllt. Auf Elisabeth folgten 1603 die Stuarts; sie brachten der britischen Insel durch den dynastischen Anschluß Schottlands die Einheit; und auch die Unterwerfung Irlands, die Großbritannien deckte und erst völlig abschloß, ist in diesem Jahrhundert fortgeführt worden. Vorerst aber lähmte das Regiment der Stuarts und dann der innere Kampf zwischen dem Parlamentsadel und der Krone, dahinter der Aufstieg der demokratisch-religiösen Opposition des Puritanertums, die auswärtige Kraft. Im 30jährigen Kriege hat England keine

Lorbeeren gepflückt; und höchstens für die Zukunft schärften ihm die beiden ersten Stuarts die Waffen.

Schwung und Wucht hat ihm erst die puritanische Revolution von 1650 wiedergegeben: der Triumph der Gewalten, die England erst ganz eigentlich und schöpferisch mit Protestantismus und Glaubenskraft durchtränkten, die es aufs tiefste mit ihrer strengen Leidenschaft durchdrangen, voll höchster Großartigkeit, voll erschütternder Innerlichkeit; die es gestählt und erzogen, die es emporgebildet haben in die Weite und in die Höhe, unvergeßlich stark in Erscheinung und Nachwirkung: auch für den Historiker, der ihre Bedeutung nicht steigernd übertreibt, ganz sicherlich eine der großen, entscheidenden, der alles erfassenden Mächte der englischen Entwicklung. Auch in die Welt drängte der Puritanismus hinaus: in der Besiedlung Nordamerikas stand er voran, und er erfüllte sich selbst und England mit dem vorwärtstreibenden Stolze des auserwählten Gottesvolkes, er sammelte und er entlud, auf beiden Ufern des Atlantischen Ozeans, ungeheure moralische und auch wirtschaftliche Energien. Sobald er aber die politische Macht gewann, kehrte er auch diese nach außen: der revolutionäre Mittelstand des puritanischen Parlamentes nahm die Politik der Elisabeth wieder auf, band Handel und Macht wieder zusammen. Diesmal mit anderem Ziele, wider einen anderen Gegner: Holland. Die Navigationsakte von 1651 galt der Befreiung der heimischen Schiffahrt von holländischem Übergewicht, sie eröffnete den zweiten Akt der englischen Weltmachtsgeschichte. Spanien war gesunken, Holland in diesem halben Jahrhundert englischer Mattigkeit, hoch über seine natürliche Stellung hinaus, gestiegen, es hatte die hansische Wirtschaftsgewalt beerbt, aber auch England eingeengt und seine Hand hart auf alle Nachbarn gelegt. Es war, als Staat, die protestantische Großmacht mindestens Westeuropas geworden und ruhte auf der Kraft seiner siegreichen Flotte: aber in dem Kampfe, den England jetzt mit ihm begann, war der führende der Gegensatz des Handels. Der hat England schließlich zum Angriff getrieben: gegen Elisabeths alten Bundesgenossen, und doch in folgerichtigstem Weitergehen auf Elisabeths Bahn. Um 1650 brach die neue große Zeit auswärtiger Kriege herein: sie ging, wie einst, noch immer gegen Irland und Spanien und

ging gegen die eigenen Royalisten — man focht im Mittelmeere, in Westindien, also in weiterer Ferne als zuvor; man focht auf dem Festland, wo Cromwells Truppen mit den französischen gegen die Spanier schlugen; und auch in das Ostseegebiet griff Cromwell hinüber, in einer Politik, die noch einmal den vollen, religiös-idealistischen Schwung des Zeitalters der Reformation mit allem Realismus der englischen Interessen verband. Aber den Hauptstoß führte der eifrige Protestant doch gegen das protestantische Holland. Und nur in dieser einen Richtung setzten die Nachfolger sein Werk fort: König Karl II. übernahm von der Revolution die koloniale Ausdehnung jenseits des Ozeans, den Trieb zur Reichsbildung, und vor allem den Streit mit Holland. Das Mittel aber war bei beiden das gleiche wie unter Elisabeth: das Bündnis mit dem Gegner von Englands jeweiligem Gegner, mit der französischen Militärmonarchie, das Bündnis erst gegen Spanien, dann gegen Niederland, ein Bündnis, das bei den letzten Stuarts zu einer pflichtwidrigen Auslieferung Englands an Frankreich entartete und vor der eigenen Nation die restaurierte Monarchie entwürdigte und verdammte; neben und über diesem Bündnisse jedoch die heimatliche Waffe, die Flotte: sie stand gegen die Flotte der Niederländer. Und das Ergebnis wurde, neben der Vollendung von Spaniens Fall, daß Holland zwar nicht zerbrochen, aber gebrochen worden ist: es wurde zu seiner natürlichen Höhe hinabgebeugt. Die beiden nachbarlichen protestantischen See- und Handelsmächte haben sich auseinandergesetzt und dann miteinander vereinigt, allein die Führung fiel nun England zu; es hatte sich gegen Holland den freien Raum und die erste Stelle erkämpft.

Der aber, gegen den sie sich alsdann vereinigten, war in der Reihe der großen Gegner Englands der dritte und der größte: Frankreich.

Ludwig XIV. und sein Land standen, in den 25 Jahren nach 1660, auf ihrer Höhe. Der alte Nebenbuhler, das Haus Habsburg, war weit überflügelt, die spanische Macht zerschlagen, die österreichische zurückgeworfen, die Obermacht Ludwigs auf dem Kontinente zweifellos. Neben ihm steigerte Colbert die innere Arbeit des merkantilistischen Königsstaates zu ihrer reichsten Wirkung; auch Gewerbe und Handel Frankreichs trachteten die Welt

zu erobern, wandten sich ebenso feindselig, wie England es tat, gegen die Niederländer, strebten ebenso zuversichtlich über die Meere hinaus. Auch die Kolonialpolitik führte Colbert auf ihren Gipfel: sie streckte die Hände nach Kanada und nach Ostindien hin. Dieses starke Frankreich hätte gewünscht, die belgischen Küsten zu gewinnen, und am liebsten auch die holländischen zu beherrschen, wie einstmals Spanien; es war wirtschaftlich bei weitem ehrgeiziger und kraftvoller als dieses je gewesen; es war fast ebensosehr der Hort der katholischen Welt wie Karl V. und Philipp II. und griff mit seiner politischen Macht so drohend um sich wie jemals sie.

Und da fühlte sich England in allem bedroht, was es besaß: in seinem Protestantismus, in seiner eben sich entfaltenden wirtschaftlich-maritimen Blüte, in seiner politischen Stellung als europäische und auch als koloniale Macht. Frankreich war ihm näher als Spanien, und war gefährlicher, als Holland gewesen. Ein tiefer nationaler Gegensatz entstand, der — diesmal weit vollständiger als in den zwei früheren Fällen — alles in sich aufnahm, auch die Empfindung, auch den Fanatismus; alles — Glauben, Kultur, Wirtschaft, Verfassung, Weltstellung. Das französische Kolonialreich und das englische, der französische Handel und der englische begannen sich zu stoßen; die Verrückung des europäischen Gleichgewichts zu Frankreichs Gunsten, sein Übergewicht am Rhein, sein Vordringen gegen den Kanal beleidigten und gefährdeten England. Ein packendes Schauspiel, wie dies Bewußtsein sich in England, in den 1670er und 80er Jahren zumal, durchgesetzt hat, bis zum Gefühle der Notwehr, bis zur nationalen Leidenschaft, in vielfältigen und heißen innerlichen Erschütterungen, in denen das Königtum der Stuarts endgültig brüchig ward und zuletzt zerbarst. Aus wirren Volksbewegungen, aus klarberechneten wirtschaftlichen Interessen, aus den Machtbestrebungen der hohen Politik hob sich als immer sichreres Ergebnis der große Krieg.

Auch jene Interessen griffen unmittelbar in die zukunftsvollen Parteibildungen dieser Vorbereitungsjahre hinein: in der Partei der Whigs strömten die tätigsten Wirtschaftsgewalten, Handel und Gewerbe von London und der exportierende ländliche Großgrundbesitz, ebenso ineinander wie die Gedanken der parlamentarischen

und der proteſtantiſchen Freiheit, und die Whigs wurden zur Partei des franzöſiſchen Kriegs. Aber die Führung gewannen die politiſchen Gegenſätze und die politiſchen Männer: Wilhelm III. von Oranien hat England für ſeinen Todkampf gegen Ludwig XIV. von Holland aus erobert, erſt das vollendete die gärende Entwicklung und klärte ſie zur Tat. Ein europäiſcher Kampf brach 1689 aus, in dem Holland und England ſich gegen den neuen, ſie beide bedrohenden Konkurrenten und Eroberer die Hände reichten; ein Kontinentalkampf mit zahlreichen Schlachtfeldern, vom Po und von der Donau bis zum Niederrhein, eine Kriegesära, die das Jahr 1700 umrahmte, wie ſie 1800 umrahmen ſollte.

England trat hier in univerſale Weiten ein, wiederum weiter und bedeutſamer noch, nicht nur als die der Eliſabethiſchen, ſondern auch als die der Cromwelltage. Ein neues England: das des 18. Jahrhunderts, königlich, aber mehr noch ariſtokratiſch-parlamentariſch und großbürgerlich-kommerziell; es kämpfte um ſeinen Handel und ſeine Induſtrie, um Abſatzgebiete und Landbeſitz, um Kolonien und Meere, um Oſtindien und Nordamerika. In dieſem Kampfe iſt es zur eigentlich großen Nation emporgeſtiegen, in einem Zeitalter voll reicher wirtſchaftlicher und reicher geiſtiger Bewegung, das eine neue Dichtung und eine neue Weltanſchauung ausbildete, deſſen wuchtige Stattlichkeit uns aus Händels Muſik und aus Reynolds' Bildniſſen entgegenrauſcht; eingefaßt iſt es von großen Kriegen — das Jahrhundert der Handelskriege!, und geleitet und verkörpert zu allerhöchſt von großen Staatsmännern, Feldherren, Admirälen.

Die volle Hälfte der 126 Jahre zwiſchen 1689 und 1815 ſind Kriegsjahre geweſen. Das letzte, eigenſte Mittel war diesmal wie immer die Flotte. Seine ſtärkſten Fähigkeiten wieſen England auf die See und kamen dort zu ihrer ſtärkſten Wirkung: ſeine freie Manneskraft iſt dort der zentraliſtiſchen Staatsgewalt Frankreichs immer wieder überlegen geweſen. Aber es hat, dem kontinentalen und deshalb zweifrontigen Frankreich gegenüber, auch den ungemeinen Vorteil beſeſſen, ſeine beſte Kraft hauptſächlich immer auf die See konzentrieren zu dürfen. Daneben freilich kämpfte es zu Lande: mit ſeinen Landtruppen hat es bei Plaſſey und Quebec die lokalen Entſcheidungsſchlachten um Indien und um

Amerika gewonnen: jedoch es ist bekannt, daß Amerika in Wahrheit auf den Schlachtfeldern in Norddeutschland und am Rheine erobert, d. h. Frankreich dort erst ins Herz getroffen worden ist. Nicht nur die Verkoppelung mit Hannover fesselte das England der welfischen Könige an den Kontinent: auf dem europäischen Festlande vielmehr fielen aus Gründen der großen Machtverhältnisse in jenem Kampfe um die weite Welt die wirklich entscheidenden Würfel.

Dieses Festland lag von eigenen tiefen Gegensätzen beherrscht. Im Osten Türken und Russen gegeneinander und gegen den Kaiser, Preußen neben und gegen Österreich; Österreich von alters her gegen Frankreich. Keineswegs England etwa hatte diese Spaltungen gegraben: es handelte sich um die eigenen Lebensfragen der Völker und Staaten. England hat keinen der großen europäischen Kriege des 18. Jahrhunderts willkürlich entfesselt, nicht den Pfälzischen von 1689, nicht den Spanischen Erbfolgekrieg von 1701 noch den Österreichischen von 1740, nicht den Siebenjährigen von 1756 und nicht den Revolutionskrieg von 1793. Es war an allen beteiligt, es hat sie natürlich ausgenutzt, sie gelegentlich wachgehalten, nach seinem Vorteile, so lange und natürlich nur so lange, als dieser es verlangte: hervorgerufen hat es sie nicht. Es hat sie alle verwertet in seinem Streite gegen Frankreich: der blieb Englands eigentliche Angelegenheit. Es brauchte gegen die französische Militärmacht Verbündete, wie gegen Spanien und Holland. Wohl hat es eigene Heere auch auf dem europäischen Kontinente aufgestellt, unter Wilhelm III. und Marlborough, unter Georg II. und noch unter Wellington; aber selbst deren Soldaten stammten überwiegend vom Kontinent; und das schwerste Stück seiner Landkämpfe schob es in der Regel völlig den Bundesgenossen zu: seine eigenen Kräfte nach Möglichkeit zurückhaltend und dennoch an allem beteiligt, so daß es, dem Ergebnisse nach, mit dem im Ganzen leichtesten Einsatze unter allen den höchsten Gewinn davontrug. Es warb sich Helfer — an Stelle des französischen Helfers von früher jetzt Helfer gegen Frankreich. Unter ihnen vorangestanden hat Österreich. Viele standen dahinter: Holland, zuzeiten Rußland, die iberischen Staaten, von denen ja Portugal in diesen Kämpfen zum Nebenlande Englands gewor-

den ist, italienische Staaten und andere mehr, auch deutsche Klein- und Mittelstaaten bis zu Preußen hinauf — Österreich indessen über ihnen allen: der alte Todfeind Frankreichs auf dem Festlande neben dessen neuem Todfeinde zur See. Der österreichisch-englische Bund beherrschte diese Zeiten, der Stoß von London und von Wien konvergierte gegen Paris. Nur Einer ist dann gleichwertig an Österreichs Stelle gerückt: das Preußen Friedrichs II.; die berühmte Schwenkung von 1756 schob Preußen zu England hinüber, Österreich zu Frankreich. Man kennt die weltgeschichtliche Bedeutung, die gerade dadurch dem Siebenjährigen Kriege zufiel. Die besonderen deutschen Gegensätze waren wahrlich bodenständig, und wahrlich wichtig genug: Habsburg und Hohenzollern, Süd und Nord, alte Kirche und neue; aber erst Englands Teilnahme gab dieser Abrechnung die universale Tragweite für die Rassen und die Bekenntnisse über den Erdball hin.

Und Englands Kampf hat diesen Höhepunkt überdauert. Er zeigt Schwankungen auf, je nach den inneren und äußeren Verhältnissen, nach dem Einflusse der Personen, er schwillt und sinkt, wie Englands Macht; zwischendurch sind die beiden großen Feinde auch einmal diplomatisch zusammengegangen, zwischendurch, um den Beginn der Revolution, hat sich England einmal mehr gegen das ehrgeizige Rußland der Katharina gewendet. Immer aber kehrte die Nadel in die ursprüngliche Richtung zurück; und immer folgte auf ein Wellental, auch auf ein tiefes, wieder ein Wellenberg: auf die Pelhams Pitt der Vater, auf den Abfall Amerikas, dessen Schläge das diesmal isolierte England nur durch Seesiege einigermaßen wettgemacht hatte, Pitt der Sohn und die französische Revolution. Ja erst am Schlusse stand dieser gewaltigste Gang des langen Zweikampfes, der Krieg gegen die Revolution und das Kaiserreich, in dem die beiden Völker ganz persönlich rangen, Brust an Brust, Individualität gegen Individualität, Aristokratie gegen Demokratie, und Leidenschaft gegen Leidenschaft. Sie haben damals rücksichtslos jeden Zwang geübt, widereinander und wider die neutrale Welt, vergeblich schlossen zum zweiten Male die bedrückten Neutralen sich gegen England zusammen. Eine Weile lang konnte Napoleon Bonaparte sich Europa als seinen Befreier vom englischen Monopole darstellen, von der Über-

legenheit der vorausgeeilten englischen Wirtschaftskraft, von der Brutalität der englischen Zwangspolitik. Jedoch die Maßlosigkeit des großen Kaisers selber stieß die Nachbarn alle wieder zu England hinüber, und auch in diesen heroischen Kriegen von 1793 bis 1815 blieb England doch unausschaltbar an allen Wirren des Kontinents beteiligt, je länger um so unbedingter. Nie ist ihm der Vorzug seiner Insellage wertvoller gewesen als damals; der Kanal und Nelson erhielten es unbesiegt. Seine Angriffswaffen aber blieben auch jetzt die Heere der Landmächte. Es hat sie vorgetrieben, nach seinem Bedürfnis, und teilte doch auch wirklich mit ihnen, mit Österreich, Rußland, Preußen das entscheidende Lebensinteresse der Macht und der Freiheit. In den Frieden von 1815 ging es als des revolutionären Frankreichs zähester Feind und deshalb als der erste unter den Siegern hinüber, ganz so wie ein Jahrhundert zuvor: nach vier Menschenaltern des Kampfes, den es geführt hatte, wir sahen es, nach der alten Methode der Elisabeth, nur auf immer breiterem Felde und in so viel längerer Frist, mit immer mächtigeren Kräften, mit immer deutlicher weltgeschichtlichen Dimensionen.

Und nun folgte das eigentliche 19. Jahrhundert. Weltgeschichtlich dieses erst recht, gerade für England! Es hat die moderne Wirtschaft und Gesellschaft auf englischem Boden ganz durchgebildet, die Großindustrie, die Industrialisierung, die neuen Klassen, bürgerliche und proletarische; es hat England durch alle Stufen sozialer und politischer Entwicklung hingeführt bis in die großen Zeiten der Gewerkschaften hinein und bis über diese hinaus, zu den heutigen Gegensätzen, in denen mit dem industriellen die neue Großmacht des „rentnerischen" Englands streitet, die internationalen Geldgewalten in der City, die den Erdball mit ihrem Kredit umspannen und auch die innere Macht gewaltig umwerben. Stets aber ist nebenher die Weltausdehnung Englands gewachsen. Das 19. Jahrhundert hat England den Verlust der Vereinigten Staaten beinah vergessen gemacht und ihm zum ersten Male ein wahres Weltreich geschaffen: mit Ostindien und seinen Nebengebieten, Australien, den Besitzungen allen am Stillen Ozean; mit den Straßen dorthin und mit Afrika; mit Kanada und Westindien: eine Weltumklammerung! Das Mittel dieses Wachstums war

zum Teile der Krieg. Die alte Macht- und Gewaltpolitik der vergangenen Jahrhunderte ist niemals erloschen, zumal in und um Indien hat sie sich betätigen müssen, und in ihr glüht doch wohl das innerste Feuer der englischen Weltstellung, der Wille des erobernden, streitenden, sich wahrenden Herrenvolkes. Jedoch, die Kriege fielen nur mehr in die Peripherie; das Hauptmittel des Wachstums wurde nach 1815 für zwei Menschenalter der Friede. Großbritannien fand, als es jetzt das Größere Britannien errichtete und erweiterte, in der Welt keinen einzigen starken und hemmenden Gegner mehr, wie es Frankreich so lange gewesen war. Die Kriege der Vergangenheit trugen ihre Frucht. Die liberale Ära der englischen Weltpolitik durfte sich durchsetzen. Über jenen Grenzkriegen und einem kurzen europäischen Waffengange (dem von 1854) stand der Friede, über der alten Betätigung des Staates und seiner Macht die neue der freien wirtschaftlichen Kräfte: diese handelten, kolonisierten, eroberten, strömten frei, ungehindert, uneingeengt über den Erdkreis aus. Der alte Gedanke der Staatsmacht, der so viele Kriege und Siege zählte, ward vornehmlich von den Konservativen festgehalten und weitergetragen; die Liberalen vergaßen ihn nicht einfach, aber sie drängten ihn mit Entschiedenheit zurück, ihr eigenes neues Ideal schien die Welt zu bezwingen. Es hat vorgewaltet, solange die Siege der Vergangenheit nachwirkten.

Eine auswärtige Politik natürlich mußte auch diese Epoche treiben. Die Welt lag England offen; aber die Mächte des Kontinents bestanden doch fort. England begann, nach 1815, als ihr engverbundener Freund, als Mitglied der soeben siegreichen Heiligen Allianz. Es hat sich in den zwanziger Jahren aus ihr gelöst und auf sich selber gestellt, insularer denn je; erst jetzt kam das Zeitalter der bewußten Isolierung. Auch jetzt schied England niemals aus dem Spiele der Diplomatie aus, im Gegenteil, es hat sich stets in ihm zur Geltung gebracht; aber es brauchte sich nur noch mit halber Kraft hineinzuwerfen. Es durfte die Kontinentalmacht hinter die Weltmacht zurückschieben. Eines unmittelbaren, engeren Zusammenhanges mit dem Kontinente bedurfte es nicht, weil der Kontinent es nicht mehr bedrohte. Wer hätte das zu tun vermocht?

Frankreich war geschlagen. Zwar, es hat sich niemals ganz als geschlagen bekannt; immer wieder hat sich die uralte Feindschaft aufgebäumt. Das Verhältnis der beiden Nachbarn im 19. Jahrhundert ist interessant genug. Es ist erfüllt von dumpfen Zusammenstößen, die freilich nicht mehr kriegerische gewesen sind. Die Nebenbuhlerschaft trat zumeist zutage im Mittelmeer, dem östlichen wie dem westlichen; sie tat es von den dreißiger Jahren an immer von neuem bis an das Jahrhundertende. Als einmal, 1840, Frankreich mit Krieg drohte, stand England in der Reihe der europäischen Mächte: also in der alten Front. Allerdings, es gab auch eine andere Aufstellung. Zwischendurch hat, von 1830 ab, mehr als einmal im Gegensatze gegen die Machtansprüche der konservativen europäischen Ostmächte, Rußland und Österreich zumal, im Kampfe um das Übergewicht in Europa, England das nachbarliche Frankreich an sich gezogen: die eine liberale Westmacht die andere, unter dem Banner des gemeinsamen Liberalismus und der Völkerfreiheit. Auch das war die alte Methode: die eine Kontinentalmacht als Bundesgenosse Britanniens gegen die andere oder die anderen, als Gegengewicht. Unschädlich geworden, wurde Frankreich von seinem alten Feinde benutzt und ausgespielt — obgleich es völlig zuverlässig doch niemals geworden ist.

In den dreißiger, vierziger Jahren spielte man so um die Macht, ohne daß es zu wahrhaft ernsten Kämpfen kam.

Indessen aber erhob sich aus der Mitte der drei Ostmächte die eine zu besonderer Höhe: Rußland wurde allgemach zum Weltgegner Englands, es rückte für das 19. Jahrhundert politisch in die Stelle ein, die im 18. Frankreich ausgefüllt hatte. Früher wohl einmal vorgebildet, entfaltete sich erst jetzt ein umfassender Gegensatz der beiden großen Staaten. Er ergriff Asien, Hinterasien — Indien und seine Nebenlande, wie Vorderasien — die türkische Welt; er setzte um 1830 herum an beiden Stellen ein, als Kampf um Indien und als Kampf um Konstantinopel. Reibungen begannen um Afghanistan, Reibungen um die Randgebiete des östlichen Mittelmeeres, Griechenland, die Türkei, Ägypten, den Weg nach Indien. Der europäische Kontinent behielt seine eigenen Gegensätze: wieder waren sie in sich selber natürlich und stark, und wieder weichen sie unter dem Weltgesichtspunkte in die

zweite Reihe zurück. Zum Weltgegensatze wurde der russisch-englische. Seit den Vierzigern drang er sichtbarer vor; in den Fünfzigern brach er im Krimkriege los; von den Siebzigern bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts erreichte er seine vorläufige Höhe. Ein Kampf, hinter dem stets irgendwie auch Wirtschaftliches stand, und in dem Wirtschaftliches — dank dem Aufstreben einer russischen Großindustrie — in späten Jahrzehnten auch direkter hervortrat; hauptsächlich aber ein rein politischer Kampf: um Länderbesitz und Herrschaft, um die Weltvormachtstellung des englischen Volkes. Er betraf Asien und umfaßte Europa. Er bildet den vierten großen Akt des langen Dramas, das wir begleiten.

Wieder fragen wir nach den Mitteln, mit denen England ihn geführt hat. Es hat sich in Indien auf sein Landheer, in seiner Gesamtstellung auf seine erdumspannende Flotte gestützt; aber wiederum ging es darauf aus, gegen die große Landmacht Rußland die anderen Landmächte in seine Dienste zu ziehen. Immer die alte Lage: statt Frankreichs eben Rußland; und wer auf Englands Seite, statt Österreichs oder Preußens? Im Krimkriege ist England vornehmlich mit Napoleon III. zusammengegangen; der Sieg, den sie errangen, war, im großen Zusammenhange betrachtet, ein englischer Sieg, im kleineren Rahmen der fünfziger Jahre angesehen scheinen Leistung und Gewinn Napoleon zuzufallen. Auch um Österreich und Preußen haben die Westmächte damals geworben: auch Mitteleuropa sollte gegen Nikolaus I. marschieren, wie einst gegen Napoleon I. und Ludwig XIV. Österreich hat sich halb mitziehen lassen, Preußen hielt sich schließlich zurück — es waren die höfisch-staatlichen Kämpfe, in denen sich Bismarck der Staatsmann die Sporen verdiente. Nachher ist Frankreich zurückgesunken, und soweit es lebendig blieb, trat, von den sechziger Jahren an, in den Achtzigern sich heftig steigernd, seine alte afrikanische, ägyptische Rivalität mit England wieder hervor. Auf wen stützte England sich, gegen die Russen, da? Lange hat es die überkommene Gemeinschaft mit Österreich gepflegt; in der Krise von 1878, im russisch-türkischen Kriege, auf dem Berliner Kongresse, trieben Beaconsfield und Andrassy ein paralleles Spiel: wäre es zum Äußersten gekommen, so hätten ihre Reiche zusam-

menwirken müssen. So blieb es in den Achtzigern, in den Zeiten Salisburys und Kalnokys: sie gingen, soviel man erkennt, jedes für sich, aber doch im Erfolge parallel, auf dem Balkan gegen Rußland vor. Neben Österreich jedoch stand damals bereits in engem Bunde das Deutsche Reich: 1879 war der Zweibund gegen Rußland geschlossen worden, bald danach trat Englands Schützling Italien ihm bei. Wie verhielt sich der Dreibund zu England? Nicht immer freundlich. Fürst Bismarck ließ sich nicht einspannen, er blieb selbständig, unabhängig und gelegentlich gegnerisch neben England stehen, gegnerisch namentlich zu dem liberalen England Gladstones. Gipfelte doch in dessen Ministerien dieser Tage die äußerpolitische Einseitigkeit des älteren englischen Liberalismus überhaupt, eine idealistische Friedensliebe, die Bismarck schwächlich, haltlos, unpolitisch erscheinen mußte: mehr als einmal hat er sich scharf gegen diese Regierung gewandt, und alle Feinde Englands, Franzosen wie Russen, meisterhaft gegen sie ausgespielt. Dennoch erwuchs auch zwischen ihm und England ganz von selber eine gewisse Gemeinschaft der Interessen, die deutlicher hervortrat, wenn in London die Konservativen herrschten, die aber doch nur aus der Lage selber hervorging. Bei der gefährlichen russisch-deutschen Spannung von 1887 bot England, mindestens durch sein Dasein selbst, dem Dreibunde eine Art von Deckung: das lag in den Tatsachen; und auch zu einem bestimmteren Einverständnisse ist es damals wohl gekommen. Aber ein fester oder gar dauernder Anhalt, ein festes Verhältnis war es offenbar nicht.

Das englische Streben also blieb in allen diesen Jahrzehnten das alte seiner Diplomatie: es suchte Beistand gegen Rußland: der eine Faden geht durch alle wirren Verschlingungen der Ereignisse hindurch.

Da brachte der Fall Bismarcks die längst angebahnte Vereinigung *Frankreichs mit Rußland*, den neuen Zweibund von 1891, zum Vollzuge: ein Bündnis, geschlossen gegen Deutschland und seinen Dreibund, ein Bündnis zugleich der beiden gewichtigsten Feinde, die England besaß. Es mochte der britischen Politik bequem sein, die beiden Systeme auf dem Festlande gegeneinander stehen und einander lähmen zu sehen; eine gewisse Gemeinschaft des Dreibundes mit England war doch zugleich auch

jetzt wieder, und jetzt erst recht, die notwendige Folge. Indessen, das französisch-russische Bündnis entwickelte sich; gegen Deutschland gegründet, gegen Deutschland gekehrt, richtete es nach einigen Jahren (seit 1894) seine Hauptspitze nicht mehr so sehr gegen Deutschland: es fing an, vornehmlich englandfeindlich zu sein. Frankreich war Englands Nebenbuhler in Nordafrika, Rußland in Asien, gerade in diesen Zeiten warf Rußland seine Kräfte ganz überwiegend auf Hinterasien: die Folgerung lag nahe und trat ein. Es wurde die Signatur der fortschreitenden neunziger Jahre, daß die riesige Doppelmacht, von Rußland gelenkt, unmittelbarer gegen den Weltgegner draußen arbeitete, als gegen den kontinentalen Gegner in der Mitte.

England hat um so eifriger, nach seiner Art, diese Militärmacht der Mitte gegen die beiden Flankenmächte für sich zu gewinnen getrachtet. Man weiß aus vielen Zeugnissen, mit welcher Seelenangst der gestürzte Bismarck in den Jahren nach 1890 diese Bestrebungen verfolgt hat; er fürchtete, sein Staat könnte seine Freiheit an England dahingeben und auf Kosten seiner politischen Existenz zu dessen Sturmbock gegen Rußland werden. Einige Jahre hindurch schien seine Sorge berechtigt, die deutsche Diplomatie London sehr viel näher zu sein als Petersburg. Wie es damit jeweils gestanden hat, weiß ich nicht; ein dauernder Anschluß unseres Reiches an England ist nicht herausgekommen. Um 1894 schwenkte Deutschland sichtbar ab; 1895 ging es in Ostasien mit dem Zweibunde Hand in Hand gegen Japan und mittelbar gegen England.

Dessen Bündniswerbung hatte niemals geruht: dennoch war es allein geblieben. Es stand in unverkennbar unbehaglicher Vereinzelung, in einiger Bedrängnis da. Die Zeit, da es für England nur sicheren Frieden in der Welt gab, war längst vorüber. Wo waren die Zustände der sechzig Jahre nach 1815 geblieben! Die Alleingewalt Englands innerhalb der weiten Welt war verschwunden. Neue Großmächte waren emporgekommen, die alle Weltmachtscharakter gewannen: Rußland seit langem, dann aber auch Deutschland und die Vereinigten Staaten; andere zweiten Ranges gesellten sich dazu. Neue Industriemächte, Handelsmächte, Kolonialmächte waren erstanden, neue Flotten hatten sich gebildet oder

drängten zum Licht. Es gab wieder Nebenbuhler Englands oder doch deren Möglichkeit. Seit 1880 war es immer klarer geworden: England war nicht mehr allein auf der Erde. Bisher hatte es sich nur von Rußland, auf dem Lande, an bestimmter Stelle, bedroht gemeint: jetzt von mehreren und überall. Politisch ganz fühlbar geworden, ganz empfunden worden war die Veränderung wohl zumal durch den überraschenden Eintritt Deutschlands unter die Mächte, die sich Afrika teilten, und durch Bismarcks erfolgreiche Aktion gegen den Widerstand Granvilles (1884—85). Der Kanzler hatte sich fein und fest in den vermeintlich geschlossenen Kreis hineingeschoben. England sah sich selber nunmehr neben Anderen, neben Mitstrebenden, Nachstrebenden: sein ehedem in allem ungeheurer Vorsprung verringerte sich, und es erschrak aufs tiefste. Die Probleme, die da aufstiegen, waren den Pfadfindern schon vorher bewußt geworden, jetzt, seit den achtziger Jahren, wurden sie Eigentum und Sorge des jüngeren Englands überhaupt: Probleme der wirtschaftlichen und der staatlichen Selbsterhaltung, Probleme des Reiches und seiner Weltstellung. Die Generation des älteren Liberalismus ging nieder, der Imperialismus erhob sein Haupt. Er forderte Gegenwehr auf allen Gebieten, innere und äußere Selbstverteidigung der Nation und des Reichs, Neuorganisation der Reichsverfassung und der Flotte, erhöhte Anspannung jeder wirtschaftlichen und jeder politischen Kraft, in beiderlei Hinsicht Gegenstöße gegen das Ausland, stürmische Ausdehnung in der Welt, und zwar, wie in der alten Zeit, unter der Führung des Staates, mit den Waffen der Macht. Disraeli war dieser Bewegung praktisch vorangegangen; in gewissem Sinne, in der Beschlagnahme Ägyptens (1882), hatte sich selbst der widerstrebende Gladstone ihren Bedürfnissen fügen müssen; jetzt erst wurde sie zum System, zur populären Kraft. Da wieder eine Mehrzahl von Mächten in der Welt war, nahm England den gewappneten Wettstreit wieder auf, den es hatte ruhen lassen, solange es keine Mitbewerber besaß. Das neue England durchdrang sich mit dieser Gesinnung; Gegensätze von weltgeschichtlicher Weite und weltgeschichtlicher Härte sprangen wieder zutage, weiter noch als im 18. Jahrhundert, aber fast ebenso hart wie damals.

In inneren Erschütterungen schritt England den neuen Bahnen

zu. Um die Mitte der achtziger, dann schwerer wohl noch um die Mitte der neunziger Jahre türmten sich ihm, überallher, die Wolken drohend auf. Sein Wetterwinkel wurde vor allem Afrika. England raffte sich heftig zusammen, Joseph Chamberlain ergriff 1895 die Zügel des öffentlichen Lebens, man nahm die Kämpfe, die kommen möchten, auf. In Nordafrika schwelte das Feuer der französischen Gegnerschaft; eben nachdem Kitchener seinem Reiche das Niltal wieder erobert hatte, blies der Zusammenstoß der beiden Ansprüche bei Faschoda es zu stürmischen Flammen auf: 1898 schien der englisch-französische Krieg vor den Türen. Da brach Frankreich zusammen: es unterwarf sich. Das französisch-russische Bündnis hatte gegen England versagt.

Und nun ging beides weiter, die Gefahr, die England bedrohte, und seine Gegenwehr. Die Krisis trat ein im Burenkriege von 1899: wieder setzte die Gegnerschaft des Zweibundes aus; auch Deutschland blieb untätig, seine Regierung eher England freundlich. Die gegenseitige Lähmung der kontinentalen Staaten, tiefbegründet auch jetzt in deren Interessen und Geschichte, von England auch jetzt nicht geschaffen, aber sicherlich gerne genährt — sie und die feste Machtstellung des Inselreiches zur See hielten Europa in Schach. England hat in den schweren Anfangsmonaten des südafrikanischen Krieges, in harten Niederlagen, eine bewundernswerte Kaltblütigkeit und Charakterkraft erwiesen; gedeckt durch das alte Schild und Schwert seiner Geschichte, die Flotte, hat es den kleineren Gegner durch sein Landheer schließlich niedergerungen. Siegreich, soll es noch einmal die Anlehnung an Deutschland gesucht haben: Deutschland aber blieb seiner neutralen Zwischenstellung zwischen den Weltgruppen getreu. Da tat England das letzte. Es brauchte einen kontinentalen Militärstaat als Deckung gegen Rußland; Deutschland wollte das nicht sein, Österreich war nicht dazu imstande: da warb England um das rassenfremde Japan. Es war trotz aller Neuheit und aller tiefen innerlichen Gefährlichkeit des Wagnisses doch nur das uralte Mittel: neben der Flotte der Bund mit dem Feinde seines Feindes. Das Mittel hat gewirkt; 1902 der Vertrag, 1904 und 1905 der japanisch-russische Krieg; in ungeahnter Schwäche sank der Koloß vor dem Stoße Japans zusammen, und England war der Sieger.

Eine ungeheure Wendung: wir haben es alle erlebt. Frankreich hat sich gebeugt und hat schon während des japanischen Krieges (1904) den Anschluß an England vollzogen; Rußland selber ist ihm gefolgt, es hat sich seinem Todfeinde genähert. Die Wolken des letzten Jahrzehntes haben sich für England zerteilt. Sein Verfahren aber und sein Erfolg waren die gleichen gewesen wie in allen diesen Jahrhunderten: Spanien, Holland, Frankreich, die Ostmächte, Rußland, Frankreich-Rußland — es ist eine, und eine lange, Reihe. Ist sie zu Ende? Ist die Luft jetzt frei? o nein! Großbritannien erblickt einen neuen Gegner: Deutschland. Da ist eine neue, da ist jetzt für England die europäische Militärmacht und Weltmacht, die seine Ruhe bedroht. Schon vorher war ihm Deutschland das gewesen, neben oder hinter Rußland; jetzt steht es allein, oder doch weit vor der Schar der anderen.

Diese Gegnerschaft hat ihre Vorgeschichte, natürlich, und wenigstens angedeutet werde diese auch hier. Seit 1848 zeichneten die Umrisse des kommenden neuen Deutschlands sich am Horizonte ab, und die englische Politik hat es nicht eben freundlich begrüßt. Die Reibungsfläche bildete von Anfang an Schleswig-Holstein; eine deutsche Stellung zwischen den Meeren war England nicht erwünscht, und bequem konnte ihm weder die Aussicht auf Deutschlands steigendes Wirtschaftsleben noch auf die Möglichkeit einer deutschen Seegewalt sein, bequem vor allem nicht das Dasein einer starken deutschen Macht überhaupt. Wem von unsern Nachbarn hätte die Erhebung dieser Macht an der Stätte der alten deutschen Ohnmacht nicht einen Verlust und ein Ärgernis bedeutet? Ein kräftiges Italien konnte den Engländern lieb sein, ein kräftiges Preußen-Deutschland war es nicht, und die Schwächung ihres alten Bundesgenossen Österreich schädigte sie. 1864 trat Palmerston mit kriegerischen Drohungen für Dänemark ein; der damals jüngere, friedfertige Liberalismus Gladstones widersprach, und England blieb bis 1871 neutral; eben damals zog es sich aus der europäischen Politik so weit zurück als es nur irgend vermochte. Enttäuscht hat es damit freilich beide Parteien, den Franzosen erschien es deutschfreundlich, den Deutschen franzosenfreundlich. Seit 1871 erhob sich das neue Reich zu einer Art von Vormachtstellung auf dem Kontinente. Es war nicht gegnerisch gegen England und

wurde so wohl auch nicht angesehen, aber es noch höher wachsen zu lassen wünschte England nicht; es glaubte Frankreich gegen weiteren deutschen Druck stützen zu sollen. Alsbald nach dem Kriegslärm von 1875 verschärfte sich, über den Balkanwirren, Englands Verhältnis zu Rußland; Deutschland wurde nur noch wichtiger, aber darum nicht behaglicher für England. Den Liberalen war der feste und einigermaßen harte Machtstaat des eisernen Kanzlers nicht angenehm, ihre innere Sympathie gehörte dem republikanischen Frankreich; Bismarck hat ihnen die Abneigung heimgezahlt und ihre Führer mißachtet. Ich wiederhole nicht, was ich im Zusammenhange des englisch-russischen Gegensatzes früher über diese Phase der Beziehungen Englands zu Deutschland gesagt habe: sie führte Deutschland mehr als einmal nahe an Englands Gegner heran, sie ließ es im Grunde auch wieder mit England in tatsächlicher Interessengemeinschaft zusammenstehen, zumal mit dem England der Konservativen; vor allem aber hat Bismarck, so sehr er englisches Wesen lebenslang geliebt hat, seinem Staate in jedem Augenblicke die unabhängigste Bewegungsfreiheit gewahrt. Die Reibungen um Afrika aber blieben in England unvergessen, das neue Deutschland ihm unheimlich nicht nur als kontinentale, auch als werdende Weltmacht, und es wurde ihm stets fühlbarer und in so mancher Hinsicht unbequemer mit jedem Wachstum seiner Industrie- und Handelskraft. Ich habe von den Umwerbungen, den Schwankungen nach 1890 gesprochen; sie führten schließlich nur zu steigender Gereiztheit beider Teile, und seit der 1895er Annäherung des Reiches an den Zweibund brach die Feindseligkeit bitter heraus. Es kam das Krüger-Telegramm vom Jahre 1896, die glühende Parteinahme der deutschen Stimmung im Burenkriege, die deutsche Flottenbewegung, die ihre Schlagworte nicht immer vorsichtig abwog. Es kam die Niederlage Frankreichs, der stille Kampf mit Rußland, und Deutschland hielt sich zwischen den Lagern. In jenen Jahren ist die gegenseitige Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen immer schärfer, der Blick Englands für die Weltstellung Deutschlands, die politische wie die wirtschaftliche, und für die Unfreundlichkeit der deutschen öffentlichen Meinung immer empfindlicher geworden. Von den

neu aufgestiegenen Weltmächten, die Englands Träume störten, war Deutschland die England nächste, näher als die im Grunde wohl gefährlichere der Vereinigten Staaten, unmittelbarer unbequem und unmittelbarer faßbar. Wie hat sich schon damals der Gegensatz unserer beiden Völker in Presse und allgemeiner Anschauung zugespitzt bis zu immer wiederkehrender Sorge vor Krieg; längst sind Erregung und Feindseligkeit in England bei weitem lauter, heißer, ja fiebrig-nervöser geworden als jemals bei uns. Seitdem ist das letzte eingetreten: der Zusammenbruch Rußlands. Und wir stehen unter dem frischen Eindrucke einer Kette von Erscheinungen: der Persönlichkeit und Politik König Eduards VII., des starken Fortschrittes der imperialistischen Ideen, der Arbeit für den Zusammenschluß und den Abschluß des Größeren Britanniens; sicherlich hat die konservative Strömung sich innerlich immer voller durchgesetzt, die alte konservative Überlieferung der Macht, der Staats- und Flottengewalt, der auswärtigen Gewalt auch die Gegner zum guten Teile durchdrungen und das 20. Jahrhundert an das 18. angeknüpft. Auch der Gegenschlag des liberalen Wahlsieges von 1906 hat die auswärtige Politik nur um einige Grade abgekühlt, aber ihr Wesen keineswegs verändert, die Leitung blieb imperialistisch und aggressiv, und Sir Edward Grey hat wenig anders gehandelt, als Lord Lansdowne hätte handeln können. Überall aber die Menge auswärtiger Erfolge: im tieferen Asien die Ausnutzung der russischen Niederlage, in Vorderasien und Europa die Wendung überall gegen das Deutsche Reich. Ich bilde mir nicht ein, hinter die Kulissen zu blicken, aber einiges wissen wir alle: dieses Aufgebot der Kontinentalstaaten — Frankreichs, Spaniens, Italiens, Rußlands, niemand bezweifelt, gegen wen. Wir hören von Werbungen um Österreich. Ich habe Absichten und Aussichten des Versuches der „Einkreisung" nicht zu prüfen: aber das springt in die Augen, wieder sind wir auf dem vertrauten Boden der uralten politischen Methode Englands! Jahr um Jahr seit 1904 hat sie ihre Kreise gezogen; wir haben die Gegenwirkungen Deutschlands gespürt, zuletzt den großen Gegenstoß des Winters von 1908/09, den weiten und heißen Kampf, der sich an die Balkankrise, an die Weigerung Österreichs, Deutschland aufzugeben, an den Wunsch, Österreich

für dieses Nein zu bestrafen, anschloß. Wir haben den englisch-russischen Angriff an der Einigkeit und der Waffenmacht der beiden Zentralmächte zerschellen sehen: Deutschland hat der Tripel- oder Quadrupelentente ihre innerliche Uneinheitlichkeit und Gegensätzlichkeit, ihre Unfähigkeit zur Tat dies eine Mal praktisch sehr klar ad oculos demonstriert und sich selber behauptet. Der Eindruck des Ereignisses war groß; ob es Früchte trägt, werden wir sehen.

Aber der Gegensatz, aus dem es hervorging, dauert fort. England ist heute vorläufig nicht unmittelbar gegen Frankreich, nicht unmittelbar gegen Rußland gekehrt: nur gegen Deutschland. Ob England diese Gegnerschaft, vor aller Welt und vor sich selber, nicht maßlos übertreibt, ob es nicht sie, ob es nicht vielleicht — uns überschätzt und geradezu verzerrt, ist hier nicht die Frage; die Tatsache besteht: die europäische Macht, die Flotte, der Wettbewerb Deutschlands sind ihm unbehaglich, und das Bild des 18. Jahrhunderts ist zu einem großen Teile wieder Leben geworden.

Es ist hier nicht die Aufgabe, zu untersuchen, was — unter dem englischen Gesichtspunkte, der allein uns hier angeht — etwa gegen die Vernünftigkeit einer Weiterentwickelung dieser englischen Sorgen und Feindseligkeiten, was gegen die Vernünftigkeit, und auch gegen die Wahrscheinlichkeit, eines englischen Angriffes, eines englisch-deutschen Krieges spricht: nur einige Schlagworte, die eine solche Untersuchung zu leiten hätten, reihe ich hier noch auf. Es würde sich da handeln um die gewaltige Tatsächlichkeit einer uralten und doch ganz gegenwärtigen Bluts-, Glaubens- und Kulturverwandtschaft der beiden germanisch-protestantischen Nationen. Es wäre zu erinnern an die überraschende Tatsächlichkeit unserer politischen Geschichte, daß diese beiden Nationen bisher, in allen größten Völkerkrisen der Neuzeit, in allen Jahrhunderten seit der Reformation, niemals gegeneinander gestanden haben.[1] Es wäre hinzudeuten auf die sehr aufrichtige Friedfertigkeit Deutschlands — ob auch die englische Meinung an sie nicht glauben zu können scheint — und mehr noch auf die Stärke Deutschlands, die am Ende wohl eindrucksvoller sein wird als unsere Friedensluft;

[1] Ich verweise auf meine Schrift von 1900 (oben S. 169ff.).

ganz besonders aber auf das Dasein anderer Nebenbuhler Englands in der Welt, denen ein englisch-deutsches, erschöpfendes Ringen lediglich zugute kommen müßte, Nebenbuhler mindestens der Zukunft — Nordamerika? Rußland! —, auf neue Gewalten von neuer Seite her — die gelbe Rasse, auf Japan selber, den gefährlichen Verbündeten! Und noch eines würde nicht zu vergessen sein: der seelische Widerstand gegen eine Gewaltpolitik, der in England selber rege ist, die große Bedeutung ethischer und religiöser Ideale, die neben der konservativen, der imperialistischen Strömung und ihrer Machttendenz herlaufen und deren bestem Inhalte nicht einmal zu widersprechen brauchen. Unzweifelhaft ist dieser grundsätzlich humanitäre Gedankenstrom in England stark, wie denn, seit den Tagen der Puritaner, neben allem harten Realismus ein Zug zum Grundsätzlichen dieses Volksleben immer erfüllt hat: in einer oft sonderbaren Mischung, deren Aufrichtigkeit dem Ausländer nicht immer einleuchtet und dennoch besteht. Wird sich der Entschluß zum rücksichtslosen Vernichtungskriege aus Gründen der Konkurrenz und etwa der Angst gegen diese Gefühle der Menschlichkeit und des Gewissens durchsetzen? Und andererseits, würde der Krieg sich lohnen? Man darf bezweifeln — ich deutete das an —, ob ein Niedergang Deutschlands politisch für England, innerhalb Europas und vollends innerhalb der Welt, wirklich ein Bedürfnis ist und ein Heil wäre; aber wenn England selbst — was eine Sache für sich bleibt — wünschenswert fände, Deutschland zu verwunden: überwöge nicht dennoch die Last der unvermeidlichen Opfer, die Störung aller wirtschaftlichen Beziehungen, der riesengroßen Beziehungen gerade auch zu Deutschland selber in Ausfuhr und Einfuhr, überwöge nicht gerade der wirtschaftliche Schaden selbst eines Sieges den wirtschaftlichen Nutzen, den man von ihm erhofft? Alle diese Fragen sind auch in England oft aufgeworfen und beantwortet worden, und ihre innerliche Bedeutsamkeit unterschätzt man auch drüben nicht. Ob solche Erwägungen in ernster Stunde überwiegen würden, ob England den einzigen Entschluß fassen und durchführen wird, der uns ertragbar ist und der uns vernünftig und gesund erscheint, den Entschluß, uns gelten zu lassen als das, was wir nun einmal geworden sind und was wir sein und bleiben müssen: das vermag der Aus-

länder freilich am wenigsten zu entscheiden. Und aus dem Rahmen dieses Vortrages führen solche Fragen bereits hinaus.

Es handelt sich hier nicht um Tagespolitik; ich spreche nicht als Politiker, nicht einmal als betrachtender. Aber am Ende dieser historischen Betrachtung verlangte auch dieser Blick auf die Gründe seinen Platz, die davor warnen, mit der Fortsetzung der alten Reihe von Kriegen, mit der Wendung des Krieges nunmehr wider Deutschland, wie mit einer selbstverständlichen Notwendigkeit zu rechnen. Denn diese Warnung fällt in den Pflichtenkreis des Historikers: die Warnung vor einer Ausrechnung der Zukunft, vor einer jeden dogmatischen und absoluten Schlußfolgerung aus der Geschichte. Ich habe die allbekannte Kette vor Ihren Augen aufleuchten lassen, die von Spanien durch alle jene Zwischenglieder zu Rußland und zu Deutschland führt. Ich möchte nicht versäumen, in dieser überraschend und fast erdrückend einheitlichen Reihe doch auf das Variierende noch einmal ausdrücklicher aufmerksam zu machen, das bei der raschen Überschau aus historischer Ferne und Höhe zu sehr verschwindet, auf das Auf und Ab, das Hin und Her, in dem sich bei näherer Vergegenwärtigung die Hergänge doch tatsächlich vollziehen, auf den bunten Einfluß innerer und äußerer Geschehnisse und der lebendigen Einzelnen, auf die langen Zeiträume ohne Stoß, die zwischen den Kampfeszeiten liegen. Die Entwickelung ist so manchesmal ausgebogen, und provozierende Krisen und Persönlichkeiten wie die Revolution und Napoleon haben dazu gehört, sie wieder in dieses Geleise zu zwingen. Die Art der Gegnerschaft hat ebenfalls gewechselt; wir sahen sie verschieden gegenüber Spanien und Frankreich hier, und gegenüber Holland oder auch Rußland dort, und verschieden sind ihre Ergebnisse gewesen: schon Rußland gegenüber ist England doch im Grunde, auch in seinen Gegenstößen, nur defensiv gewesen. Und die Welt des alten Merkantilismus, man hat es oft betont, umgibt uns heute doch nicht mehr: nicht vergebens hat in der Zwischenzeit ein anderer Geist die Völker durchtränkt — ganz abgesehen von den idealen Gewalten, auf die ich schon wies: auch vom wirtschaftlichen Boden her vermag der „Neumerkantilismus" die naive Ausschließlichkeit der alten Kampfespolitik doch nicht mehr zu teilen und nicht wieder zu erwecken, die von der einfach groben

Überzeugung ausging, daß eines Volkes Glück mit Selbstverständlichkeit des Nachbarn Unglück sein müsse. Kurzum: der Zukunft bleibt außerhalb der Wege der Vergangenheit ihr breiter Raum, und alles Unberechenbare und Neue, alles das was wir den Zufall nennen, an Dingen und an Menschen, behält sein Feld. Vor allem: der lebendige Wille behält das seine. Der Staatsmann wird sich niemals einfach einem Fatum unterwerfen, dessen inneres Recht er bestreitet, wie diesem Fatum eines angeblich notwendigen Zusammenstoßes, an dessen politische, wirtschaftliche, kulturelle Vernünftigkeit er nicht glaubt.

Das alles wird der Historiker, als solcher, nicht verschweigen. Das Künftige ahnt, d. h. das Künftige will der handelnde Mensch; der Historiker wird seine eigene Aufgabe nur erfüllen, wenn er sie sich rein hält: als Verständnis der Vergangenheit. Der Staatsmann ziehe dann seine Folgerungen aus ihr: vermöge seines Willens. Was er — ich meine jetzt den deutschen Staatsmann — aus den großen Entwickelungen, die hier überschaut worden sind, lernen will, überlasse ich füglich ihm; nur das eine wird sicher dabei sein: die Erkenntnis e i n e r „Notwendigkeit", die aber kein Fatum ist, sondern eine Klugheitsmahnung: der praktischen Notwendigkeit eigener, uns deckender, bewaffneter Kraft. Denn daß die Gefahr jenes Zusammenstoßes sich verwirklichen müsse, das mag er bezweifeln, und dagegen wird er sich stemmen; daß sie besteht, daran wird ihm die Geschichte und Gegenwart schwerlich einen Zweifel belassen.

Die historische Summe aber sei hier noch einmal gezogen. Es ist nicht zu leugnen: der Eindruck wird von jener Einheitlichkeit des Verlaufes beherrscht, die einem jeden zu denken gibt; ich zähle die Namen der Gegner und die Mittel des Kampfes nicht nochmals auf. Immer wieder, das sahen wir, wirkten dabei Macht und Wirtschaft zusammen, und auch über seiner Machtstellung allein hat England stets mit eifersüchtigem Stolze gewacht. Immer wieder hat es aktiv in die Welt hineingegriffen. Das eine wiederhole ich: die alte Anklage ist töricht und falsch, als habe England den Kontinent verwirrt und dieser sich England zuliebe verwirren lassen. O nein: er hat seine eigenen Lebensfragen ausgefochten, und England hat diese in sich selber unvermeidlichen

Spaltungen nur benutzt. Wie es das auch in Zeiten seiner verhältnismäßigen Zurückhaltung, in den Tagen etwa Lord Palmerstons oder sogar Gladstones, getan hat, wie sich da in seiner Rolle als Schirmherr der Auflehnungen niedergehaltener Festlandsvölker sein eigenstes Interesse und seine Überzeugung, seltsam und dennoch nicht unehrlich, durchdrangen, das wäre eine Darstellung für sich. Genug: bloß zugesehen hat England nie, auch nicht in Zeiten, wo das Dogma der glänzenden Vereinzelung am eifrigsten verkündet und geglaubt worden ist. Es hat jederzeit in der Reihe der „großen Mächte" gestanden, die Leopold Ranke so großartig überschaut und deren Spuren Max Lenz besonders gerne weiter verfolgt hat. Es gehört zu diesen großen Staatsindividualitäten, deren jede ihr eigenes Gesicht, ihre besondere Stellung, ihre besondere Struktur besitzt, ihre besondere geographische und politische Lage, ihre besonderen Vorbedingungen der Natur, der Rasse, der Religion, der Verfassung, der gesamten Kultur, und somit auch besondere, in allem Wechsel immer irgendwie sich erneuernde, natürlich-historische Bestrebungen, Überlieferungen: jede, England wie Frankreich, wie Preußen, Österreich, Rußland und so fort. Einheitlicher, klarer, wenn man will gröber ausgeprägt als in England sind diese Großstaatsüberlieferungen nirgends. Die einfache Gunst seiner Lage hat ihm diese ungemeine Folgerichtigkeit gestattet. Und eines geht durch alle diese Jahrhunderte hindurch: die Überlieferung eines derben, massiven Patriotismus, der immer zuletzt, auch im inneren Streite der Ideale, über allem die Partei seines Vaterlandes nimmt, in Unrecht oder Recht; es geht hindurch ein starker Glaube an England, an seine Rasse, seine Mission, seine innere und äußere Überlegenheit und Kraft, an die Selbstverständlichkeit seiner Weltansprüche, soweit sie sich auch dehnen mögen, ein nationaler Glaube, zusammengemischt aus Feinem und Grobem, aus religiösen, ethischen, materiellen Gedanken, aus elementaren Empfindungen und naiven Einseitigkeiten, aus Hingabe und Vorurteil, Brutalität und Größe. Als merkwürdig stark und merkwürdig einheitlich habe ich diese Überlieferungen bezeichnet. Einiges scheint dieser Einheitlichkeit zu widersprechen: der Wechsel der regierenden Parteien und ihrer Kabinette ist so oft dafür angeführt worden, daß England nicht konsequent sein könne,

und daß es eben deshalb nicht bündnisfähig sei. Tatsächlich besteht ja eine gewisse Nichtverantwortlichkeit der neuen Regierung für manche Taten und Absichten der vorhergehenden, parteifremden; tatsächlich hat diese taktische Ungebundenheit die englische Politik manchmal geschädigt, so manches Mal aber auch freier gemacht und in der Hauptsache diplomatisch gestärkt. Darüber hinaus: es bestehen auch wirkliche, tiefe und innere Abweichungen in der Politik, in den Grundbestrebungen und -überzeugungen der Parteien, auch nach außen hin, und gelegentlich haben sie Inkonsequenzen und selbst Entgleisungen hervorgerufen. Das ist richtig. Und dennoch hat über alles dieses, im großen, doch stets wieder jene säkulare Einheitlichkeit gesiegt und jede Unregelmäßigkeit schließlich ausgelöscht, und eines hat stets gegolten: das Vaterland und seine Macht über allem. Ein ungeheures staatsmännisches Erbe, im Denken und im Handeln, auch in der Taktik der Politik, hat sich innerhalb der regierenden aristokratischen Schichten durchgebildet und übertragen; es ist längst auch dem Bürgertume, es ist auch dem Arbeitertume zugeflossen und von ihnen in weitem Maße aufgenommen worden. Wir bewundern die Kraft dieser Schulung, dieser politischen Tradition, dieser politischen, nationalen Instinkte. Auch die Demokratisierung des letzten Menschenalters hat dem neuen England, der Hauptsache nach, ein festes, selbstverständliches Verhältnis seiner Massen zum nationalen Staate belassen, um das wir es beneiden, ein Gemeingefühl, das über die Partei, einen Instinkt, der über die Dogmen hinausragt. Ein Deutscher studiert England heute nicht mehr, um, so wie einst, unmittelbar, für die Nachahmung, von ihm zu lernen; in manchem wird er von England gegen England lernen wollen, an die einfache Übertragbarkeit auch des Nachahmenswerten glauben wir nicht mehr. Dennoch: nachdenklich lehrreicher kann uns in der Welt kaum etwas sein als dieses Schauspiel der großen politischen Zusammenhänge, die über die Geschlechter der englischen Geschichte hinwegreichen, und ihrer vaterländischen Überlieferung; das Schauspiel dieses Mutes und dieser Kraft, dieses Sinnes für Wirklichkeit, dieser Sachlichkeit, die den Eigensinn, die Neigung und Abneigung doch zuletzt immer über dem Ganzen vergißt und dessen Bedürfnisse groß und unbefangen ergreift. Das ist ja die Lehre,

die uns Deutschen der Gründer unseres Reiches, er, in dem so vieles an englische Art gemahnt, von seinen Frankfurter Tagen an verkündet hat, in Tat und Wort, voll tiefer Gewissenskraft, ganz undogmatisch, ganz auf das wechselnde Leben gestellt: das Staatsgefühl, das Gesamtgefühl als oberstes und unbedingtes Gebot aller politischen Pflicht. Was wir aus dem Bilde der englischen Politik sonst lernen und folgern sollen, blieb hier dahingestellt, und ihr nachwirkender Eindruck wird für den heutigen Deutschen nicht arm an ernsten Schatten sein: eine Lehre solcher hohen Pflichten aber, im Bismarckischen Sinne, erteilt sie uns gewiß.

# Die imperialistische Idee in der Gegenwart

1903

Vortrag Dresden 1903

Wer heute zu einem weiten Kreise deutscher Hörer vom Imperialismus unserer Tage zu sprechen unternimmt, hat es nicht nötig, die Wahl seines Gegenstandes zu begründen. Eher wäre es nötig, die Wahl des Redners zu erörtern, dem der Vorstand der Gehestiftung die Behandlung dieses Gegenstandes angetragen hat: daß sie auf den Historiker gefallen ist, das ist für den Inhalt und die Richtung der Darlegungen maßgebend, die Sie heute erwarten. In der Tat habe ich nicht als Politiker von diesen Bewegungen zu reden, um die der Kampf der streitenden Meinungen noch alltäglich tobt; ich untersuche nicht Recht und Unrecht, ich handle weder von dem, was etwa sein solle, noch von dem, was etwa kommen werde: für beides, Kritik wie Zielsetzung oder Prophezeiung, würde ich unzuständig sein. Ich habe zu schildern, zu begründen, zu verknüpfen: und auch dieses nicht wesentlich, wie es der Nationalökonom tun würde, im Hinblick auf die wirtschaftlichen Seiten der Erscheinung; es kann sich hier nur um Beobachtungen — und in der Kürze dieses Vortrages nur um einige, stark zusammendrängende Beobachtungen — handeln, wie sie sich eben unter dem Gesichtspunkte politischer Geschichtsbetrachtung ergeben: Beobachtungen über die Eigenart und über den historischen Zusammenhang dieses Imperialismus von 1900.

Daß wir von einer „imperialistischen Idee" sprechen können, die eine Macht unserer Tage ist, ist gewiß: von einer Idee des Imperialismus, wie von einer Idee des Sozialismus oder Liberalismus, der Nationalität oder der Revolution, als einer Summe von Vorstellungen und Absichten, einem allbekannten Gedankenbilde und zwar einem solchen, das die Bestrebungen leitender Kräfte der Zeit in sich zusammenfaßt: einer der großen Richtungen, einem der hallenden Rufe im Streite der Jahrhundertwende.

Was aber enthält dieser neue Imperialismus? Mit einem „Imperator" hat er an sich nichts zu tun; ob er mit dem Cäsarismus Verwandtschaften besitzt, wird noch zu fragen sein; dasselbe wie dieser ist er jedenfalls nicht. Eine bestimmte Verfassungsform oder auch nur der Drang danach ist nicht mit ihm verknüpft, in allen Ländern, unter allen Verfassungen tritt er auf. Es ist das

„Imperium", wonach er seinen Namen hat: das Reich, nicht das Kaiserreich, sondern — so empfinden wir es sofort — das Weltreich. Und auch da zeigt sich alsbald: es ist nicht ein Weltreich im alten Sinne kaiserlicher Weltherrschaft. Keines der heutigen Weltreiche verlangt den Erdball allein zu beherrschen; von dem universalen Anspruche des alten Roms, seiner Umspannung der damaligen eigentlichen Kulturwelt in ihrer Gesamtheit, von dem Universalismus des mittelalterlichen Papsttums und etwa auch des mittelalterlichen Kaisertums oder, in beschränkterem Sinne, Napoleons I. sind sie alle weit entfernt. Vorläufig mindestens besteht noch eine Vielheit der Weltmächte; höchstens in unbestimmten Zukunftsfernen kann ein Ehrgeiz oder eine Sorge, die weit hinausschweifen, eine starke Verengerung der heute mit einander wetteifernden Gewalten, eine Zuspitzung auf zwei Kämpfer, etwa gar auf einen einzigen Sieger ahnen wollen.

Was wir heute erblicken, ist darum doch neu und bedeutsam genug. Wir alle kennen die wesentlichen Züge, und wir alle haben den Eindruck, daß die Welt sich seit den 70er und 80er, vollends dann, in außerordentlich beschleunigtem Maße, in voller Durchsetzungdes Neuen, seit den 90er Jahren umgebildet, daß sie ihr Antlitz verändert hat. Völker und Staaten, die einst führende Mitträger der allgemeinen Geschichte gewesen sind, treten in die zweite Reihe, manche ganz und gar in den Hintergrund; die kleineren und schwächeren sind nur noch leidende oder sich an die größeren anlehnende Zuschauer. Weit zurückgetreten scheint selbst Österreich; unzweifelhaft ist es Spanien, nicht minder die skandinavischen Länder, die Niederlande, trotz ihres alten Kolonialbesitzes; von der Türkei und ihren Verwandten brauche ich gar nicht zu sprechen. Mittel- und Südamerika liegen zur Seite oder unter dem Einfluß des Stärkeren, und ebenso der Rest mehr oder weniger selbständig gebliebener Staaten Asiens, China selber voran. Gerechnet wird innerhalb der „Welt" nur noch mit Rußland, Großbritannien, Nordamerika, Deutschland, Frankreich, dazu mit Japan und, in einem erheblichen Abstande, Italien. Diese aber haben über die alten Grenzen ihrer Kernlande hinausgestrebt, sie drängen, mit ihrem Menschenmaterial oder ihrer Macht, in die große Welt hinaus. Sie betreiben „Weltpolitik". Sie erweitern

sich, die einen auf ihren Kontinenten, die anderen außerdem oder ausschließlich jenseits der Meere; sie erobern; sie schaffen sich Kolonien; sie teilen die Gebiete, die nicht Herren ihres eigenen Schicksals sind, unter sich auf, in unmittelbaren oder verhüllten Annexionen oder Protektoraten, oder in Scheidungen der Einfluß- und der Interessensphären. Sie dringen mit ihrem Kapital oder ihrer Macht oder beidem, mit Eisenbahnen, Dampferlinien, Vertretungen, Missionen in Länder ungewissen Besitzes hinein. Sie ringen um Absatzgebiete für ihren Handel, für ihre Industrien, womöglich um Raum für ihren Bevölkerungsüberschuß. Sie überwachen einander überall; ein Weltsystem internationaler Politik hat sich entfaltet, baut sich immer weiter und feiner aus, Weltstellung im vollen Sinne besitzt nur, wer an diesem Systeme handelnd teilnimmt. Seit 1880 ist die Kolonialpolitik bei all jenen lebendigen Staaten immer sichtbarer vorangetreten; als entscheidende Organe haben sie ihre Flotten in ungeahntem Maße ausgestaltet.

Das sind die äußeren Erscheinungen. Überall sind ihre wirtschaftlichen Zusammenhänge deutlich; man greift es mit Händen, wie die Ausdehnungsbestrebungen von der Industrie, von dem Exporthandel, vom Großkapitale getragen werden: so in England, in Deutschland, in Nordamerika, und, in geringerem Maße immerhin, auch in Frankreich und in Rußland. Es wird noch zu fragen sein, ob diese Kräfte überall die wesentlich oder gar allein entscheidenden sind; jedenfalls wirken sie überall; und wirtschaftlich ist eine Reihe der überall auftretenden Mittel und Ziele: der Schutzzoll, der sich seit einem Menschenalter die Welt wieder erobert hat oder, wo er noch nicht durchdrang, sie zu erobern heiß bestrebt ist, der Kampf um die Absatzgebiete, den ich erwähnte, zum Teile der Kampf um die Kolonien. Überall herrscht, inmitten alles gesteigerten Austausches, zugleich ein wachsender Drang nach wirtschaftlichem Abschluß; die Gedanken richten sich auf die Herstellung wirtschaftlich-politischer Körper, die, sei es in irgendeiner näheren oder ferneren Zukunft, ihren eigenen Bedürfnissen in einem möglichst hohen Maße selber zu genügen imstande wären; Weltreiche also von auch wirtschaftlicher Autarkie; von Nordamerika, Rußland, dem

Größeren Britannien wird uns das verkündet. Wie auch die wirklichen Aussichten dieser gigantischen Träume sein mögen — und das zu untersuchen fällt nicht in den Rahmen meiner Befugnis und Absicht —, sicherlich drücken sie das eine mit besonderer Anschaulichkeit aus, was überall in diesen imperialistischen Bestrebungen leitend heraustritt: den Zug zur Organisation im großen und größten, die enge Verbindung alles Wirtschaftlichen mit der politischen Macht, die ungeheure Verstärkung des Gewichtes der staatlichen Gesamtheit gegenüber allem Leben. Die Zeit der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte ist auch in diesem Sinne vorbei; auf Auswanderung und Einwanderung wünscht der Staat einen Einfluß zu üben; hinter aller Ausbreitung des Handels steht fördernd, den Gegner hemmend, die staatliche Gewalt, die Gewalt überhaupt. Und das augenfälligste ideelle Moment in der Idee des Imperialismus, dasjenige in der Tat, das dieser Idee ihren Charakter gibt, ist diese erneute Erhöhung der Staatsmacht. Die neuen wirtschaftlichen und sozialen Mächte bedürfen der starken Vertretung in der Welt; die Staatsgewalten sind ihre Organe geworden. Ich habe zwischen Imperialismus und Cäsarismus unterschieden. Es versteht sich, daß in eigentlichen Monarchien die neue Bewegung die Rolle des Monarchen zu steigern geneigt ist, daß sie auch in parlamentarischen oder republikanischen Staaten diejenige starker Führer, also die Rolle der Einzelpersönlichkeit steigern wird. Sie braucht keine der Verfassungen, die sie antrifft, zu sprengen, sie wird nicht überall von den gleichen gesellschaftlichen Schichten, nicht überall notwendig von den gleichartigen Parteien getragen; aber neue Schwierigkeiten, das hat man mit Recht gesagt, wird sie dem Parteileben überall schaffen. An die Stelle innerer Probleme, wie sie die Parteien am leichtesten und organischesten erfassen können, rückt sie, früher oder später, so scheint es, mit zwingender Notwendigkeit solche von teilweise oder überwiegend äußerpolitischer Art, und muß die alten Gliederungen dadurch verschieben und verwirren. In jedem Falle aber: den Inhalt des Staates selber, die Vielseitigkeit seiner Tätigkeit, seines Einflusses auf alles innere und äußere Dasein, die Macht der Regierung bereichert sie notwendigerweise überall und ungemein. Staat und Regierung werden mit der unmittelbaren Wahr-

nehmung aller Interessen der Nation in aller Welt betraut, und schließen sie daheim zu einer machtvollen Einheit zusammen. Wirtschaft und Macht sind auf das Innigste vermählt, und die Macht gewinnt dabei noch sichtbarer und sicherer als das Wirtschaftsleben. Der Bruch mit dem liberalen Weltalter ist augenscheinlich; überall ist der alte Liberalismus, der Prediger der freien Bewegung, der Harmonie der Interessen, der Beschränkung der Staatsgewalt, mitsamt den moralisch-politischen Idealen und Dogmen, an die er so innig glaubte, zurückgeworfen worden. Zusammenschluß, Abschluß und Ausschließung im Innern und Äußern haben ihn verdrängt. Die Welt ist härter, kriegerischer, eben ausschließlicher geworden; sie wird mehr als je zuvor zu einer großen Einheit, in der sich alles berührt, alles zusammenwirkt, aber auch alles aufeinanderstößt und aufeinanderschlägt; in dieser Einheit ist von der vorurteilslosen Einigkeit des Sinnes, des frei ergänzenden Wetteifers, wovon man einst geträumt hat, wenig mehr zu spüren. Die Welt ist, davon ging ich aus, anders geworden, ganz besonders in den politischen Erscheinungen und Gesinnungen, die ihr Gesamtleben beherrschen. Zum mindesten ist das der Eindruck, unter dem wir stehen. Freilich: ist er *ganz* berechtigt? ist der Wandel so groß, wie er uns oft geschildert wird? Gerade das möchte ich hier in raschem Umblicke über unsere Welt untersuchen. Ich möchte jener Umbildung der Erscheinungen und Gesinnungen in den vorwaltenden Ländern ein wenig näher nachgehen, die Vorgeschichte unserer Gegenwart oder des Imperialismus in ihr hier und dort ein wenig näher beleuchten, Neues und Altes an ihr ein wenig näher sondern und charakterisieren.

Ich beginne mit dem Lande, von dem wir den Ausdruck und der Hauptsache nach auch die Vorstellung des Imperialismus herleiten, mit *England*. Dort hat dieses Neue seine zum großen Teil bahnbrechende und vorbildliche, jedenfalls eine besonders ausgeprägte Entwicklung erlebt. Dort tritt uns, für Geschichte und Gegenwart, Vieles in den Weg, das alle Nationen zugleich betrifft. Das englische „Empire", als die — erstrebte — Vereinigung aller der großen Kolonien mit dem Mutterlande zu einer staatlich-wirtschaftlichen Gesamtheit, ist ja das „Reich", das dem

Imperialismus unmittelbar den Namen gab; und in England sehen wir gerade heute den angestrengtesten Kampf um dessen Verwirklichung. In diesem selben England aber hat der Liberalismus zuvor seine höchste und längste Entfaltung gehabt: es hat Cobden und es hat Gladstone besessen. Ich zweifle nicht, daß dieses die beiden, wenn nicht bedeutendsten, so sicherlich bezeichnendsten Namen für die Vorherrschaft liberaler Gedanken in unserer Welt bleiben werden. Keiner hat dem imperialistischen Geiste schroffer entgegengestanden als William Gladstone, der Staatsmann, der Irland aus der britischen Reichseinheit freizugeben getrachtet hat, der große Parteiführer, den die Folgerichtigkeit eines leidenschaftlichen Sinnes für Recht, Reform, Wohlfahrt, so wie er sie verstand, für den Anspruch und den Einfluß der Massen, im Laufe eines langen Lebens vom strengen Torismus allmählich bis zur radikalen Linken hinübertrug, der mächtige Redner, der eigenrichtige Denker und Träumer, der feurige Idealist, der zugleich ein so vollendeter parlamentarischer Taktiker und ein die Tausende mit sich reißender Agitator war, wandelbar und windungsreich bis zur kleinen Schlauheit, und doch in der Hauptsache allezeit großartig und ehrlich, und zuletzt bei all seiner persönlichen Meisterschaft der Totengräber seiner anscheinend unüberwindlichen Partei. Ihm fehlte der Blick für die Überlieferung und zumal für die Macht: er scheiterte, indem er, um innere Wunden zu heilen, die Macht seines Staates zu zersetzen unternahm; und über seinen letzten Lebensjahren schlugen bereits die Wogen einer ihm völlig fremden realistischen Strömung zusammen: derjenigen, die darauf hinging, das Alte, das Gladstone verneinte, wieder zu stärken.

Denn dieser Imperialismus will in England eigentlich nur Altes wiederherstellen und zugleich weiterbilden. Er knüpft an die Zeiten vor der liberalen Ära an: an die Zeiten vor 1846, vor 1832, vor 1815, an die großen Tage des alten englischen Weltkampfes um den Vorrang jenseits der Meere. Er lenkt zurück, das hat man längst erkannt, in die Bahnen des Merkantilismus. Was aber ist dieser? Der wirtschaftspolitische Ausdruck für das gesamte Zeitalter der europäischen Völker- und Staatengeschichte seit dem Ende etwa des 15. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19.

Das waren ja die Jahrhunderte, wo schon einmal die Staaten alles Leben ihrer Völker zusammenzufassen unternahmen, auch das wirtschaftliche, um es einheitlich zu regeln, zu erziehen, zu heben, um es mit ihrer Macht zu vertreten gegenüber den Nachbarn und womöglich draußen in allen Erdteilen, um Wohlstand und Macht in unlöslicher Durchdringung durcheinander zu steigern; es waren die Jahrhunderte des merkantilen und des bewaffneten Wettkampfes um die Märkte und um die Kolonien, des Kampfes, in welchem England spät in die erste Reihe trat, um dann an die Spitze zu gelangen, um alle seine Nebenbuhler weit zurückzuwerfen. England hat seit den Tudors in Ost- und Nordsee, Mittelmeer, Ozean den Wettstreit aufgenommen, Deutsche und Italiener zurückgedrängt, die Spanier, die Holländer, die Franzosen der Reihe nach angegriffen und geschlagen; es hat zuletzt mit dem stärksten seiner Gegner, mit Frankreich, jenen schicksalsvollen Zweikampf durchgefochten, der von 1680 bis 1815 lief und niemals ganz abbrach, der alle Mächte der damaligen Welt in seine Wechselfälle hineinzog. Überall, wo Leben und Stärke war, dieselbe Gleichsetzung von Wirtschafts- und Staatsinteresse; Ludwig XIV. der Absolutist faßte es ebenso in seiner Hand zusammen wie die demokratisch-revolutionäre Regierung Cromwells oder die aristokratisch-parlamentarische der Whigs im 18. Jahrhundert, oder wie, auf engerem Boden, der letzte und höchste aufgeklärte Fürstenstaat der absolutistischen Ära, der preußische Friedrichs II. England hat sich in diesen Kriegen des Handels und der Waffen sein erstes Weltreich zusammenerobert, auf Kosten all jener Gegner, in West- und Ostindien, um Afrika herum, und in Nordamerika: es waren Jahrhunderte voll harten und unbarmherzigen, aber lebenschaffenden Streites. Ihr Ausgang hat dem Angelsachsentum seine große Stelle inmitten der Mächte des 19. und 20. Jahrhunderts gesichert. Wir Deutschen gewöhnen uns allgemach, den weltgeschichtlichen Zug dieser Kämpfe auch für unsere Geschichtsbetrachtung zu verwerten. Deutschland hat an ihnen ja nicht aktiv teilnehmen können; machtlos wie es war, ist es seit 1500 aus ihnen und damit aus dem Anteile an der neuen Weltgewinnung und Weltbeherrschung hinausgedrängt worden; alle die großen Weltauseinandersetzungen haben aber auch Deutschland berührt. Die Kriege,

die auf ſeinem Boden, an ſeiner Weſtgrenze, dann — unter Friedrich II. — zugleich in ſeiner eigenſten Mitte ausgefochten wurden, waren ja zugleich immer Kriege um die Vorherrſchaft jenſeits des Ozeans, und England hat den franzöſiſchen Gegner mit engliſchen, aber reichlich auch mit deutſchen Kräften auf deutſchen Schlachtfeldern geſchlagen, und ihm ſo die Kraft gebrochen und Indien und Amerika an ſich ſelber gebracht. Deutſchland ſchlug mit, es gewann nicht mit, es blieb nur leidend beteiligt; aber das alte Weltſyſtem ſtreckte auch über Deutſchland damals ſeine Arme aus. Das Ende war die Niederlage Frankreichs unter dem größten Fortſetzer ſeiner merkantiliſtiſchen Weltpolitik, Napoleon I.; das volle Übergewicht Englands auf den Meeren von 1815 ab; der volle Ausbau ſeiner Alleingewalt in der weiten Welt. Und nun trat jenes Syſtem des 19. Jahrhunderts auf, das erſt möglich wurde durch die Siege des 18. und der Revolutionszeit. England beſaß vor der Hand keinen irgend gefährlichen Nebenbuhler mehr. Sein altes Kolonialſyſtem war das des ſtrengen Merkantilismus geweſen, das auf die Beherrſchung und die Ausbeutung der Kolonien zugunſten einzig und allein des Mutterlandes gerichtet war. Dieſes Syſtem hatte ihm den Aufſtand ſeiner nordamerikaniſchen Untertanen, die Losreißung der 13 Staaten, die Aufrichtung der Union eingetragen; ſeitdem begann England die alte ſtraffe Beherrſchung der Kolonien aufzugeben und ihnen die Zügel lockerer zu laſſen. Kanada erhielt eine freiere, dann eine ganz ſelbſtändige Verfaſſung; der Liberalismus wünſchte, ſie allen Außenlanden gewähren zu können; Gedanken und Machtverhältniſſe wirkten dabei ineinander. England wurde durch die Konſequenz ſeiner inneren Entwicklung in Wirtſchaft, Geſellſchaft, Parlamentsverfaſſung, in politiſcher und ſozialer Anſchauung zur Freiheit hingeführt; der Staat trat in dieſem neuen Zeitalter grundſätzlich in den Schatten; der ſelbſtändigeren Bewegung der Kräfte wollte die Zeit des Individualismus, des ſiegreich und eroberungskräftig vordringenden Bürgertumes und Unternehmertumes, nach ihrer Praxis und ihrem Glauben auch draußen in der Welt ſo viel überlaſſen als nur möglich wäre. Und möglich wurde vieles. England beherrſchte die Meere, England beherrſchte die Märkte; ſeine Macht und ſeine Induſtrie und ſein Handel waren ohne Kon-

kurrenten. Frankreich war zurückgeworfen und erhob sich erst langsam; Rußland rückte erst allmählich dem englischen Herrschaftskreise näher; die mitteleuropäischen Völker waren mit ihren eigenen Angelegenheiten, der Durchbildung ihrer nationalen Staaten, vollauf beschäftigt; Nordamerika füllte allgemach den Raum seines weiten Kontinentes erobernd, besiedelnd aus und hatte mit seinen inneren Gegensätzen überreich zu schaffen. England behielt freie Bahn. Mit verhältnismäßig leichter Anstrengung hielt seine Diplomatie ihm alle Wege offen, alle Feinde fern. Es konnte handelspolitisch auf die alte Absperrung verzichten, weil es die Einfuhr der Nahrungsmittel und Rohstoffe brauchte und seine industriellen Erzeugnisse wie seine Reederei doch jedem Mitbewerb sicher und weit überlegen waren. Es konnte die Kolonien beinahe sich selber überlassen, die staatliche Aufsicht beschränken, die Aus- und Einwanderung überall frei gewähren lassen. Keine Gefahr konnte daraus entstehen: die Welt füllte sich doch mit englischer Ausdehnung an. Kanada wuchs; Australien wurde besiedelt; der stille Ozean wurde erreicht und erschlossen; nur China gegenüber und in Indien bedurfte es der Gewalt. Sie setzte also niemals ganz aus, aber sie trat weit zurück; friedlich war die Welteroberung, die das Engländertum, ungestört von Dritten, jetzt vollzog. Die Selbständigkeit der Kolonien bewährte sich; die heimatliche Kolonialpolitik hielt sich weit zurück, der Liberalismus erwog, ob es nicht besser sein würde, die Außenlande ganz abzustreifen, und hat mindestens die Gleichgültigkeit gelegentlich weit genug getrieben. Das entsprach der Theorie, und wenn es — etwa in Südafrika — doch bereits mannigfachen Schaden tat, im ganzen bedurfte die englische wirtschaftliche und politische Sicherheit innerhalb der Welt anscheinend keiner absichtsvollen Nachhilfe der staatlichen Macht.

Diese liberale Zeit der englischen Welt- und Kolonialpolitik hat ihre Ausläufer bis in die letzten Jahrzehnte hinein erstreckt; sie hat gewirkt, so lange als der Liberalismus in den Bahnen Gladstones lief; aber Gegenwirkungen haben sich freilich bereits viel früher gegen sie erhoben. Im Grunde konnte das volle Gehenlassen nur so lange dauern, wie die Ungestörtheit der englischen Ausbreitung in der Welt. Und die Konkurrenz wurde, nachdem

die alten engliſchen Siege ein halbes Jahrhundert hindurch vorgehalten hatten, wieder ſpürbar. Die Macht und die Wirtſchaft der modernen Völker konnte nicht ewig ſo weit zurückbleiben wie ſie es bis zur Jahrhundertmitte getan. Deutſchland ſchloß ſich zuſammen und wurde endlich zur konkurrierenden Wirtſchaftsgewalt. Nordamerika gewann in dem Bürgerkriege von 1861—1865 ſeine Einheit, und die Sieger waren die induſtriell emporblühenden Nordſtaaten. Rußland drang unabläſſig und immer bedrohlicher gegen Indien vor. Die Freihandelszeit ging ſeit den 70er Jahren ringsum zur Rüſte. Der engliſchen Weltausdehnung, der wirtſchaftlichen zuerſt, der koloniſierenden alsdann, erwuchſen für die Gegenwart, und deutlicher für die Zukunft, Wettbewerber, und die Sorge zwang ſich auf, was aus Englands einſeitig gewordener Wirtſchaft, aus ſeiner Induſtrie, aus den Maſſen ſeiner Arbeiter werden ſollte, wenn dieſer Wettbewerb begönne, ihm einmal gefährlich zu werden. Wir haben ſeit 20 Jahren dieſe ſteigenden Beſorgniſſe beobachten können; immer lauter und ängſtlicher, immer kampfluſtiger hat ſich Klage und Aufruf drüben erhoben. Aber man wird behaupten dürfen, daß dieſe wirtſchaftlichen Sorgen, die jetzt vollends ſo gewaltig in den Vordergrund getreten ſind, nie die einzigen, vielleicht nicht einmal die früheſten, daß nicht ſie die eigentlichen Urheber des Rückſchlags gegen die liberale Epoche geweſen ſind. Aus der engliſchen Überlieferung ſelber erhoben ſich früh die Bedenken gegen die Lockerung des alten Kolonialreichs. Schon in den 60er, dann ſteigend den 70er und 80er Jahren begann das. Innerhalb der überall ſtaatlich ſtärker gewordenen Welt regten ſich auch die ſtaatlichen Machtgefühle in England lebendiger. Verſchiedenartiges wirkte zuſammen: der Stolz auf die Kulturgewalt des Angelſachſentums, das als ein größeres Britannien den Erdball unwiderſtehlich umſpanne; ſollte man es nicht mit der alten Heimat in feſterer, wenn auch nur innerlicher Verbindung halten, als man ſich gewöhnt hatte zu tun? Dazu jener wieder erweckte Inſtinkt der Macht: gegenüber dem europäiſchen Auslande nie erloſchen, aber doch tief in ſich zuſammengeſunken, richtete auch er ſich, neuaufflammend, auf das eigene Weltreich. Die engliſche Nation als Ganzes hatte dem Rufe der Radikalen: los von den Kolonien! fort mit

Indien!, niemals zugestimmt; sie war doch mit ihrem Weltbesitze und ihrer Weltmacht nicht nur durch tausend materielle Bande unzerreißbar verkettet; auch der Stolz der Größe, die Gewohnheit des Regierens saß tief in dem alten Herrenvolke und drang durch alle seine Schichten. Die Konservativen aber waren immer Träger des Machtgefühls gewesen; selbst die gemäßigten Whigs hatten es stets festgehalten; dann waren freilich auf Russell und Palmerston Gladstone und Granville gefolgt. In der Welt, wie sie seit 1865 und 1870 wurde, mußte jenes Gefühl wieder stärker aufstreben. Es erhielt seine Nahrung aus der Literatur; schon die Romantik Disraelis hatte zugleich die Phantasie befruchtet, die auf den Erdkreis hinaussah; Ch. Dilke, dem Weltreisenden, folgten jetzt die Historiker nach und warnten vor der Zersplitterung; Froude, Seeley wirkten als Prediger vom historischen Stuhle herab, wie bei uns die Generation Sybels und Treitschkes. Seeley wies 1883 in Englands Ausdehnung mit eindrucksvoller Einseitigkeit den eigentlich lebendigsten Inhalt der englischen Geschichte nach und wandte von seinem Cambridge aus den Blick der Jugend auf das Reich. Schwerlich wird man den Wert dieser geistigen Vorarbeiten übertreiben können; man darf sich an die Vorgeschichte der deutschen, der italienischen Einigung erinnern, um solche geistige Wirkung richtig einzuschätzen. Der Gedanke des Staates und seiner Macht stieg in diesen Diskussionen wieder leuchtend empor. Ideelles, Politisches und Wirtschaftliches wirkte ineinander; die Führung nahm das nationale Gefühl. Bereits Disraelis großes Ministerium (1874—1880) stellte England mit neuer Wucht in die Weltkämpfe hinein; und eben der Staatsmann, der den Gegensatz zu Rußland wieder in aller Welt handelnd hervordrängte, setzte der Königin auch die indische Kaiserkrone auf ihr Haupt: das Reichsideal nahm seine Stelle in der ersten Reihe der politischen Gedanken ein. In der sonderbaren Erscheinung Benjamin Disraelis, die auf allen Lebensgebieten der seines großen Nebenbuhlers Gladstone so scharf entgegensteht, wird sicherlich dieser Sinn für die Macht, aus Phantastik und Nüchternheit eigentümlich zusammengesetzt, orientalisch glühend und orientalisch geschäftsklug und dabei englisch-realistisch zugleich, die historisch bedeutsamste Seite bleiben. Die Macht, die Nation, die Rasse — neue starke

Töne waren um 1880 angeschlagen; Gladstones reformistisch-radikales Pathos hat sie zeitweise übertönt, aber sie klangen immer fort: sie gewannen das Gehör des englischen Volkes. Und nun die Gegnerschaften der 80er Jahre; das stete Vordringen jener wirtschaftlichen und politischen Nebenmächte in der Welt, die ich aufführte; der starke Vorstoß der französischen, der deutschen, selbst der belgischen Kolonialbewegung, die Erfassung Afrikas durch diesen Wettbewerb, die Zurückweisung des englischen Einspruchs gegen diese Vorstöße der Nachbarn durch den Fürsten Bismarck, durch die Kongokonferenz von 1884, das Zurückweichen der Gladstoneschen auswärtigen Politik. Der Rückschlag, wir haben es seitdem erfahren, wurde von da ab stark und stärker. England hat seine Hand auf die noch freien Gebiete gelegt, wo es irgend konnte; man hat berechnet, daß es in zwei Jahrzehnten sein riesiges Außengebiet verdoppelt hat. Es hat fieberhaft zugegriffen, von Staatswegen, wenn auch zeitweilig zunächst durch die Vermittlung halb privater Gesellschaften. Es hat wieder erobert; es ist den Mitbewerbern zuvorgekommen oder drohend entgegengetreten, es hat seine Flotte unendlich verstärkt; es hat mit der Politik des Zusehens und Gehenlassens vollkommen gebrochen. Überall, seit dem Stoße von außen her, ein heftiger Gegenstoß Englands: zuerst war er defensiv, längst ist er offensiv geworden. Wie er sich unmittelbar gegen Rußland und Frankreich, mittelbarer auch gegen Deutschland gekehrt hat, habe ich nicht hier zu verfolgen. Aber kriegerisch selbstbewußt ist er überall. Die alten friedlichen Liberalen sind im Aussterben; die bedeutendsten der jüngeren Radikalen sind Imperialisten geworden; der Druck der Dinge hat den widerstrebenden Gladstone selber gezwungen, Ägypten zu erobern, wie sehr dann Gladstone auch alle weitere Entwicklung, so oft er Minister war, gehemmt und abgelenkt hat. Aber seit 1886 und vollends seit 1895 regieren die Konservativen und die Unionisten; seit 1895 hat Joseph Chamberlain die englische Politik gelenkt. Und längst war das „Reich" die Losung geworden. Von 1884 ab haben große Vereinigungen, unter immer stärkerer und drängenderer Beteiligung gerade der Kolonien, Kanadas, des leidenschaftlich englischen Australiens, den Gedanken eines neuen, festeren Zusammenschlusses auf ihr Banner ge-

ſchrieben. Die lockere alte Form, wie ſie das liberale Zeitalter geſchaffen hat, genügt ihnen nicht; die Selbſtändigkeit der großen Kolonien hatte dieſe zum Zollabſchluſſe gegen das eigene Mutterland geführt; ſeit zwei Jahrzehnten wird dieſes Syſtem der Entgliederung angegriffen und erſchüttert. Ein feſterer und aktiverer Bund, eine Föderation mit gleichmäßigerer Verteilung der Laſten und der Rechte zwiſchen Kanada, Auſtralien, Südafrika und den britiſchen Inſeln! Ein Bund, als deſſen Ziele frühe ein Wehrverein und ein Zollverein bezeichnet worden ſind. Seitdem iſt die Umwälzung der engliſchen Handelspolitik, die Umkehr mindeſtens zum Vergeltungszoll gegen ſchutzzöllneriſche Länder, und darüber hinaus die engere zollpolitiſche Verknüpfung der engliſchen Länder unter ſich, mit innerem Freihandel und äußerem Schutzzoll, nie wieder aus der Verhandlung verſchwunden, allerlei Einzelnes iſt geſchehen, Umfaſſendes vorbereitet worden. Die konſervativen Regierungen haben ſich den weitergehenden Gedanken ſehr vorſichtig, aber freundlich und immer freundlicher gegenübergeſtellt; die Kolonialkongreſſe, die Kongreſſe der Handelskammern, die Konferenzen der kolonialen Miniſter und des engliſchen Kolonialamtes haben nicht aufgehört; alle Mißerfolge ſind zäh überwunden worden, immer ſtärker iſt die Agitation, das Gefühl des Zuſammenhanges, die Betätigung des Zuſammenempfindens und Zuſammenwirkens geworden; man weiß, was der Burenkrieg, was die Föderation Auſtraliens, was jedes dieſer letzten Jahre dafür bedeutet haben. Mit immer unzerreißbareren Ketten umſchließen Wirtſchaft — Menſchen- und Warenaustauſch und Kreditſyſtem —, Sprache und Bildung, Kirche, Verwaltung und Politik, die nationale Geſamtbewegung das Reich. Die Reichsprobleme beherrſchen heute die engliſche innere wie äußere Politik. Der bei weitem erſte der engliſchen Staatsmänner ſeit Gladſtone, Chamberlain, hat ſie ganz offiziell in den Mittelpunkt der Kämpfe und Taten gerückt: ein Ringen hat offen begonnen, das von weltgeſchichtlichem Inhalte iſt, das ungeheure Fragen aufrollt, das auch den Deutſchen mit lebhaftem Anteile erfüllt. Ich habe nicht zu erörtern, was wir dabei unwillkürlich wünſchen oder empfinden mögen; es verſteht ſich, daß Chamberlains Sieg für Deutſchland, zum mindeſten unmittelbar, ein Nachteil ſein muß: die deutſchen

Sympathien kann er schwerlich besitzen. Aber unsere Wünsche können den Gang dieser Dinge nicht beeinflussen; Deutschland wird die Ergebnisse einfach abzuwarten und ihnen realpolitisch Rechnung zu tragen haben; dem Kampfe Chamberlains selber aber wird kein Mensch von freiem Blick die Großartigkeit und die historische Verständlichkeit absprechen. Wird der Zollverein dieses „Weltvenedigs", von dem Seeley gesprochen hat und dessen Kanäle zwischen seinen einzelnen Häuser= d. h. Ländergruppen freilich die Ozeane sind, wird die Zusammenfassung des Riesenreiches gelingen? Ich erwäge hier kein Für und Wider, so lockend es ist, ich wage keine Prophezeiung; ich lenke zur Beurteilung des Historisch=Gegenwärtigen zurück. Wohl zeigt man uns auch hier in weiter, sei es anziehender oder abstoßender Ferne als Entwicklungsziel das in sich selbst befriedigte Austausch= und Wirtschaftsgebiet dieses alle Zonen durchwaltenden Gebildes; heute mutet Chamberlain aber seinem Volke zunächst einmal Opfer zu. Opfer im Gegensatze zu dem mächtigen und bedrohlichen Aufschwunge fremder Industrien, Opfer im Dienste der eigenen wirtschaftlichen Erhaltung der Massen wie des ganzen Landes — im Vordergrunde aber stehen heute doch die Fragen der nationalen M a ch t: Zusammenschluß der Rasse! Einheit der großen Kultur= und Blutsgemeinschaft! Behauptung der englischen Geschichte innerhalb der weiten Welt! Der leitende Agitator und Staatsmann bietet alle Mittel auf, alle Zahlen, alle wirtschaftlichen Erwägungen; von einem bestimmten wirtschaftlichen Kreise ist er, der Großkaufmann aus Birmingham, der Vertreter der mittelenglischen Industrie, ihrer Unternehmer und ihrer Arbeitermassen, ja selber hergekommen und gehört ihm noch heute zu. Aber seine staatsmännischen Reden haben immer ihren Gipfel und Kern besessen in jenem Tone des nationalen Stolzes an sich. So hat er die Klein=Engländer, the little Englanders, verhöhnt, die zukunftsvolle Jugendlichkeit Australiens, das treue Festhalten Kanadas an der Eigenart des alten englischen Wesens, der Kultur und Verfassung der Vereinigten Staaten gegenüber, gefeiert, die edle Erbschaft gefeiert, die den Briten draußen gemeinsam bleibe mit denen im Heimatland. Er hat seit langen Jahren die Zollvereinspläne, tastend und suchend, vorbereitet, und alle moralischen Kräfte dafür

zu sammeln gestrebt; er hat sich gleich 1895, als er das Kolonialamt übernahm, um es zur Seele des konservativen Regiments zu machen, zu den weitesten Einigungswünschen bekannt, und seine Berufenheit zu seinem neuen Amte mit seinem doppelten Glauben begründet, dem Glauben an das britische Reich und an die britische Rasse. Er hat der politischen Einigkeit, die sich 1896, nach den Reibungen mit Deutschland, kundgab, zugejubelt; er hat den Segen des großen Zusammenhanges gepriesen. Dieses Weltreich kann niemals die Pforten des Krieges ganz schließen; aber Chamberlain ist eben damit ganz einverstanden: ein Hauch von lebendigem Kraftgefühl, von Herrschaftsfreude, von Kampfeslust, ein Hauch staatlicher Energie weht durch das ganze Wesen des alten Genossen von Gladstone und John Bright, des modernen Realisten, der zum Ausdruck und zum handelnden Führer des Gegensatzes gegen jene ältere Geistesart und Staatsansicht geworden ist, die uns Gladstone verkörperte. Aus den Massen, deren Sprecher er ursprünglich gewesen, sind bis jetzt viele mit ihm gegangen, wenngleich in der Arbeiterschaft die Gegenströmung stark ist; er hat ihnen immer zusichern können, daß seine Reichspolitik vor allem ihnen diene. Diese Massen sind von politischer Schulung näher berührt als die irgendeines anderen Landes. Auf ihre Stellung besonders darf man in dem neubeginnenden Zollfeldzuge gespannt sein. Die politische Aristokratie Englands, innerhalb der verschiedenen Parteien, hat für den Imperialismus — wenn auch nicht für alle Forderungen seines Bannerträgers — ein leidenschaftliches Verständnis bewiesen. Die materiellen Interessen und die Begeisterung sind weithin für ihn mobil geworden. Hinter dem Imperialismus steht eine breite Schar, die durch ganz England, durch alle seine Schichten, alle seine Lande hindurchgeht, man wird doch wohl sagen dürfen: England steht dahinter. Man vermag sich nicht vorzustellen, daß selbst eine Niederlage der neuesten Agitation, wie sie Chamberlain soeben aufgenommen hat, den Imperialismus selber zu Boden werfen könnte. Indessen: ich gerate, unter dem Drucke der wuchtigen Erscheinung, auf den schwankenden Boden urteilender Vermutungen, den ich vermeiden gewollt. Das eine wird man behaupten dürfen: hier in England hat sich die neue Idee am sichtbarsten entwickelt, ihre Eigentüm-

lichkeit, ihren Gegensatz zu einem gleich stark ausgeprägten älteren Wesen, dem liberalen, am bezeichnendsten durchgebildet; und merkwürdig deutlich ist, wie sie hier auf die nationale Vergangenheit, auf jenen Vorgänger des liberalen Zeitalters, den alten Merkantilismus wieder zurückgreift: nicht auf seine Beherrschung abhängiger Kolonien durch ein allmächtiges Mutterland, wohl aber auf seine zusammenschließenden und abschließenden, seine weitausgreifenden, seine staatlich-gewaltigen Tendenzen.

Ich schreite rascher durch die übrigen Nationen mit imperialistischen Zügen hindurch. In Rußland ist, was heute geschieht, eigentlich ganz und gar die ununterbrochene Fortsetzung eines uralten Systems. Man weist gewisse Schwankungen in der russischen Abschließungspolitik nach; die russische Eroberungspolitik aber ist seit Jahrhunderten fast immer vorwärts geschritten. Sie hat ihre Richtungen gewechselt; sie hat sich der Reihe nach mehr gegen Westen, gegen Südwesten, gegen Süden, gegen Südosten, gegen Osten und Nordosten gekehrt, auf Polen, Konstantinopel, den Kaukasus, auf Persien, Afghanistan, auf China zu; es ist bekannt, weshalb und wie stark sie sich in den letzten Zeiten auf das eigentliche Asien, auf den Osten konzentrierte. Deshalb hat sie die anderen Ziele doch niemals einfach aufgegeben; der Drang nach Ostasien, andererseits, ist auch bereits uralt in ihr; und über allem hat seit Jahrhunderten die gleiche, alles leitende staatliche Gewalt geschwebt. Gewiß, die letzten Jahrzehnte und ihre Zollpolitik lassen einen nicht unbedeutenden Einfluß wirtschaftlicher, industrieller Interessenkreise erkennen; geistige Strömungen nationalistischer Art, idealistischer oder realistischer gewendet, haben eingewirkt und sich gelegentlich mit jenen Wirtschaftsinteressen durchdrungen. Auch hier ferne Träume von dem auf sich gestellten Weltwirtschaftsgebiete der Zukunft. Aber die ungeheuere Ausbreitung des russischen Staates, mitsamt der besiedelnden und zivilisierenden Wirkung, die er im Osten übt, ist doch klärlich vor allem eine ganz politische Erscheinung, politische und militärische Kräfte haben sie geleitet und sind ihre wirklichen Urheber gewesen. Dahinter steht der Anteil der Nation, soweit eine solche in Rußland nur irgend besteht; das Ganze erscheint der Betrachtung, die die Zeitalter und die Räume überschaut, wie ein großer, gleich-

mäßig fortschreitender Naturvorgang, und sein Mittelpunkt ist diejenige Gewalt, die alles russische Leben um das Staatsleben herumgebildet hat, das Zarentum. Religion und Kirche, Nationalität, eine Art von grobem Rassenbewußtsein, eine Art von grober Kulturgemeinschaft wirken wohl — trotz der ursprünglichen Zusammengesetztheit des Reichskörpers — mit, ein elementares Gesamtgefühl; der Führer ist doch das Großmachtsgefühl, der uralte staatliche Ehrgeiz und Machttrieb. Und dieser ist über alle die halben liberalen Anwandlungen, die eine Weile lang dem Zarentum anflogen, längst wieder zum unbedingten Herrn geworden. Alle Züge des Imperialismus, Staatsmacht, Ausbreitung, Zusammenschluß, kehren, allerdings in kontinentaler Beschränkung, wieder, er herrscht in Rußland so einseitig wie wohl nirgends sonst. Aber als etwas Neues ist in diesen russischen Imperialismus, der eben immer da war, in unseren Tagen wohl nur eine vermehrte Pflege der Großindustrie und ein vermehrter Anteil an der neuen Weltpolitik hineingetreten.

In ungebrochener Fortsetzung eines Früheren ist auch Nordamerika in den Imperialismus eingelenkt. Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist eine Geschichte unablässiger Ausdehnung. Das Jahrhundert ihres Bestandes ist angefüllt mit Eroberungskämpfen, einigen größeren Stiles, vielen kleineren Stiles; immer aber und immer ist es ein Vordringen gewesen, Berührung, Annexion, Besiedlung und Einfügung neuer Gebiete, neuer Staaten. Alles hat dazu mitgewirkt; lange, in stetem eifersüchtigem Wetteifer, die innere Expansionskraft der nördlichen Staaten und ihrer freien Einwanderung, das extensivere Bedürfnis der Südstaaten nach neuem Boden für Plantagenwirtschaft und Sklavenrecht; in den späteren Zeiten das Interesse des großen Kapitals. Immer aber hat die Gewalt des Staatswesens dahinter gestanden; nur die verhältnismäßige Geringfügigkeit der Gegner, denen man gegenüberstand, hat Amerika erlaubt, sein Heer klein zu halten und das Bewußtsein wie den Anschein militärisch-staatlicher Aktivität zu vermeiden. Die Union erschien friedlich, voll demokratisch-bürgerlicher Arbeit, voll demokratisch-liberaler Freiheitsideale, den alten Staaten Europas innerlichst entgegengesetzt. Seinem Ehrgeiz aber hat bereits das frühere Amerika gelegent-

lich gehorcht, auch über die Grenzen des eigenen großen Kontinents hinaus, nur daß die älteren panamerikanischen Bestrebungen scheiterten. Und starken staatlichen Ehrgeiz hat dann das neue Amerika in gewaltigem Maßstabe ganz bewußt und grundsätzlich entwickelt. Die Geschichte dieses Überganges aus der kontinentalen Zeit der Vereinigten Staaten in ihre weltpolitisch-imperialistische ist meines Wissens, wenigstens für die europäischen Völker, noch nicht geschrieben worden. Es wird interessant sein, auch hier die älteren, geistigen, politischen Wurzeln des Vorganges aufzudecken; daß dann die hochgespannte Schutzzollpolitik der 90er Jahre den unmittelbaren Eintritt in das kriegerische Vordringen in die Welt hinaus (im spanischen Kriege von 1898) vermittelt hat, ist wohlbekannt. Und ebenso der Gang: eine derb leidenschaftliche, wirtschaftliche aber auch geistige Ausbildung des Nationalismus, ein immer festerer Abschluß nach außen hin, dann das Hinüberschreiten über die Grenze, die Wahrung des nationalen Handels- und Machtinteresses nicht nur im amerikanischen Mittelmeere und angesichts des Isthmuskanals, sondern alsbald auch draußen im Stillen Ozean, in Ostasien, und demnächst — morgen! — überall auf dem Erdenrund; die Monroedoktrin imperialistisch fortgebildet, eine Waffe gegen jeden Dritten, niemals ein Hemmschuh, eine Beschränkung für die Vereinigten Staaten selbst. Das Ergebnis des Herganges war jener Schritt, der die Welt in Erstaunen setzte, der anscheinend plötzliche Einzug der Union in den Kreis der unmittelbar entscheidenden, überall einwirkenden Weltmächte; ein gewaltiges Ergebnis gewiß, aber keineswegs ein Sprung. Die Entwicklung ist durchaus widerspruchsfrei. Dabei ist der Einfluß des Wirtschaftlichen in dieser Entwicklung ja mit Händen zu greifen. Aber auch die politische Gesinnung, die Gesinnung der weiten Massen des Amerikanertums muß sich fortgebildet haben: auch hier die innerliche Ablösung von dem, was an liberalen Elementen früher wirklich lebendig gewesen war. Man höre nur den staatsmännischen Wortführer des Neuen, den Mann, der doch wohl den gegenwärtigen Zug in der Nation als Ganzem zwar am vornehmsten, aber auch bezeichnend und maßgebend in sich verkörpert. Aus Theodor Roosevelts Munde klingt eine Sprache von politischem Stolze und politischer Wucht, von Kraftgefühl und Macht-

ſtreben, die an die Äußerungen Chamberlains gemahnt und ſie durch den rein politiſchen Hall wohl noch übertönt: eine Verwerfung alles landſchaftlichen und nationalen Sonderweſens innerhalb der Union, ein Aufruf zum nationalen Gemeingefühle, zur nationalen Eigenart und ihrer ſelbſtbewußten Pflege, zur Durchſetzung der eigenen Nation in der Welt. Rooſevelt iſt Imperialiſt in jedem Sinne, auch und zumal in dem Sinne einer freudigen Aufnahme weltweiter Ausſichten und Schwierigkeiten; er ſpricht über den Fluch des faulen Friedens und über die ſittliche Macht des Kriegs, über die Notwendigkeit von Heer und Flotte und ſtarker Politik, über den Segen der Kraft und des Kampfes, auch des ſtaatlichen, auch des auswärtigen, mit Worten wie Heinrich von Treitſchke. Es mag ſein, daß nur allzu wenige unter den amerikaniſchen Berufspolitikern den hohen ſeeliſchen Flug dieſes einen beſitzen; aber ſollte das Empfinden der Nation nicht wirklich nach dem ſeinigen bemeſſen werden dürfen?

Neben den drei Rieſenreichen haben, unter den alten Völkern des kontinentalen Europas, Frankreich und Deutſchland an der neuen Entwicklung teilgenommen. Frankreich war nach Napoleons I. großartigem Anlaufe aus der Kolonialpolitik ſeiner langen Vorgeſchichte ausgeſchieden. Verloren aber hat es den Drang nach ſtarker Außenwirkung nie; bereits 1830 hat noch das Bourbonen-Königtum ihm Algier zu erobern begonnen und Ludwig Philipp hat das Werk weiter geführt; in Napoleon III. iſt neben dem cäſariſtiſchen auch ein imperialiſtiſcher Zug, bis zu der Phantaſtik des mexikaniſchen Abenteuers; die dritte Republik hat ſeit Jahrzehnten im Mittelmeere, in Afrika, in Oſtaſien gekriegt und erworben, erworben im großen Stile. Der letzte Antrieb war auch hier der der Macht; das induſtrielle Ausdehnungsbedürfnis, gar nicht zu ſprechen von dem eigentlich ſiedleriſch-koloniſatoriſchen, ſteht doch hinter dem politiſchen zurück: die Vergangenheit Frankreichs wirkt in dieſen ſtaatlichen Eroberungen lebendig nach. Auch wer die Behauptung von dem inneren Verdorren der franzöſiſchen Lebenskraft mit einiger Vorſicht aufnimmt, wird doch wohl in Frankreichs Weltpolitik auswärtige Politik im eigentlichen Sinne erblicken müſſen; und er findet auch in Frankreich

eine Fortsetzung, eine zuletzt gesteigerte, aber doch jederzeit eine kontinuierliche Fortsetzung älterer Übung.

Und unser Vaterland? Ist nicht auch Deutschland in einem ganz langsamen Fortschreiten, ohne Sprung und Willkür in die vielberufene neue „Weltpolitik" hinübergetreten? Ich habe diese Entwicklung am wenigsten zu erzählen; ich erinnere nur an die alten Stufen wirtschaftlicher und politischer Ausdehnung in unserer Geschichte: an das Wachsen und Zusammenwachsen des preußischen Staates durch die Macht- und Wirtschaftspolitik der Hohenzollern, an die Herausbildung seiner Staatseinheit, an den Anschluß des Zollvereins um den preußischen Kern herum, an die Dehnung der preußischen Machtkreise im Deutschland des 19. Jahrhunderts, bis dann der Norddeutsche Bund, bis unser Reich erstand, an das Wachstum der wirtschaftlichen Kräfte in Zollverein und Reich, an die Herausbildung einer Großindustrie und ihrer Folgeerscheinungen, an das Anschwellen unserer Bevölkerung, den Abschluß des deutschen Wirtschaftsgebietes durch Bismarcks spätere Zollpolitik, die Erweiterung der deutschen industriellen Produktion und Ausfuhr und unseres Handels. Die sachliche Entwicklung selber hat noch den ersten Kanzler über die Grenzen der kontinentalen Politik hinausgeführt. Wie er Deutschland vorsichtig in den Kreis der internationalen Machtfragen draußen, in die Verfügung über Ägypten hineingeleitet hatte, so ist er bekanntlich dem wirtschaftlichen Anstoße folgend zum staatsmännischen Begründer unserer Kolonialpolitik geworden, ohne rasche Begeisterung, maßvoll und ruhig, erst schrittweise vorwärtsgehend — aber den eigentlich entscheidenden Schritt hatte doch bereits er getan: in derjenigen Entwicklung, aus der der maßgebende, englische Imperialismus der letzten Zeit sich ergab, spielt Fürst Bismarck dank seiner Afrikapolitik eine sehr bedeutende Rolle; und den deutschen Verkehr in den Fernen zu stützen und zu schützen hat ebenfalls er, der Begründer der Dampfer-Subventionen, der stolze Vertreter des Deutschtums gegen jede Vergewaltigung, zum mindesten das Erste und Bahnbrechende vollbracht. Seitdem hat Deutschlands Export sich gewaltig erhöht; die Wichtigkeit jedes auswärtigen Marktes ist gestiegen; die Wichtigkeit der internationalen Politik des größten

Stiles, der Weltpolitik, ist unendlich gestiegen; Deutschland hat sich daran beteiligt, es sucht inmitten dieser neuen Verhältnisse seine Stelle, England, Nordamerika sind ihm bedeutsamer geworden als einst. Die Ausländer rechnen uns vor, daß unser Reich planmäßiger als irgendein anderes, mit Kolonialerwerb, mit der Ausdehnung seines wirtschaftlichen Einflusses, mit Dampferlinien, Bahnbauten, Kapitalanlagen, mit weltlichen und geistlichen Vertretungen, mit Anknüpfung oder festerer Anziehung innerlicher verwandtschaftlicher Bande, mit Handelsschutz und Waffenschutz und gewaltsamer Annexion, mit allen Mitteln des neuen Systems, in die Welt hineingreife; sie geben uns, den Spätgekommenen, gern die Schuld, daß unser Eintritt in den Kreis der Wettbewerbenden den schönen Frieden, das Gleichgewicht der alten Zustände gestört habe Die Vorwürfe können wir tragen; im übrigen: meine Aufgabe ist es nicht, Tagespolitik oder -polemik zu treiben. Wir haben uns vielleicht einige Jahre hindurch, in den Zeiten sichtbarsten Aufschwunges und im inneren Meinungskampfe, zu lebhaft unseres Fortschrittes gefreut und gerühmt; die letzten Jahre haben uns skeptischer gemacht. Aber daß unsere Weltpolitik als Ganzes unvermeidlich ist, daß in dem großen Wetteifer und Zusammenwirken der Weltvölker Deutschland nicht abseits stehen kann und darf, darüber scheint mir — und doch wohl uns allen — auch heute jeder Streit unter Unbefangenen unmöglich. Wir glauben an die Zukunft auch unserer Kolonien, an die Notwendigkeit unserer ostasiatischen Stellung, an die Notwendigkeit, allen den großen Wendungen, die die Zukunft irgendwo bringen kann und die uns jederzeit irgendwie mittreffen müßten, in Bereitschaft gegenüberzutreten; wir glauben, daß sonst Entscheidung und Gewinn in weltumfassenden Fragen wieder einmal ohne uns und gegen uns bestimmt werden würden. Wir stehen in einer Weltentwicklung, die mancher beklagt, die wir aber hinnehmen müssen und in die wir eingreifen müssen, wenn sie uns nicht völlig zermalmen, aus der Reihe der lebendigen Völker verstoßen soll. Das alles habe ich an dieser Stelle nicht näher zu erörtern. Wir stehen, das ist die Tatsache, inmitten imperialistischer Bewegungen; auch uns ziehen sie in sich hinein; das was ich, nach dem Gange dieses Überblickes, zu fragen habe, ist auch für Deutsch-

land: ist dieses Neueste, das wir erleben und tun, eben wirklich so ganz neuartig? Ist ein neues Ziel damit gesteckt, ein neuer Geist damit eingezogen? Ich habe es geleugnet. Der Gesichtskreis, der Lebenskreis unseres Volkes wie aller der andern hat sich erweitert; so auch der Wirkungskreis unserer Politik. Ist sie einseitige Weltpolitik geworden? Gewiß nicht! Nach wie vor liegt ihr Schwerpunkt wie der Schwerpunkt unserer Rüstung und unseres Daseins auf dem europäischen Festlande und seinen Randmeeren. Das Temperament unserer obersten Leitung, die Form des Auftretens, möglicherweise auch das Verfahren, soweit wir es in den Einzelheiten, den Äußerlichkeiten, die allein wir ja sehen, zu erblicken meinen; und darüber hinaus die Intensität unserer Weltrüstung, unserer Flottenrüstung: das alles hat, wie wir alle wissen, von Bismarck zu Wilhelm II. gewechselt; an einen Sprung der innerlichen Entwicklung unserer Politik aber möchte ich nicht glauben. Schrittweise, ganz kontinuierlich, ist auch Deutschland in seine gegenwärtige Weltstellung hineingekommen, es zieht heute — mit starkem Bewußtsein und starker Initiative — die Konsequenzen von Weiterbildungen der Weltlage und seiner eigenen Lage, denen auch ein persönlich anderes Regiment nicht hätte fremd bleiben dürfen. Und insofern Deutschland imperialistisch geworden ist, hat auch Deutschland und gerade Deutschland die Linien seiner *geistig-politischen* Entwicklung während der letzten Menschenalter einfach fortgesetzt: es ist seiner staatlichen Eigenart einfach treu geblieben.

Denn das war ja das Ergebnis dieser Umschau überall: der Imperialismus unserer Gegenwart ist alt und neu zugleich. Neu, indem er zur Entfaltung seiner gegenwärtigen Art allerdings des Aufeinandertreffens der rivalisierenden Völker bedurfte, wie es erst seit 20 Jahren wieder die Welt unmittelbar beherrscht. Erst seitdem sind alle diese internationalen Verhältnisse so gewaltig gestiegen, an Größe der Zahlen, der Interessen, der Gegensätze, an intensiver Wucht und innerer Feindseligkeit der Berührungen; erst seitdem ist England wieder in den unmittelbaren Kampf eingetreten; erst seitdem ist die Epoche des Liberalismus der des vollen Imperialismus, wie wir das Wort heute verstehen, gewichen. Aber freilich, ganz unmittelbar und bruchlos, so sahen wir, ging dieser

neue Zustand aus einem alten hervor. Die Reibung der jüngsten Zeit ist dadurch herbeigeführt worden, daß eine Anzahl von Völkern, wie England bereits zuvor, ihr altes Gebiet ausgefüllt hatten; indem sie nun weitergriffen, riefen sie den scharfen Kampf und die große Einheit der Gegenwart hervor. Aber sie setzten damit, jedes von ihnen, nur die bisherige nationale Entwicklung in weiteren Lebenskreisen fort. Die Nationen sind einfach über die Ränder ihrer heimatlichen Formen übergeströmt in die Welt hinein: auch ihre imperialen Bestrebungen kommen von der alten, durchaus nationalen Grundlage her. Das eben unterscheidet diesen Imperialismus von dem universalen Napoleons I.; das nähert ihn, den Tatsachen nach, eher noch den wesentlich national geformten, merkantilistischen Reichen des 17. und 18. Jahrhunderts mit ihrer Expansionspolitik; das kettet ihn, weit dichter, in jeder Beziehung unmittelbar an die Lebensbewegung des 19. Jahrhunderts an, des Jahrhunderts der nationalen Idee. Die heutigen Nationen wollen auch in ihrer Weltpolitik sich, ihre Eigenart, ihren Fortbestand in drohender Zukunft, den Fortbestand ihrer Macht, aber zugleich ihrer Rasse, ihrer Kultur verteidigen und sichern; sie möchten alle Außenglieder desselben nationalen Ursprungs an das Hauptland und seine Nationalität anschließen und sie so vor der Wesensentfremdung, sich vor ihrem Verluste bewahren; sie halten das höchste Ideal der Völkergeschichte des letzten Jahrhunderts weiterbildend fest, sie dehnen es noch aus, sie verschärfen es noch. In den politisch reifsten und glücklichst gestellten Nationen steht eben deshalb der Imperialismus mit dem Wollen und Fühlen breiter Volksmassen im innigsten Bunde: sie fühlen durch ihn die äußerlichen und innerlichen Bedingungen ihres Daseins und ihrer Nation geschirmt.

Und ebenso kontinuierlich ist, das sahen wir selbst bei England und dann stets von neuem, die Entwicklung der modernen imperialistischen Idee mit der Entwicklung der modernen politischen Gesinnungen überall verknüpft. Die Möglichkeiten unmittelbarer imperialistischer Betätigung sind bei den verschiedenen Völkern, je nach ihrer Weltlage, verschieden: wie viel enger sind sie, mindestens nach aller menschlichen Voraussicht, für das so spät herausgetretene Deutschland gesteckt als für die slawische und für die

angelsächsischen Großmächte! Aber gemeinsam ist ihnen allen die Art des gegenwärtigen politischen Empfindens, der Stellung zum Staate, von der ich ausgegangen bin. Überall, ich brauche es nicht näher zu wiederholen, die gleiche Ablösung des älteren Liberalismus: er hat, das ist gewiß, alles Leben der modernen Völker im 19. Jahrhundert tief durchtränkt und es hundertfältig befruchtet und verändert: er wirkt überall und unvergeßlich, ich glaube, sicherlich unausrottbar nach: aber mit seinem eigensten staatlichen Prinzipe ist er jetzt überall tief in den Schatten geraten. Der Gedanke der gesteigerten Staatsgewalt, der Gedanke der Macht hat ihn verdrängt. Und es ist dieser Gedanke, der überall die leitenden Männer kräftig erfüllt und entscheidend beherrscht: diesen selben Antrieb haben wir, ganz abgesehen von Rußland, wo er nie verschwunden war, bei Roosevelt und bei Chamberlain angetroffen, und kennen ihn bei Bismarck und Kaiser Wilhelm II. Gerade in dieser Hinsicht schließt sich die „imperialistische Idee" unserer Tage unzweifelhaft dicht an die großen Träger des staatlichen Realismus in unserer neueren deutschen Vergangenheit an. Man wird es sagen dürfen, und, wenn ich nicht irre, so hat er selber es gern bekannt: was Joseph Chamberlain, im Gegensatze zur voraufgegangenen Generation, seinem Lande handelnd erstrebt und persönlich verkörpert, das ist — von dem Eigensten der beiden Männer freilich abzusehen! — der Sache nach ganz einfach die Übertragung Bismarckischen staatlichen Prinzips, Bismarckischer Ziele und Bismarckischen Verfahrens auf England; das ist dieselbe Ersetzung der liberalen Staatsansicht und Doktrin eben durch Macht und Staatsgewalt, wie sie ein Menschenalter zuvor die altpreußischen Staatsmänner, die Genossen von Wilhelms I. Kreise, für Preußen-Deutschland durchgerungen haben. Und so betrachtet, fügt sich, bei aller Abweichung wiederum des Persönlichsten, auch Kaiser Wilhelm II. unter unserem Gesichtspunkte genau der Kette an, deren letztes Glied vor ihm — nach dem großen Kurfürsten und dem großen Könige, neben seinem Kaiser und Roon — der große Kanzler war. Das Neue ist, dieser politischen Gesinnung nach, gerade in Deutschland die unablösbare, unmittelbare Weiterbildung des Alten gewesen.

Ich weiß wohl, welche inneren Kräfte gegen dieses Neue im

Felde stehen. Die Berechtigung der Machtpolitik wird in breiten Parteien bestritten. Die Idee des Sozialismus wirft sich, hierin einmal die Nachfolgerin der alten liberalen, der des nationalen Imperialismus in den Weg; nicht jeder weiß auf dem Instrumente des allgemeinen Stimmrechtes zu spielen, wie Bismarck es schließlich doch immer wieder vermocht hat und wie es Chamberlain vielleicht vermögen wird. Der Gedanke einer großen und weitausschauenden Machtpolitik, mag sie im Grunde noch so deutlich noch so demokratischen Interessen dienen, er wird seinen Eingang zunächst immer leichter bei den aristokratisch-monarchischen Politikern eines noch nicht durcherzogenen Volkes finden als bei seinen Massen. Auch diese inneren Kämpfe wird erst eine weite Zukunft entscheiden. Vorerst steht dem Ideale ewigen Friedens, von dem uns unser Feldherr gesagt hat, daß er ihm ein Traum erschien und nicht einmal ein schöner, die gesteigerte Wirklichkeit schneidender Völkergegensätze gegenüber: wir sehen nicht ab, wie auch das demokratischeste Regiment einer vielerstrebten Zukunft sie anders überwinden und seine einfachste staatliche und soziale Pflicht anders erfüllen könnte als durch Kampfbereitschaft und, schließlich einmal, durch Kampf; und wenigstens die Erfahrung aller Vergangenheit wird uns wiederholen, daß in der Welt, wie sie bis heute war, der Völkerkampf das Leben und die Energie bedeutet hat. In unserem deutschen Staatswesen, wie es, an das altpreußische angereiht, seit reichlich zwei Jahrhunderten emporgestiegen ist, hat dieser Kampf sich immer als den großen Schöpfer auch innerlicher Neubildung in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, in aller Kultur erwiesen. Auch von dem Imperialismus der neuesten Tage, der die Blicke überall ins Weite und Helle zieht, der die Kräfte und die Kraft überall entfesselt und steigert, der die Arbeit überall wichtiger, die Luft stärker und freier, das Selbstgefühl stolzer und kühner machen muß, auch von diesem starken Erzieher, so scharf und hart er sei, von seiner schöpferisch weiten Phantasie und seinem realistisch herben Willen, von seiner ganzen gewaltigen Mannhaftigkeit darf der Historiker freudig erhoffen, daß auch an seine Sturmfahne der innere Segen für unsere Welt und für unser Volk sich hefte.

# Das deutsch-österreichische Bündnis

## Eine historische Betrachtung zu seinem 30. Gedenktage

Geschrieben Herbst 1909, im Jahre der bosnischen Krise

Ein Jahr, das auf einen guten Namen hält, hat sich in unserem geschichts- und feierbedürftigen Zeitalter vor allem als Jubiläumsjahr auszuweisen. Dem Jahre 1909 ist es damit ernst gewesen. All seine anderen Feste in Ehren: es sind rauschende und volkstümliche genug dabei gewesen oder stehen in Aussicht; echte Mühe aber hat es sich, von allem Anfange an, vor allen anderen Erinnerungen doch mit der so prosaisch aussehenden des Bündnisses von 1879 gegeben. Eine große Staatsaktion — im wörtlichen Wortsinn! — hat gleich eingangs alle Welt mit eherner Faust darauf hingestoßen; und wenn man nicht eben laute Feste dafür gefeiert hat, gedacht hat man seiner immer wieder von neuem, bei jedem fürstlichen, jedem staatsmännischen Besuche. Zuletzt hat die Kette von einzelnen Gedenktagen Wochen hindurch darauf hingewiesen: im August 1879 hatten Bismarck und Andrassy zu Gastein, im September zu Wien miteinander verhandelt, am 24. September zu Schönbrunn den Entwurf des Vertrages unterzeichnet; am 7. Oktober vollzogen die Diplomaten, am 15. die beiden Herrscher das fertige Aktenstück. Das bedeutet auf den Tag genau zwei Monate harter Arbeit, von jenem unfreundlichen Briefe des Zaren an, der Bismarck den entscheidenden Anstoß gegeben hatte. Heute sind selbst die Skeptiker beinahe erstaunt, daß eine so selbstverständliche Sache so viel Anstrengung gekostet haben solle.

Denn ziemlich selbstverständlich ist, nach so manchen Zweifeln, doch auch ihnen heute dieses Bündnis geworden. So deutlich weist ihre Lage in Mitteleuropa die beiden Mächte, die Erben des alten Deutschen Reiches, aufeinander an: diese unbequeme Lage gerade in der Mitte unserer großen Staaten, die für die beiden der Fluch ihrer Geschichte gewesen ist und die doch einigermaßen in einen Vorzug umschlagen kann, wenn sie durch zwei so starke Gewalten einheitlich ausgefüllt wird, wie es heute diese zwei Verbündeten sind. Und ebenso deutlich redet die Geschichte: denn dieser Zusammenhang ist uralt. Wir wissen alle, wie locker er in früheren Jahrhunderten war, und sind uns doch längst bewußt geworden, auch wir im Norden, daß wir früher dem alten Reiche nicht gerecht zu werden pflegten. Wir können heute nicht mehr

verkennen, wieviel dieser Zusammenhalt den Völkern bedeutet hat, die es mit seinen weiten Maschen umzog. Wieviel hat das alte Deutschland ihm an Deckung doch immer zu danken gehabt — man vergleicht das Unheil, dem seine völlige Zerrissenheit damals das benachbarte Italien schutzlos auslieferte, und ermißt, was noch die morsch gewordenen Mauern des alten Reiches für das deutsche und das deutschslawische Zentraleuropa leisteten. Der beherrschende Turm dieses Walles war Österreich; daß es Unendliches getan hat, um auch das engere Deutschland gegen Ost und West zu schützen, seinen vollen Auseinanderfall, seine immer stärkere Beraubung zu verhindern, das übersieht heute kein Historiker mehr. Es hat in dieser Arbeit, immer höher und immer wichtiger, das aufsteigende Brandenburg-Preußen an seiner Seite gehabt, vom siebzehnten Jahrhundert an; die beiden werdenden Nebenbuhler hielten, dem Ergebnisse nach, doch gemeinsam die Grenzwacht, sei es gegen Franzosen, Schweden, Polen, Türken, jeder an seinem Platz, nach seinen Staatsbedürfnissen, beide aber in Ost und West zugleich; immer wieder, im siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten Jahrhundert führte ihr Interesse sie gebieterisch zusammen. Immer wieder ja freilich auch aus- und gegeneinander: das große Spiel der „großen Mächte", das die Politiker und Historiker des absolutistischen Zeitalters, der „Kabinettspolitik", so gut kannten und würdigten, und das in vertiefter Auffassung Ranke dem neuen Jahrhundert übermittelt hat, die Entwicklung der beiden großen Individualitäten eines österreichischen und eines preußischen selbständigen Großstaates machte sie zu Freunden, die nicht ohne einander auskamen in Europa, und zu Feinden, die sich in Deutschland stießen, um Deutschland miteinander rangen. Neben dem schirmenden Segen der weiten Ausdehnung stand für das alte Reich dieser Fluch der notwendigen Nebenbuhlerschaft des alten und des neuen Machtstaates, die diese Ausdehnung umschloß, das unumgehbare Problem der engeren deutschen Staatsbildung. Wir können es heute nicht gut anders denken, als daß dieser Fluch gebrochen, dieses Problem gelöst werden mußte durch Auseinandersetzung der beiden Großen, wir erklären von historischer Höhe herab die Notwendigkeit dieses Kampfes, der so schmerzensreich war, sehen sie früh aufsteigen und immer gewaltiger wirken, erblicken

schon über den Zeiten des alten Reiches, des deutschen Bundes das Schicksalszeichen, das die Hinsterbenden verurteilte, einem neuen, getrennten Leben zu weichen. Die Notwendigkeit dieser Trennung ist ja früh gedacht worden; sie ist im letzten Jahrhundert stets von neuem ausgesprochen worden: Österreichs Entwicklung nach Osten hin bereitete ihr die Bahn; das Jahr 1848 hat sie in schwerem Seelenkampfe erkannt und anerkannt: wirklich zu Ende gedacht, mit allen den Mitteln, die sie nötig machte, auch mit all den Mitteln der Gewalt, die der historische Gegensatz erzwingt, wirklich zu Ende gewollt, und handelnd und wagend zum Ende geleitet hat sie doch erst die Einzelpersönlichkeit. Wir mögen den Bruch noch so unvermeidlich finden: als Bismarck ihn vollzog, hat er dennoch keineswegs nur vollzogen, was etwa alle oder was auch nur die Klügsten und Schärfsten gewollt hätten. Und in seiner eigenen Seele rang ja noch viele Jahre lang, von 1848 an, das Alte mit dem Neuen; bis an die Schwelle der Entscheidung von 1866, ja bis tief in die Entscheidung hinein hielt er selber, wenngleich er wohl längst die Trennung und den Krieg für das Beste ansah und eigentlich erstrebte, noch immer die Möglichkeit einer Teilung der Vormacht zwischen Preußen und Österreich, die Möglichkeit eines Zusammenbleibens und Zusammengehens der beiden „deutschen Mächte" gegenüber allen Dritten in Europa als Möglichkeit, als Ausweg oder Hilfe zum mindesten, offen. Nie aber, keinen Augenblick lang hat er die Wucht der Überlieferungen und zumal der geographischen Lage, die Gemeinsamkeit der wichtigsten Lebensfragen vergessen, die den beiden Feinden, die zu Feinden auf dem Schlachtfelde erst er von neuem gemacht hatte, gebot, sich wieder zu finden: nun vollends, da sie es konnten, ohne den inneren Stachel ihrer unausgetragenen deutschen Gegnerschaft. Den Krieg hatte er erzwungen — als das lebendige Organ des preußischen Staatswillens, aber durch Zwang und er allein; seit der ersten Stunde des Sieges hat er ohne Wanken die Versöhnung gewünscht und sich zum Organ jener allgemeinen und säkularen Notwendigkeiten gemacht, die, in beider Staaten Sinne, die Versöhnung und die Einigkeit forderten und denen gerade seine eiserne Hand das störende Hemmnis gewaltsam aus dem Wege geräumt hatte.

Die Vorgeschichte des 1879er Bündnisses ist also lange Jahrhunderte alt; ihr unmittelbares Wiedereinsetzen aber beginnt am 3. Juli 1866. Begreiflich genug der Widerstand, den die Wiederannäherung nun gerade in dem tiefverwundeten Österreich fand; man weiß von dem vergeblichen Anklopfen zwischen den beiden Kriegen, von den Abneigungen, die 1870 spielten und ihr Spiel verloren, von dem Umschwunge seit 1871, der Wiederherstellung des alten Verhältnisses der drei Ostmächte, von dem Zusammenarbeiten auf dem Berliner Kongreß, der Gemeinsamkeit der Bedrohung durch Rußland. Der Abschluß des Bundes im Herbste 1879 ist dann doch plötzlich gekommen, trotz aller stetigen, anscheinend so logisch weiterführenden Vorbereitung. Noch übersehen wir wohl nicht, wie viel Vorarbeit geleistet worden ist. Es wird einmal darzustellen sein, wie viel das politische Denken in Publizistik und Parteileben, wie viel Gefühl und Wunsch, wie viel die vorbauende Diplomatie hier und dort für diese Wiedervereinigung getan hatten, ehe sie zur Tat wurde. Die Tat selber aber sprang wieder blitzartig aus aller Vorbereitung heraus und war wieder so ganz eigen, schließlich doch auch so ganz überraschend, wie einst die Tat von 1866. Auf jenen Zarenbrief vom 15. August 1879 folgt unmittelbar, Schlag auf Schlag, Bismarcks Entschluß, sein Griff nach Österreichs Hand, sein Vorschlag, sein Durchkämpfen dieses Neuen. Denn neu war es doch auch für ihn: gewünscht hatte er die Versöhnung mit Österreich, aber die Einigkeit mit Österreich und Rußland zugleich; mit Österreich allein gegen Rußland — das war mehr. Seine „Gedanken und Erinnerungen" haben verhältnismäßig eingehend dargelegt, wie auch dieses schärfere Neue sich in ihm selber vorbereitet hatte, wie die russische Diplomatie, lockend oder drohend, ihm seit 1876, wenn er sein Land vor Isolierung bewahren wollte, die Wahl zwischen Petersburg und Wien als kommende Notwendigkeit vor das Auge hielt. Er hatte Zeit gehabt, nach seiner Art, diese Wahl, diese Eventualität erschöpfend in sich durchzudenken, und warf nun, da die Stunde kam, nach seiner Art, mit plötzlich aber völlig gereiftem Entschlusse, mit Einem gewaltigen Rucke das Steuer herum, in eine Richtung, deren Gefahren er gern vermieden hätte, die er nun aber einschlug, da er mußte; er schlug sie ein mit stolzer Initiative, und

die neue Wendung wurde eben doch wieder vor allem Seine Tat. Wie wenig selbstverständlich sie auch jetzt noch war, das zeigen die Kämpfe dieser Monate von 1879, deren man jetzt so oft wieder gedacht hat: persönlich vollzog sich alles, so persönlich und so dramatisch, wie es Bismarcks Eigenart und sein Schicksal allezeit wollten. Wir wissen einiges von den Nöten, die sein ausgezeichneter Mit- und Gegenspieler Julius Andrassy durchmachte, indem er, der Vertreter der ungarischen Nation und des österreichisch-ungarischen Gesamtstaates, dem gewaltigen Partner gegenüber die Unabhängigkeit seines Staates verteidigen zu müssen glaubte; Bismarck hat weder die Aufnahme des Bundesverhältnisses in das Verfassungsrecht der beiden Mächte, wie er sie zu mehrerer Sicherung des Werkes zeitweilig plante, noch seine Erstreckung auf sämtliche Gegnerschaften, auf Schutz und Trutz zugleich von ihm erreicht, und Andrassys Erzählungen, so wie sie uns übermittelt worden sind, lassen die heiße Glut der Stunde, die dämonische Wucht seines riesenhaften Unterredners charakteristisch hindurchleuchten. Bekannter noch und wohl schwerer waren die Nöte, die Bismarck daheim zu bestehen hatte: sein achtzigjähriger Kaiser machte ihm die Durchsetzung des Notwendigen, die Überwindung seiner dynastisch-ritterlichen Sympathien für Alexander von Rußland, die Eroberung seiner langsam festen Art für das unerwartete Neue bitter schwer. Erst der schärfste Druck hat ihm das Ja abgewonnen, das Kaiser Franz Josef so viel leichter sprach, und das, nach der Absicht seines großen Kanzlers, auch für Wilhelm I. keineswegs, wie er befürchtet hatte, den Bruch und Krieg mit Rußland, sondern nur die Herstellung des Gleichgewichtes, die Sicherung des Friedens, die Möglichkeit einer späteren Wiederfindung Rußlands bedeuten sollte und bedeutet hat — freilich auf dauernd veränderter Basis. Alle übrigen Gewalten in Deutschland standen diesmal hinter Bismarck; den beiden Völkern war der neue Bund sofort eine Tatsache und bald eine Selbstverständlichkeit. In Deutschland waren der Süden und die Mittelstaaten der Freundschaft mit Österreich von vornherein geneigt, durch Überlieferung, Eigenart und Interesse; aber auch dem Norden und Osten, auch dem alten Preußen war die Wendung mit einem Schlage begreiflich und überzeugend. Die Zeitgenossen von 1879

erfuhren hauptsächlich von dieser Zustimmung und hörten den Jubel, der den deutschen Kanzler in den Städten Österreichs umbrauste; heute fühlen wir neben der Freude und dem Glanze des Tages die ganze Tiefe der Erschütterung mit, den dieser Wechsel für die, die ihn zu vollziehen hatten und verantworten mußten, mit sich brachte: die untrennbare Begleiterscheinung alles wahrhaft Großen in der Geschichte. Daß hier etwas Bedeutsames geschah, daß eine Epoche schloß und begann, empfand man wohl gleich und hat es später, als der Überblick freier wurde, mit historischer Sicherheit festgestellt. Die beiden altbefreundeten Mächte, die jener alte Gegensatz auseinandergerissen hatte, waren wieder beisammen, der Prozeß ihrer Trennung erst jetzt politisch überwunden; für sie beide kündigte sich eben damals zugleich innerpolitisch ein neuer Abschnitt an, für die Machtverteilung in Europa aber war unverkennbar eine neue Grundlage gelegt worden.

Das Werk von 1879 ist weitergewachsen: nicht bloß durch den Anschluß Italiens, das den mitteleuropäischen Charakter des „Dreibundes" erst vollendete, sondern auch innerhalb des ursprünglichen Zweibundes selbst. Sicher ist, daß es den Frieden seither entscheidend beschirmt hat und daß es insofern auch für das innerliche Leben unsrer Völker segensreich gewesen ist. War es das, für dieses innerliche Leben, auch sonst? Ich weiß wohl, daß mancher Deutschösterreicher dies, unter dem Gesichtspunkte seines Stammes, bestritten hat: gerade der Bund mit Deutschland habe die Deckung zerstört, die den Deutschen Österreichs vorher durch die ängstlichere Rücksichtnahme der österreichischen Regierung auf das noch nicht verbündete, noch frei zwischen Rußland und Österreich stehende Deutsche Reich gewährt worden sei; sie hätten, wie 1866 für die reichsdeutsche Einigung, so zum zweitenmal 1879 für den Zweibund die Kosten zu tragen gehabt. Ich lehne es ab, in diesem Zusammenhange diesen schweren und weiten Fragen nachzugehen. Die übergroße Mehrzahl der Deutschösterreicher hat unzweifelhaft an dem Bündnisse vom ersten Tage an Freude gehabt, es stets festgehalten, es, so oft innerhalb der Monarchie von den Stammesgegnern ein Schlag dagegen geführt worden ist, ohne Wanken verteidigt. Hier sei vornehmlich von den Wirkungen nach außen hin die Rede.

Die alte Machtgruppe war seit 1879 wieder hergestellt: anders als einst, nicht gebunden durch einen übergeordneten staatlichen Zusammenhang, der nur störend gewesen war, jedes Glied frei und unabhängig, soweit die Bedürfnisse des Bündnisses das überhaupt nur erlaubten; beide Teile haben diese Freiheit, zu verschiedenen Zeiten, unmißverständlich wahrgenommen. Um so sicherer hat ihr Bund die scharfen, kriegsdrohenden europäischen Krisen von 1887 bezwungen. Macht neben Macht: so hat Fürst Bismarck ihr Verhältnis stets angesehen; er behielt sich die eigene Bewegung vor, er war wohl nicht zu jeder Zeit mit der seines Bundesgenossen völlig einverstanden — geopfert hat er sein Werk niemals. Er hat es, unter bestimmten persönlichen Eindrücken und Lagen, nach 1890 in seinen Denkwürdigkeiten kritisch besprochen, die Gefahren, die ihm aus Österreich selber möglicherweise erwachsen könnten, analysiert. Das Werk hat sich in all den Jahren seitdem stärker erwiesen als diese Gegenkräfte, die sein Begründer fürchtete. Es hat die beiden Verbündeten gehoben und gedeckt und sich über alle Anzweifelungen hinweg behauptet; es hat im Winter 1908—09, in der Orientkrise, die heute noch in uns allen nachhallt, in dem gemeinsamen, glanzvollen Erfolge, der deren Ergebnis war, Österreichs Balkan- und Weltstellung bedeutsam befestigt und gleichzeitig der Koalition, die Deutschland zu umstricken trachtete, ihre inneren Widersprüche und ihre äußere Unkraft überwältigend lehrreich, unangenehm blendend vor das Auge gerückt.

Gewiß, dies Werk preist seinen großen Schöpfer am lautesten, indem es ihn zeitlich überdauert hat, indem es vielleicht auch über die engeren Grenzen hinausgewachsen ist, die Bismarcks Wille ihm manchmal, nicht anfangs, aber im Laufe der Jahre, hat setzen wollen. Es hat nicht nur nach Osten und nach Südosten hin das Schwergewicht unserer Reiche — beider, wenn auch in erster Reihe Österreichs! — verstärkt, sondern es hat schließlich doch nach allen Seiten hin gewirkt, und die Zeit hat es nicht unwichtiger, sondern wichtiger gemacht. Wir wissen grundsätzlich sehr gut, daß keine politische Kombination, kein Vertrag für die Ewigkeit geschlossen wird, daß jedes Bündnis hinfällig wird, wenn das Lebensgebot seiner Glieder nicht mehr mit ihm übereinstimmt. Aber bei diesem nun dreißigjährigen vermögen wir uns heute kaum auszu-

denken, daß es jemals zerfallen könnte — es müßte denn das Ungeheuerliche, das ganz Unberechenbare geschehen; wir sehen für keinen der beiden Staaten einen anderen, einen geeigneteren Anhalt, die Bedingungen ihrer Lage innerhalb der Welt, von denen ich ausging, haben sie auf dem jetzt geglätteten Boden immer wieder zusammengeführt, die tiefsten Lebensgebote der Macht stehen hinter diesem Vertrage. Darauf gerade, so Bismarckisch wie möglich, hat Bismarck ihn gebaut: auf diese immer neuen, uralten Bedürfnisse der „großen Mächte" inmitten der internationalen Staatengesellschaft, die im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert genau eben so wirken wie einst vom siebzehnten zum neunzehnten Jahrhundert hin. Es gibt auch heute noch für ein lebendiges staatliches Gebilde kein unbedingteres Gesetz als das seiner Weltstellung, als den Bestand seiner Macht innerhalb der Welt. Bismarck hat das seit seinen Frankfurter Tagen laut bekannt und noch viel lauter betätigt: es übt auf alle innere Entwicklung, die ihrerseits natürlich gewaltig auf die Weltstellung zurückwirkt, doch einen geradezu bestimmenden Einfluß aus — bis zu einem weiten Maße wird das Innere durch das Äußere beherrscht; der Staatsmann wird von diesen bleibenden Staatsnotwendigkeiten eisern ergriffen, und Stimmung und Parteiüberzeugung muß sich ihnen immer wieder beugen.

Im neunzehnten Jahrhundert hat die innere Kraft der Nationalbewegung, die eigentlich große Kraft des Zeitalters, Deutschland und Österreich geschieden; sie ist noch heute die stärkste Triebkraft unserer Welt geblieben, trotz allem, was neben ihr und gegen sie emporgekommen ist; das Deutsche Reich ist von ihr gestaltet worden und wird dauernd von ihr getragen und beseelt; Österreich ist tief von ihr durchschüttelt worden und sein inneres Staatsleben wird noch heute trotz allen Gegenversuchen auf das kräftigste von ihr beeinflußt, jeder seiner Stämme von ihr durchglüht und getrieben. Nationale Leidenschaft, von verschiedenen Seiten her, hat gelegentlich auch unser Bündnis angefochten. Aber neben der Nationalität hat sich in unserer politischen Welt, das tritt gerade hier sehr eindrucksvoll an den Tag, der Staat behauptet, mit seinem Zusammenhalt, seiner Tatsächlichkeit, mit jenen seinen Ansprüchen, die elementar sind wie das

nationale Gefühl und noch härter als dieses. Auf seinen granitenen Notwendigkeiten ruht unser Bündnis. Auch er hat den Schnitt von 1866 gefordert und hat dann die Wiederzusammenfügung gefordert; das Bedürfnis der Großmacht hielt, von beiden Seiten her, seinen ehernen Schild über ihr. Was diese ererbte Kraft des Großstaates bedeutet, davon redet ja auch das innere Leben Österreich-Ungarns klar genug: auch da hat er sich, über alles unvermeidliche und jedes Einzeldasein packende und führende Aus- und Gegeneinanderstreben der Stämme hinweg, mitten im Zeitalter der Nationalität, durch alles Wirrsal, alle Kämpfe und Schmerzen hindurch, gebieterisch behauptet, der Großstaat mit seiner Dynastie, seiner Geschichte, seiner harten, zähen und stets wieder schöpferischen Wirklichkeit. Wer ihn nicht anerkennt, stößt sich an ihm den Kopf blutig; auch die populären Kräfte, die manchmal getan haben, als könnten sie nicht mehr mit ihm und miteinander leben, sind an ihn gebunden, von ihm umfaßt und können nicht los. Die Stimmen mehren sich seit Jahren, die die fortdauernde Triebkraft dieses althabsburgischen Großstaates, der als Großmacht nie erschüttert worden ist, bewußter anerkennen, seine Zukunftsaussichten höher schätzen, die diesem unnationalen, übernationalen, mehr oder minder föderalistischen Staate inmitten unserer nationalen Welt, auf dem von Natur aus vielgestaltigen und bunten Gefilde seiner Donaulande, seine eigene, große und interessante Aufgabe und eine unersetzbare allgemeine Wirkung zusprechen. Der Historiker hört diese Stimmen und hat wenigstens das Eine von seinem Boden her festzustellen: dieser Staat *lebt* und hat seine Eigenheit und seinen Bestand von jeher in scheinbar unüberwindlichen Krisen wunderbar bewährt; und sicherlich, Fürst Bismarck, der ihn in seinen früheren Tagen bekämpft und mit der Leidenschaft des Kämpfers, die in ihm war, gehaßt hat, gerade er hat niemals aufgehört, an die Lebenskraft dieses Staates zu glauben und diesen Glauben auch seinen österreichischen Stammesgenossen zu verkünden. Eben auf dieser Lebenskraft Österreichs als Großmacht hat, ich wiederhole es, Bismarck seine Kontinentalpolitik seit 1879 begründet, die Politik, deren Jubiläum wir feiern.

Das deutsche Gefühl auf beiden Seiten unserer Grenze aber darf die eiserne feste Form, die das Bündnis der beiden Groß-

mächte als solcher darstellt und deren wir uns, Schüler Bismarckischer wirklichkeitsbewußter Staatsbetrachtung, wie wir alle es sind, verständnisvoll freuen, zugleich doch auch mit Empfindung, mit innerlicher Liebe erfüllen. Gesamtösterreich kann nicht einfach deutsch sein; was aber wir Deutschen an ihm lieben, worauf wir innerlich vor allem blicken und vor allem hoffen, die Selbstbehauptung und Fortentwicklung des deutschen Lebens innerhalb Österreichs, das kann durch die Anlehnung des Gesamtstaates an das Deutsche Reich nur immer Unendliches gewinnen, und hat dies getan. Es ist ja eine unbestreitbare Wahrheit, daß wir Deutschen hüben und drüben uns heute nach Gefühl und Kulturleben sehr viel näher stehen als in den Zeiten der äußeren Gemeinschaft im alten Reiche und im alten Bunde, daß diese Kultur- und Herzensgemeinschaft unablässig gewachsen ist und wächst. Das politische Bündnis ist dafür ganz gewiß mehr als eine bloß äußerliche Deckung; dieses Zusammenstehen durch drei Jahrzehnte hindurch, an dessen natürliche Fortdauer wir glauben, ist eine eingelebte Gewohnheit, eine große Tatsächlichkeit, eine Gewähr auch der inneren Zusammengehörigkeit, der Gemeinsamkeit unseres wertvollsten Wollens und Werdens geworden: man braucht es sich nur einmal wegzudenken, die Deutschen der beiden Reiche in zwei gegnerischen internationalen Lagern zu denken, um zu ermessen, was es auch innerlichst wert ist.

Der Name Otto von Bismarcks ist mit gutem Rechte auch den österreichischen Deutschen zu einem Inbegriffe deutscher Art geworden, über alle Taten und allen Wechsel hinaus, in das Wesen und in das Bleibende hinein. Es ist, so hoffe ich, nicht bloß die Selbsttäuschung eines Reichsdeutschen, eines Historikers, der in Bismarck lebt, wenn er auch über diesem Werke, das vor allem anderen doch dieser eine Mann geschaffen hat, trotz allen Wandlungen der Zeiten, wie sie auch diese Schöpfung durchgemacht hat und durchmachen wird, in steter Gegenwart die Riesengestalt des Gründers ragen sieht, als des namengebenden Heros, als ein Symbol der Gemeinschaft, die auch dieses sein Werk uns bedeutet, der überdauernden Gemeinschaft nicht nur des politischen Geschickes, sondern des Besten, was wir haben und sind, des Deutschtums selbst, zu dessen großen Besitztümern wir dieses Bündnis zählen.

# 1814, 1864, 1914

Rede zur Reichsfeier der Nationalen Vereine, gehalten zu München am 16. Januar 1914

Sie haben sich zur Feier der Reichsgründung versammelt; Sie wollen in einer Feierstunde den Blick auf das richten, was dieses Reich uns ist, dessen Namenstag sich übermorgen zum 43. Male jährt; der Historiker soll, von der Geschichte her zur Gegenwart hin, vor Ihnen aussprechen, was Sie alle fühlen.

Wir sind, nicht bloß vom Vorjahre her, gewohnt, unsere Gegenwartsfeste rückblickend an die Daten unserer Geschichte anzuknüpfen. Nun wohl! Auch heute ist — auch ohne die Nähe des 18. Januars — ein historischer Tag. Heute vor 50 Jahren, am 16. Januar 1864, haben Preußen und Österreich ihren Vertrag gegen Dänemark geschlossen; sie haben sich zu der Erklärung vereinigt, wenn Dänemark seine, die deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein erdrückende neue Reichsverfassung nicht binnen 48 Stunden zurücknähme, so würden die beiden deutschen Großmächte, als völkerrechtliche Hüter der alten Rechte Schleswig-Holsteins, ihre Truppen gegen Dänemark marschieren lassen. Schleswig-Holstein schien für Deutschland verloren, wenn Dänemark jene Forderung dennoch erfüllte; aber Bismarck wußte, daß es sie abschlagen würde. Und es war der 18. Januar, an dem Dänemark sein Nein aussprach; am 20. übernahm der alte Wrangel den Oberbefehl über das verbündete Heer. England warf einen Antrag auf Aufschub dazwischen, man schob ihn beiseite, am 1. Februar wurde die schleswigsche Grenze überschritten: der erste der deutschen Einigungskriege war da.

Das sind norddeutsche Dinge; im hohen Norden werden diese Jahresfeiern von 1864 am lebhaftesten begangen werden. Aber sie gehen ganz Deutschland an: sie gelten dem Beginne unserer großen Zeit. Damals hat Bismarck ja sein Meisterstück vollbracht, damals geriet der Felsblock unserer Geschichte endlich ins Rollen. Und noch in einem sehr anderen Sinne gehen diese Tage das ganze Deutschland an: das ganze Deutschland war an jenem 16. Januar in flammender Entrüstung. Der Bundestag hatte zwei Tage zuvor die beiden Großmächte niedergestimmt, weil ihr Vorgehen die Befreiung der Elbherzogtümer nicht sichere, sondern gefährde; die öffentliche Meinung schrie über ihren Verrat an der

Nation; alle Landtage, alle Gruppen nationaler Parteien, eine jegliche Bewegung unseres öffentlichen Lebens, auch die Regierungen alle: sie glühten vor Zorn. Gegen sie alle, gegen Preußen und sein Abgeordnetenhaus, gegen die deutschen Mittelstaaten, gegen die Parteien und die Vereine, gegen Presse und nationales Gewissen, im Grunde auch gegen Österreichs hemmende Eifersucht hat Herr von Bismarck-Schönhausen seine Befreiung Schleswig-Holsteins durchgeführt; er hat sie in Europa durchgeführt gegen Europa, gegen England — gegen alle Welt.

Und das soll ein Gedenkbild sein für unser Deutschland? ein Bild, das man zeigen soll an einem Feiertage des Reichs? Doch wohl nur deshalb, damit die Riesengröße des Einen grell hervorleuchte, der dennoch das Reich erbaut hat? Oh nein! vielmehr, damit an ihm deutlich werde, was Deutschland damals war und was es seitdem geworden ist. Als Beispiel und Maßstab unserer Entwickelung allein sei hier dieser Streit von 1864 emporgerufen.

Zwei deutsche Provinzen schrieen nach Errettung. Der kleine dänische Königsstaat, an den sie äußerlich gekettet waren, strebte nach ihrer Einfügung in seine staatliche Einheit, die beiden deutschen Lande widerstrebten im Sinne ihrer Nationalität. Seit einem halben Jahrhundert war dieser Kampf im Aufsteigen; von 1848 an hatte er zu Empörung und Krieg geführt, und Preußen und Deutschland war den Schleswigholsteinern beigesprungen — vergebens, auch dieser Ausläufer der deutschen Revolution versiegte im Sande, die beiden Herzogtümer fielen wieder in dänische Hand. Seit 1852 herrschte sie wieder ganz, und es war unvermeidlich, daß sie ihr altes Werk stärker aufnahm als zuvor. Seit 1855 blickte Deutschland auf den erneuten stillen Kampf und redete mit wachsender Erregung in ihn ein. Weshalb tat es nicht mehr? Dänemark war klein, Deutschland war groß; war Deutschland ohne inneren Anteil an diesen Dingen? vielmehr, es war voll innerlich glühender Sehnsucht, seinen Norden zu erlösen, und an dieser Sehnsucht hat es seine eigene Einheitssehnsucht immer von neuem erst wieder entzündet. War Deutschland machtlos? Was es vermochte, hat die Folge gezeigt. Aber es war zerrissen, und es stand inmitten von Europa. Alle unsere Nachbarn hatten den gleichen festen Willen, uns am Boden zu halten, alle — die

einzelnen schärfer oder gelinder, je nach der Stunde und dem eigenen Interesse; in dieser Frage des Küstengebietes zwischen Ost- und Nordsee leitete England den Widerstand. Und Schleswig-Holstein war durch europäische Verträge an die Dänen ausgeliefert worden. Der Ansturm dagegen bedeutete den europäischen Konflikt. Wie sollte man den bestehen? Mit einem regellosen Stoße, den Kopf wider die Wand? Oder wer sollte Deutschland dabei führen? Wem war Deutschland gewillt zu gehorchen?

Da riß Bismarck die Leitung an sich. Er hat es vermocht, durch eine Diplomatie sondergleichen Europa zur Seite und auseinander zu halten; er hat es vermocht, Österreich mit sich zu ziehen und so sich selber gegen ganz Europa und gegen Österreich zugleich, den natürlichen Nebenbuhler seines Preußens, zu decken; er hat Schleswig und Holstein befreien wollen und hat sie befreit; er hat sie erobert für seinen, den preußischen Staat.

Alles das aber tat er gegen die Nation. Er handelte als europäischer Staatsmann, auf Grund europäischer Verträge und europäischer Machtverhältnisse — wie, das kann ich heute nicht erzählen wollen; und er handelte als Preuße. Die Nation wollte die Vollstreckung des nationalen Willens. Er hat im Machtkampfe die Nordmarken erobert und sie dann, nach außen hin ungedeckt wie sie waren, seinem Staate angefügt, auf dessen Schutz sie angewiesen waren; 1866 sind sie preußisch geworden. Die Nation wollte sie, wie sie selber es wollten, als einen Sonderstaat für sich; Bismarck wollte damals an der gefährdetsten unserer Grenzen keinen neuen Sonderstaat errichtet sehn. Weshalb aber vor allem? Weil Preußen und die deutschen Sonderstaaten, die deutschen Mittelstaaten, damals noch Feinde, noch Nebenbuhler gegeneinander waren, weil die Frage des deutschen Staates noch ungelöst war. Die deutschen Königreiche, Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hannover und so fort, sie standen im lockeren deutschen Staatenbunde noch unabhängig aufrecht — sie *wollten* keinen straffen deutschen Bundesstaat mit preußischer Leitung, sie fürchteten vernichtet oder doch niedergebeugt zu werden. Sie hatten ihre besondere deutsche Politik, die ganz begreiflich, ja notwendig war, eine Politik, die Deutschlands Lage bessern und ihre eigene doch nicht antasten wollte, keineswegs undeutsch im Gefühl — wie

gutdeutsch empfand ihr bester Führer, König Max II. von Baiern! Aber sie waren tatsächlich außerstande, dem deutschen Einheitsdrange die Befriedigung zu geben, die allein nottat, und alle ihre Versuche sind verpufft.

Befriedigen konnte ihn nur ein deutscher Gesamtstaat, dem die anderen einen Teil ihrer Sondergewalt abträten, und das ging nur über Preußen. Mit den Mittelstaaten vereinigt wehrte sich Österreich; es ist Bismarcks Meisterstreich, daß er es, durch innere und auswärtige Motive verschlungenster Art, damals dennoch gewann. Die Eifersucht Österreichs bewachte ihn freilich, sie hat ihm jeden Schritt gegen Dänemark, jeden militärischen Schritt vorwärts erschwert und belastet, er hat Österreich mitgezogen und trotz allem sich durchgesetzt. Alle diese deutschen Staaten aber arbeiteten gegeneinander.

Und das deutsche Volk? Seit 50 Jahren regte sich das nationale Ideal — seine Durcharbeitung und Klärung, seine Ausbreitung und Erhebung ist der beste Inhalt unserer Geschichte jener Tage. Es hatte sich 1848 aufgebäumt und war zurückgesunken; es hatte sich, nach bitteren Lehren und Leiden, seit 1859 von neuem erhoben; um den Nationalverein schloß sich die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Lösung durch Preußen: durch ein freiheitliches Preußen, so meinte man, das durch seine Freiheit um Deutschland würbe. Würden die Mittelstaaten sich ihm gutwillig unterwerfen und Österreich sich austreiben lassen ohne Kampf? Da standen die harten Fragen der Macht zutage, unlösbar ohne die Vorarbeit des Gedankens, aber unlösbar durch den Gedanken selbst, lösbar allein durch den Zwang der Macht. Wie wenige erkannten ihn an! In Preußen selber rangen König und Landtag um die Macht, der schlimme Verfassungskonflikt, unheilbar wie es schien, zerriß den Staat der kleindeutschen Hoffnung und zerriß das Band zwischen Preußen und seiner Partei in Deutschland ganz. Sie glaubte an das liberale Ideal und wandte sich von dem Staate des Konfliktes, von dem Konfliktsminister zornig und hoffnungslos ab: er war auf lange bündnisunfähig für sie und sie für ihn. So war es seit 1862. Im Jahre darauf der Kampf der Staaten um die Obergewalt in Deutschland: Österreich stieß im August 63 heftig gegen Preußen vor; der europäische

Krieg lagerte in diesem Sommer mit drohenden Wolken über dem Erdteil, der deutsche Krieg über Deutschland. Und alle Gewalten standen wider einander, staatliche, gedankliche, soziale; die natürlichen Verbündeten hatten sich getrennt, die öffentliche Meinung schwelgte im Vertrauen auf die Macht der Freiheit — einem liberalen Preußen würde ganz Deutschland sich jubelnd in die Arme werfen: Bismarck verkündete und lebte das Gegenteil, er mußte ohne und gegen den Liberalismus zu Felde ziehn. Österreich und Preußen reichten sich im Januar 1864 die Hand, um alle anderen zurückzuwerfen und mehr noch einander. Wo war da eine Einheit und ein Band, wo eine eigene Stärke der Nation? Zu handeln vermochten in Wahrheit nur die beiden Großmächte, in Deutschland selber und in der Welt, und diese beiden harrten ihres Kampfes auf Leben und Tod.

So voll von Dunkel war unser Vaterland, und in ihm tastete unser Volk nach seiner Zukunft. Die deutschen Staaten mußten irregehen: sie mußten erst einmal miteinander abrechnen, ehe sie einig werden und miteinander emporsteigen konnten. Die deutsche Stimmung mußte irregehen: wer sollte sie in diesem Wirrwarr leiten? Es war eine Lage voll Schicksalsdruckes — und voll tiefer Häßlichkeit. Eine laute Agitation, aber machtlos und aussichtslos und deshalb kindisch, viel Zorn und Klage und Anklage, aber ohne Mittel und ohne Rat, angewiesen auf nichts als tönende Worte. Das macht halb und unmännlich. Kein klarer Gedanke, kein klarer Weg! Und nun wallte in diesem Wirrsal alle alte Feindseligkeit, alle alte Engigkeit, aller alte Haß, alle innere Fremdheit auf, die Deutschland jemals zerspalteten, und jeder Teil verachtete den anderen. Man begeisterte sich für ein freies, selbständiges Schleswig-Holstein unter seinem augustenburgischen Herzog, und verdammte den preußischen Eisenschuh. In hundertfältigem Groll vergaß der deutsche Süden, vergaß die deutsche Partei in Süd und Nord über dem Streite des Tages alle großen Ziele und Möglichkeiten der Nation: der Staub hatte sie verschlungen. Damals saß im kleinen badischen Freiburg der feurige 30jährige Sachse Heinrich von Treitschke, auch er begann mit heißer augustenburgischer Begeisterung, mit heißer Empörung über den preußischen Verrat — und nach drei, vier Monaten blickte er tief-

ernüchtert auf diesen Winter der Phrasen zurück. Er erkannte die Macht, die retten kann, und drängte seinen Groll auf den Konfliktsminister Bismarck zurück, die Wege des kommenden Deutschlands schimmerten ihm auf. Und er zog damals mit leidenschaftlicher Beredtsamkeit, scharf und streng, die Ergebnisse, auch die moralischen, der deutschen Verwirrung. Die Unklarheit ihres Staatslebens und ihre Zwietracht haben den Deutschen auch die Seele getrübt, eine dumpfe Enge beherrscht und verdirbt alles politische deutsche Dasein, da geht kein Blick in die Höhe und Weite hinaus, da fesselt das Philistertum der Phrase den Sinn, und alle männlichen Kräfte, die Kräfte des Willens, des Entschlusses, der Tat erschlaffen. Treitschke liebte sein Deutschland, Nord und Süd, die zu vereinen er dürstete, mit heißer Seele, als Deutscher, nicht als Preuße, aber fuhr sie an mit richtendem Ungestüm: ihr verkommt in diesem Wuste von Lärm und Vorurteil, von Staub und Beschränkung, in diesem Mangel an Luft, an Stolz, an Stärke. Ihr versinkt in dieser politischen Entsittlichung eines staatlosen Staates und einer Nation ohne Macht und Weltgewalt; auch die freie Persönlichkeit, so war sein Glaube, verlange zu ihrer Entfaltung nach innen und außen hin den weiten Raum, den patriotischen Stolz, den Anteil an Volk und Welt. So hat er im Jahre 1864 in gewaltigen Worten gemahnt, verurteilt und emporgewiesen, wie ein Prophet aus Israel, leidenschaftlich ungerecht und voller Größe und Zukunft — von tiefer Eindruckskraft wenigstens für die suchende Jugend. Aber zu Bismarck selber fand auch er noch nicht die Bahn.

Das alles war unvermeidlich. Die Jahrhunderte deutscher Staatslosigkeit wirkten nach. Alle Ideen der Einheit haben vorgeleuchtet — aber geschaffen haben sie die Einigung nicht. Nicht durch sich selber, nicht durch irgendein Schwergewicht mechanisch wirkender, sachlicher Notwendigkeit hat sich die deutsche Sehnsucht vollstreckt: die feste, kühle, starke Hand der Macht hat es geleistet, Bismarck hat es geleistet mit dem selbstsüchtigen Ehrgeiz eines großen Staates und eines großen Staatsmanns. Er allein gegen alle, fast gegen seinen König selbst, und gegen jeden sonst. Das darf man nicht verdunkeln, denn es ist die Wahrheit; das soll man immer von neuem beherzigen: denn diese harten Kräfte, dieses

Eisen, das er den deutschen Kämpfen, das er dem deutschen Blute zugeführt hat, sie haben das Werk vollbracht. Diese Lehre von 1864 soll bleiben, so gut wir alle Mängel des alten Deutschlands, alle die Nöte unseres Volkes verstehen und in ihrem zwingenden Zusammenhange anerkennen. Aber dies, und dies allein war der Ausweg und war die Rettung. Den wundervollen Gang jenes Jahres selber verfolge ich heute nicht; Diplomatie und Krieg und ein gewaltiger Wille haben ihn gestaltet. Das Neue und Große hat damals Emanuel Geibel sofort ergriffen, der Lübecker, der damals Münchner war; er feierte im Februar 64 den Erlöser Krieg:

Wir waren also lang im Traum gelegen,
Daß uns der Kraft Gedächtnis schier entschwunden,
Ein schwüler Zauber hält den Sinn gebunden,
Da blitzt es auf — o jeder Blitz ein Segen!

Ich grüße dich, du heil'ger Feuerregen,
Du Sturm des Zorns nach so viel bangen Stunden!
In deinen Flammen werden wir gesunden,
Und jauchzend schlägt dir diese Brust entgegen.

Das war die neue Zeit, die eiserne Zeit: es spricht die Tat, wo Worte nichts verfingen —; und der Dichter jubelt ihr zu: vorwärts ihr Adler mit den starken Schwingen! Es war der Weg zur Größe, zur Befreiung Deutschlands von europäischer Knechtschaft, von innerer Unklarheit und Unwahrheit. Es war der Weg des großen Realisten, der von Preußens Wirklichkeit ausging, aber auch die andern Wirklichkeiten ehrte, der Einheit und Vielheit, Reich und Sonderstaat nebeneinander befriedigte und miteinander versöhnte, der Fürsten und Völker zuerst zwang — denn nur der Zwang vermochte den Boden zu glätten — und der sie dann gewann, der sie gewann in innerer Gemeinsamkeit der Arbeit und in dem gemeinsamen Kriege über den uralten Todfeind deutscher Nation, über das erobernde Franzosentum, das uns die Einheit verbot; der über allem Einzelnen, über aller Schwäche, über allen Gegensätzen des Alten die große Kuppel des

Reiches wölbte, ſtark, ehern, großartig, einfach und ſicher trotz all den bunten Widerſprüchen, die ſie umſchloß und duldete und einte — einfach und ſicher und großartig wie er ſelbſt.

Das hat in jenem Jahre 1864 begonnen, in allen Nöten, Unfertigkeiten, Hemmungen und Torheiten dieſes Jahres, das jetzt ein halbes Jahrhundert alt geworden iſt: aber über dieſen Torheiten leuchtete der Glanz von Düppel und Alſen auf, die Kraft und das Vertrauen, die Tat und der Sieg. —

Wir haben im Vorjahre 1913 gern auf andersartige Bilder zurückgeblickt. Wir können auch heute die Kette aufrufen: von 1914 zu 1864 und zu 1814. Wir haben im Vorjahre den Preis der Befreiungskriege geſungen und ihren Wert lebendig geſpürt: den Reiz der deutſchen Jugendtage, die lichte Helle der Begeiſterung, die Größe ungeheurer Opfer, den warmen Glanz der Ideale, der höchſten und reinſten Idee, den Zauber des Geſchlechtes, das Napoleon den Großen ſchlug und das ſo jung und ſo rein, ſo reich, ſo ſtrahlend, ſo geiſtig war. Wir haben es geſpürt: an dieſem Reichtum haben wir verloren. Wohl: es iſt der Gang vom Kinde und vom Jüngling zum Mann, und jene Verluſte ſind ihm natürlich. Doch ſind wir nicht gewillt, ſie einfach hinzunehmen in Reſignation. Gewiß, wir ſind an dieſen leichtbeſchwingten ſeeliſchen Gütern ärmer geworden, wir ſind ſchwerer geworden, gewaltiger, auch derber, härter, proſaiſcher, aber wir ringen nach der Ergänzung. Es gibt längſt wieder eine geiſtige Sehnſucht, eine Sehnſucht nach Schönheit und geiſtigem Glauben in Deutſchland, einen heißen Drang, wieder weiter und freier, wieder innerlich bewegter zu werden. Wir wollen nicht anerkennen, daß ein ausſchließender Gegenſatz ſein müſſe zwiſchen Kunſt und Staat, zwiſchen Menſchentum und Nation, zwiſchen dem Reiche des Geiſtes, der Schönheit und der Gedanken und dem Reiche der Macht und der Wirklichkeit und des Staats — wir wollen es nicht, wir wünſchen wieder Schwung und Macht, die ſtarke und freie Perſönlichkeit und die ſtarke Geſamtheit miteinander zu vereinen: ſuchend und ſchreitend iſt Deutſchland ſeit 20 Jahren wieder auf dieſem Wege. Und heute iſt es dieſes, was ich laut ausſprechen möchte: wohl ſtreben wir nach jener Ergänzung des Neuen aus dem Alten, und müſſen es tun, aber wir ſind, einmal, lange

nicht so geistig arm, wie wir es manchmal beklagen, und dann und vor allem: wir besitzen etwas, das auch in sich selber einen unbedingten Wert hat und das ich gegen nichts, gegen gar nichts von dem umtauschen möchte, was das Deutschland von 1814 besaß. Das Reich und die Macht, die uns die Jahreswoche nach 1864 errungen hat, sind nicht nur Schwergewichte, notwendige, unentbehrlich regulierende Gewichte, aber doch Schwergewichte am Fluge der deutschen Seele — sie sind nicht nur das! Sie sind auch sittliche und auch geistige Güter. Der Stolz der Nation und der Stolz auf die Nation ist nicht nur für unser Volk, er ist auch für jeglichen einzelnen unter uns, für die deutsche Persönlichkeit etwas — etwas Kostbares und Unersetzliches, das wir nicht wegdenken können aus unserem innersten Dasein: wir könnten nicht mehr leben ohne dieses Gefühl. Wir blicken auf die staatlosen Tage vor Bismarck und ihren inneren Fluch zurück, und atmen tief auf. Wir sind nicht mehr die Geduldeten, die Kinder, die Geschlagenen innerhalb der großen Welt, die seelisch Gestoßenen und haltlos Irrenden, wir fühlen das und heben unser Haupt frei und hoch empor: das ist für jeden von uns Lebensluft! Wir dürfen dieses Haupt getrost erheben auch im Wettkampfe der Gedanken, in Wissenschaft und Kunst, im weiten Streben unserer Kultur. Was ich aber heute wieder einmal in Ihre Herzen graben möchte, das ist das Bewußtsein des unschätzbar Neuen, das uns durch die Jahre nach 1864 ward. Ist es denn überhaupt wahr, daß die Tage von 1813—1815 lichter und freier waren als die von 1864—71? Hundertfältige Hemmungen haben gerade in den Freiheitskriegen den Flug Deutschlands niedergehalten, in der europäischen Welt der Wirklichkeiten, aber auch im innersten deutschen Leben. Die Wunde klaffte, daß Volk und Macht einander nirgends fanden; auch das Innerste ist dadurch gestört und vergiftet worden, auch die höchsten Gedanken der Zeit, die eine Minderzahl erhabener Menschen beseelten und den Staat zu beseelen trachteten, kamen nirgends zu ihrer Frucht. Und neben und über 1813, neben und über dem zukunftsreichen Reize des noch Ungereiften, mit seinen grenzenlosen Ausblicken und seinen unüberwindlichen Schwächen, *preise* ich heute die Sicherheit der schöpferisch großen Führung, das zusammenhaltende Gebot

von oben, die Mannhaftigkeit der reifen Stärke und die feste Schnitterhand von 1870, die alles einheimste, was gereift war; über dem Nebelglanze der Frühe preise ich die starke schaffende Sonne des Mittags — diese Welt der Wilhelm und Roon, der Moltke und der Bismarck. Ich preise den menschlich-sittlichen Wert auch dieser harten Wirklichkeiten, die seitdem das deutsche Leben gestaltet, gehoben, geschützt, in die Höhe und die Weite geleitet haben. Gerade in dieser schönen Hauptstadt des deutschen Südens, dieser Stadt von Geist und Kunst soll es der Feiertag der Nation in die Seelen rufen, daß ein Volk, auch in seinem geistigen Leben, dauernd gesund nur bleibt im lebendigen Staate. Wir wollen und können nicht mehr sein ohne die Güter des freien Geistes, aber auch nicht ohne die Güter und ohne die Straffheit des starken Staates. Wir wollen es nicht vergessen, daß Individualität und Organisation sich wohl von Natur wegen stoßen, aber der Trotz der Individualität noch lange kein Erweis ist für ihr besseres Recht, daß die persönliche Willkür, auch der ästhetische Drang des Einzelnen sich einordnen soll einer lebendigen Gesamtheit und ihren festen und ernsten Regeln: sonst zerbricht wie unser Staat auch unsere Kultur. Wir sollen am Tage der Reichsfeier nicht nur dessen gedenken, was wir neu und anders wünschen, sondern dessen, was wir haben; nicht um zu rühmen und um zu prahlen — die Kritik bringt ohnehin, durch seine Nöte und durch die Neigung unseres Volkes, das zu tadeln und zu zagen liebt, ein jeglicher Tag: wir wollen uns aufrichten am Bewußtsein großer Besitztümer, ohne die wir verdürben.

Es ist nicht wahr, daß wir seelisch nur enger geworden wären durch Staat und Macht und Wirtschaft. Wir richten unsern Blick, nicht nur den wirtschaftlich-politischen, auch den kulturellen, heute auf die Weiten der Welt. Wir richten ihn längst auch national über die Grenzen des Reiches hinaus: längst wieder wird das Gefühl unverbrüchlicher innerer Volksverwandtschaft mit den Deutschen dort draußen, mit den Deutschösterreichern zumal empfunden in Süd und Nord, mit den Deutschen neben unserem Staate. Es ist nicht wahr, daß wir innerlich erstarrt wären, daß die Disziplin alles bei uns wäre und der Trieb der Kultur und der Per-

sönlichkeit nichts. Wohl hat Preußen ganz Deutschland durchdrungen und es durch seine Disziplin und seine Organisation erzogen, aber die Durchdringung ist längst, seit Jahrzehnten und Menschenaltern, auch gegenseitig geworden. Unendlich viel ist aus dem alten „reinen Deutschland", dem Deutschland, das sich im Engeren als „das Reich" ansah, längst hinübergezogen in den Norden und Osten, an Kultur und geistiger Arbeit und geistiger Art — nur die Verblendung, die nicht sehen will, kann das bestreiten. Wir freuen uns der bleibenden Mannigfaltigkeit und Ergänzung in unserem deutschen Dasein und sollen es loben und es wünschen, daß jeder Teil zugleich er selber bleibe und seine unentbehrlichen Kräfte und Werte festhalte, jeder, auch Preußen und sein Staat! Aber die innerliche Gemeinschaft, die Einheit Deutschlands in jeder Hinsicht ist größer geworden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt.

Der kluge geistreiche Staatsmann, der jetzt seit einem Jahrfünft als Beobachter neben Deutschland steht, das er zwölf Jahre hindurch berufen gewesen war zu regieren, Fürst Bernhard Bülow hat uns soeben in seiner glänzenden und bedeutenden Darstellung der deutschen Politik dieser Zeiten vor den alten Sünden des ungesunden Sondertriebes der deutschen Natur gewarnt, vor der Übertreibung jetzt der Partei — er hat auch den Vereinen, die hier versammelt sind, seine Warnung vor Einseitigkeit zugerufen, und wir hören diese klare Stimme mit williger Achtung. Er hat, im Sinne Bismarcks, die Mahnung erneut, stets auf die Gesamtheit zu blicken und sie zu erhöhen über alle Trennung und alles Dogma hinweg: diese Gesamtheit feiern wir hier. Fürst Bülow hat in breiten Zügen gezeichnet, was Deutschland geworden sei. Er hat die Linien von 1897 bis 1909 und 1913 geführt: vom Beginn der Flottenpolitik bis zur Durchführung eines deckenden Flottenprogramms, von der Wehrlosigkeit zur Macht auch auf der See. Er hat die auswärtige Politik durch ein Jahrzehnt hindurch begleitet, dessen Aufgabe es war, diese Seegewalt zu schaffen, sie zu schaffen mit Hilfe einer breiten nationalen Agitation, im Angesicht Englands, trotz England, und doch ohne Krieg, ohne Einbuße an Sicherheit und Ehre. Er hat von der Gefahrenzone gesprochen, die wir durchschreiten mußten. Wir haben sie durch-

schritten: mit harten Mühen, denn wir waren bedroht und noch nicht gewappnet, wir mußten abwarten und mancherlei ertragen, aber wir haben es erreicht. Wir stehen heute anders in der Welt: nie unbedroht, und leicht wird es uns nie werden, aber zum Zagen haben wir vollends kein Recht. Wir besitzen heute einst ungeahnte neue Mittel zu unserer Wahrung innerhalb der Welt, die Deckung unsrer Flotte, die unserer neuen Wirtschafts- und Weltstellung entspricht, und ein erneuertes und verstärktes Heer. Wir haben die Netze englischer Gegnerschaft auf dem Kontinente in der bosnischen Krise des Winters von 1908 zersprengt und die Wege zur Verständigung gebrochen. Fürst Bülow malt das Heute auf dem dunkleren Grunde überwundener Machtlosigkeit hell; natürlich bleiben noch Gefahren, natürlich noch Wünsche genug, nicht immer haben wir den vollen Erfolg gehabt, den wir wünschten, und unsere Lage inmitten von Europa und in schwieriger Welt stellt uns unter unablässigen Druck. Auf 1909 ist der Marokkosommer von 1911 mit seinen Gewitterdrohungen gefolgt, auf ihn das Balkanjahr von 1912—13, aus diesem die neue Riesenrüstung unserer letztlich entscheidenden, der kontinentalen Waffe, der Landarmee. Die Last, die eben diese Rüstung uns allen auferlegt, ist schwer. Aber die Freude ist stärker als sie: der Stolz auf den Entschluß unseres Volkes, nun einmal ganze Arbeit zu tun, der Stolz auf das mit dem vollen Bewußtsein seiner Größe gebrachte Opfer des Wehrbeitrages, das sich wie äußerlich so seelisch lohnt, das Bewußtsein selber, daß unser neues Wehrgesetz in die lebendige Kette hineingehört, deren große Glieder 1813 und 1870 gewesen sind, die Kette, die von Scharnhorst und Boyen zu Wilhelm I. und Roon und so weiter zu Wilhelm II. und Tirpitz und dieser Heeresreform von 1913 läuft. In diesen Zusammenhängen liegt Kraft und Ernst. Und wir wissen zwar: die glänzenden Erfüllungen, die überwältigenden Erfolge von 1864—71 haben wir Heutigen nicht wieder erlebt, wahrlich nicht, und dürfen kaum glauben sie jemals zu erleben; wir schauen wohl auch nach Taten und Gewinnen aus, die unsere Opfer sichtbarer bezahlen als das Bewußtsein der Deckung allein es tut — dieser Deckung, die freilich für unser nationales Dasein die Hauptsache bedeutet. Aber vergessen wir nicht: auch jene Erfüllungen von 1870, wie lange haben sie auf sich warten lassen!

Die Taten des Siebenjährigen Krieges, die Taten unserer Einigungskriege, sie sind gefolgt auf lange Zeiten geduldig-ungeduldiger Vorbereitung, auf Zeiten arm an Glanz, ärmer an Glanz bei weitem als unsere starke strömende jüngste Gegenwart. Wie schwer ist Deutschland der Eintritt in Europa noch in jenen großen Jahren nach 1864 geworden! der größte politische Genius unserer neuen Geschichte ist nötig gewesen, die Schwierigkeiten zu überwinden. Heute aber geht es uns noch immer wie um 1870, als Heinrich von Treitschke die großen Sätze schrieb: „Wir stehen im Lager, jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen. Uns ziemt zusammenzustehen in Manneszucht und Selbstbeschränkung ....“ Gewiß, uns ziemt nicht die Gereiztheit der unerfüllten großen Hoffnungen, die den Wert des Besitzes unterschätzt. Uns ziemt noch weniger die Gereiztheit der kleinen Ärgernisse, die sich durch kleine Versehen der Unseren und durch den bösen Willen der Gegner hineinhetzen läßt in die Fieberglut einer selbstzerstörerischen Entrüstung. Wir wollen den Dunst dieser Ärgernisse — ich brauche den Namen Zabern nicht zu nennen —, dieser Ärgernisse von uns wegblasen, deren sachlichen Quell, soweit es nottut, zu verstopfen die Besonnenheit am Werke ist. Wir haben wahrlich keinen Anlaß, dem Radikalismus und dem deutschfeindlichen Auslande die Freude zu machen, die sie beide sich wünschen; wir haben keinen Anlaß, der Welt zu beweisen, daß wir noch immer die Kinder und Toren des Winters der Phrasen von 1864 sind, daß Deutschland noch immer, wie es Bismarck dem Preußen des werdenden Konfliktes vorwarf, über Zwirnsfäden zu stolpern liebt. Wir sollen der Welt und uns beweisen, daß wir endlich fähig geworden sind, das Kleine klein und das Große groß zu sehen und das Gemeinsame festzuhalten über dem Tagesstreit. Wir wissen und halten es fest, daß Heer und Nation bei uns eines sind und sein müssen, und daß der Schlag gegen das Gesicht der Armee bestimmt ist, das Antlitz unseres Staates und unserer Nation zu treffen: darauf allein kommt es an.

Wir blicken heute in die Welt und müssen erkennen: die Wolken draußen sind lichter geworden; die schwersten Zeiten für unsern Eintritt in die weite Welt liegen, so dürfen wir vertrauen, nun auch hinter uns. Der Druck der Krisen ist schwächer geworden,

Deutschland rührt sich freier, wir haben erreicht, daß man die Tatsache unserer Weltexistenz und unserer Seegewalt hinnimmt, wie einst die unserer kontinentalen. Wir haben Grund zum Glauben an unser Volk und an seine Zukunft. Wir sind vorangekommen, durch alle Gefahren hindurch; wir werden uns behaupten und dürfen warten. Wir wissen nicht, ob und wie und wann, wie bald, die Stunde der Bewährung einmal kommt, die Stunde der Gefahren, des höchsten Daseinskampfes, der Stärke und, so hoffen wir, der Früchte, der Früchte und Weiterbildungen draußen, und, wie sie solche Schicksalsstunde den Völkern zu bringen gewohnt ist, auch drinnen. Überstürzen und ungeduldig zürnen hilft zu Nichts. Wir waren ungerüstet und haben uns rüsten müssen; wir sind es jetzt, unser Gewicht hat sich verstärkt; und wir erflehen dem Heile unseres Volkes für die rechte Stunde den rechten Mann.

Der Tag aber inzwischen verlangt seine Arbeit, in Wirtschaft und Welt, in Geist und Macht. Wir dürfen uns ihrer freuen. Das deutsche Leben in Volk und Reich, vielgestaltig und widerspruchsreich wie es ist, ist kräftig und voll, auch des Neuen voll. Eins ist gewiß: wir brauchen dafür die Stärke und Leitung des staatlichen Zusammenhalts, der großen staatlichen, monarchischen Organisation — sonst würde dieses Leben unserer Tage auseinanderströmen und im Sande versluten wie einst im alten Reiche. Wir sind in diesem Saale versammelt, um es zu bekennen — und ob man uns auch schelte, daß wir am einmal Geleisteten und am Alten haften: wir halten für gut, es laut zu bekennen: all unser Dasein bedarf auch heute und auch künftig des festen Hauses, des festen Haltes von 1871, seiner starken Stützen, seiner gesammelten Führung, seines Geistes von Staat und Wucht, von Mannhaftigkeit und Selbstzucht, von Wille und Kraft. Wir wollen diese Stunde als eine Feierstunde über den Dunst und den Staub emporheben, zum Lichte und zur Wärme der Sonne. Wir haben es doch besser, tausendmal besser als unsere Väter von 1864 und unsere Ahnen von 1814, trotz alledem. Wir sind und atmen freier und weiter und blicken heller als sie, trotz alledem; wir stärken uns, in Trost und Vertrauen, durch diesen Glauben an das, was unser Land geworden ist und ist, durch diesen Glauben an Volk und Reich, an seine Gegenwart und seine Zukunft. Es lebe die Stärke und die Zuversicht! Es gedeihe das Erbe Bismarcks! Es lebe das Reich!

# Wo stehen wir?
# Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges

Vortrag, gehalten zu München am 13. Oktober 1914

Die Welt steht in Flammen. Wir führen den Krieg gegen alle ringsum: ein ungeheures Schauspiel — wenn es für uns ein bloßes Schauspiel wäre! Aber es greift in jedes Leben, in jedes Herz hinein, erhebend, erschütternd, verwirrend und alles verwandelnd. Der Sinn für alle anderen Dinge ist uns abgestorben. Alle Fäden nach außen hin sind zerrissen. Wir sehen eine Unsumme von Haß rings aufgehäuft; wir fragen uns: werden wir die Luft unserer Kulturwelt jemals wieder atmen? Wir sehen Zerstörung und Anspannung und ein Heldentum ohnegleichen; aber unsere Welt ist aus allen Fugen gerissen. Der Pulverdampf, der Rauch der Brände beißt in jedes Auge. Kennen wir uns und unser Dasein noch? Wo stehen wir? Die Frage ist in der Stille tausendmal gestellt worden. Wir sind doch Deutsche, wir wollen die ungeheure Ausnahme einfügen in den uns sonst bekannten Gang unserer Geschicke, in unser Weltbild. Wir fragen nach dem Zusammenhange dieses Krieges mit der Vergangenheit: nach seinem Zusammenhange mit Politik und Staatsgeschichte vor ihm, mit den großen staatlichen Kräften vorher und jetzt; wir fragen nach dem Zusammenhange der Kriegführung, der kriegerischen Kräfte mit den sittlichen Kräften des regelmäßigen Lebens; wir fragen nach dem Zusammenhange der Kriegsziele mit dem Ganzen unseres Daseins in Gedanken, Friedensarbeit, Kultur. Wir wollen den Wirrwarr dieses Neuen ordnen und einordnen, auch dieses Riesenhafte mit unserer Gesinnung erfassen, es mit unseren inneren Gütern, unseren Ideen und Idealen vereinen. Ein jeder versucht es; vielleicht ist es nicht unerwünscht, daß es ein Redner vor Ihnen für Sie alle auf seine Weise versucht. Ich freilich vermag es nur auf die meine: ich bin weder Philosoph noch Prophet; ich suche als Historiker Gegenwart und Vergangenheit zu verbinden und aneinander zu erleuchten und ein wenig, von da aus, den Fragen der Zukunft nachzuspüren. Eine weite Aufgabe, für den Raum einer Stunde vielleicht allzu weit; ich suche Verschiedenartiges zusammenzudrängen, denn mir liegt daran, ein ungefähres Ganzes aufzurichten. Ich vermesse mich nicht, Neues zu sagen; ja ich würde glücklich sein, wenn ich eben das sagen würde, was viele

von Ihnen denken, nach meiner Art, in einer beſtimmten geiſtigen Anordnung. Ein Zuſammendenken und Zuſammenfühlen iſt ja für uns Daheimgebliebene, denen das große Erleben, dem wir nur zuſchauen dürfen, die Seelen faſt zerdrückt, ein bohrendes Bedürfnis und eine notwendige Leiſtung: inmitten der großen Einheitlichkeit, durch die wir ſiegen müſſen, eine Einheitlichkeit des Wollens und Empfindens auch bei uns.

Ich wiederhole die Frage: iſt wirklich das Außerordentliche, das wir durchleben, ſo ganz neu und anders? Welche Fäden führen auf das Bekannte zurück?

## I

Zunächſt in der Welt der Staaten.

Was ſehen wir? ein Gegeneinander der geſamten europäiſchen Welt, und es greift weit über Europa hinaus. Hier Deutſchland mit Öſterreich-Ungarn; dort Frankreich, Belgien, Rußland, England, dahinter Japan; andere in Weſt und Oſt, in Nord und Süd ſind Zuſchauer, morgen werden ſie vielleicht Mithandelnde ſein. Geſpannt blickt die iſlamiſche Welt hinein. Afrika und Aſien ſind unmittelbar ergriffen, Auſtralien und Kanada gehören England zu: alle Erdteile ſind beteiligt. Das große Gerippe aber bilden die europäiſchen Großmächte.

Wir kennen ſie, und kennen ſie in dieſer Stellung des Kampfes. Seit 1500 ſtehen ſie deutlich vor uns, die „Großen Mächte", deren Weſen Leopold Ranke ergründet hat, aufſteigend, ſinkend, wechſelnd, im ganzen ſich immer gleich: große Staaten, jeder mit beſonderem Antlitz, die alten, Frankreich, Öſterreich, England, die neuen, Rußland und Preußen, zuletzt Deutſchland und Italien. Manche ſind hingeſchwunden, andere vorgetreten. In dieſem Rahmen hat ſich immer das europäiſche Geſamtleben bewegt. Und immer ſind ſie aufeinander geſtoßen. Denn jeder dieſer Großſtaaten ſtrebt über ſich ſelber hinaus, nach ſeinen geographiſchen, wirtſchaftlichen, ſtaatlichen Bedürfniſſen, nach ſeinem eigenen Temperamente, nach ſeinem beſonderen Geiſte, ſeiner beſonderen Geſchichte. Immer iſt inneres Leben und äußeres Weiterſtreben eng verklammert geweſen, und der Drang nach außen, nach Selbſterhaltung, Selbſtbetätigung, Selbſterweiterung war immer eine

Notwendigkeit, eine Natureigenschaft dieser Staaten, ein Zeichen von Gesundheit und Lebendigkeit; sein Wegfall bedeutet Erlahmen und Absterben. Und Krieg ist, seit Menschheitsgedenken, die Form dieser Lebendigkeit gewesen. Fast alle großen inneren Änderungen und Fortbildungen sind an den Krieg gebunden gewesen; immer wieder war er der große Beleber und Regulierer und der große Zerstörer — der dem Lebenden Durchbruch, dem Absterbenden Untergang gebracht hat. Eine Kette großer Zusammenstöße schlingt sich durch die Jahrhunderte von 1500 bis 1800 hin — ich nenne die Namen Karls V., Gustav Adolfs, Ludwigs XIV., Peters und Friedrichs des Großen und zuletzt des ersten Napoleon. Da haben nicht Zufälligkeit oder Laune geherrscht; stets waren die inneren Kräfte, die Kräfte der Wirtschaft und Gesellschaft, der Verfassung und Kultur, an diesen großen Reibungen der Staatengesellschaft, an dieser Entfaltung der einzelnen Staaten handelnd und bestimmend beteiligt. In jenen Jahrhunderten, bis über die Schwelle des neunzehnten hinüber, waren diese Staaten von Fürsten gelenkt; aber auch diese waren in der Hauptsache einfach Organe ihrer Staaten und Völker. Das 19. Jahrhundert führte die Selbstbestimmung oder die Mitbestimmung der Völker herauf. Aus den großen absolutistischen Staaten wurden die nationalen, erfüllt von nationalen Gefühlen und Idealen, von dem Streben, das national Zusammengehörige staatlich zusammenzuschließen. Der Staat empfand sich nun als die natürliche Form einer organischen Volkseinheit und wurde von deren Kultur und von deren Leidenschaft bewußt durchdrungen. So war oder wurde es in den alten Reichen, Frankreich, England, auch Rußland; so ward es in den neuen, Deutschland und Italien, Nordamerika und Japan. Nur Österreich, der Staat des Völkergemisches, blieb in den alten, rein staatlichen Formen stehen. Das 19. Jahrhundert aber hat den Staat durch das Gefühl der Nation beseelt; die gewaltigen Kämpfe der Jahrhundertmitte brachten die neue Form zur Vollendung.

Und alsbald schritt die Entwicklung weiter. Der absolutistische Staat der Vergangenheit, der nationale Volksstaat des neuen Jahrhunderts wurde in dessen letztem Viertel zum Weltstaat. Das war nichts Neues: es war einfach das Weiterwachsen der be-

stehenden großen Mächte. Sie kennen die Reihe: ein Wachstum der Produktion und der Volkszahl, in steter Wechselwirkung; ein Wachstum, dem entsprechend, des Bedürfnisses nach Nahrung und Absatz, nach Bewegung und Sicherheit draußen in der Welt; entsprechend ein Wachstum des politischen Ehrgeizes, des politischen Strebens hinaus; und, von alle dem untrennbar, das Wachstum des seelischen Ehrgeizes der großen Völker: sich und ihre Macht und auch ihr Wesen zu dehnen und zu betätigen im Wettbewerbe nach außen hin. Die Nationen sind, innerlicher Kräfte bis zum Rande voll, einfach über ihre Grenzen hinübergeflossen, in die weite Welt hinein. Wir haben es erlebt: die Erde wurde eine Einheit — eine Einheit von Gegensätzen, eine von einheitlichen, erdumspannenden Gegensätzen zerrissene Einheit: eine Einheit der Arbeit, des Verkehrs, des Kampfes. Große Kolonialreiche sind dem britischen nachgefolgt; alle, die lebendig sind, alle die starken nationalen Staaten sahen wir so hinausschreiten, England, Amerika, Rußland, Japan; auch Frankreich, trotz beginnender Dürre, auch Italien, trotz der noch nachwirkenden Schwäche seiner Jugendlichkeit; mit ihnen schritt Deutschland. Das alles war kein Gegensatz zur Vergangenheit. Man sprach wohl von einer Dehnung der Nation zur Rasse: mit starker Übertreibung. Die Rasse wirkte wohl überall spürbar mit, als ideale Gewalt, als wichtige Unterströmung; aber die wirkenden Gewalten waren stets die Nationen und deren Staaten. Und jetzt vollends verstärkten und dehnten sie den Bereich auch ihrer Kultur. In lebendiger Eigenart prägten sich längst diese nationalen Kulturen aus, die englische, die französische, die deutsche und so fort. Ich kann sie hier nicht schildern, aber jeder weiß, daß sie sind, und jeder empfindet sie. Eine jede dieser Kulturen beeinflußt die anderen und wird von ihnen beeinflußt, und jede kann doch nur in sich, nach ihrer Art leben: der Verlust ihrer Eigenart würde ihre Krankheit und würde ihr Tod. Sie alle, von ihren Staaten getragen und ihre Staaten tragend, wollen weiter. Wer an sich glaubt, drängt in den Wettkampf hinaus. Das war kein Zufall und keine Willkür. Starke Männer haben es geleitet und verkörpert, Wilhelm II., Chamberlain, Roosevelt u. a.; der Hergang selbst aber ist ein sachlicher Lebenshergang der modernen Welt.

Imperialismus ist einfach die neue, größere Form für nationale Bedürfnisse: gerade für die Bedürfnisse der Massen, die sonst verhungern müßten, gerade für die Bedürfnisse des nationalen Geistes, der in jeder lebendigen Kultur sich, nach seiner nationalen Gestalt, für den lebendigsten hält und sich erhalten und sich dehnen will.

Wir haben dieses sonderbar große Bild unserer Welt seit 30 Jahren vor den Augen gehabt: die alten Gegensätze des 18. Jahrhunderts gigantisch erweitert, im Zusammen und Gegeneinander: eine gigantische Arbeit, eine mächtige Förderung der äußeren Zivilisation, der Beherrschung der Natur, der Räume durch den Menschen. Aber zugleich den Kampf, den Kampf der Wirtschaften und der Mächte. Beides, Macht und Kultur, Äußeres und Inneres, Schaffen und Verteidigen, war wieder auf das engste verknüpft.

In diesem Rahmen, wir wissen es, stand unser Deutschland. Seine Einigung war die unerläßliche Vorbedingung, aber auch das natürliche Sprungbrett für alle weitere wirtschaftliche Erstarkung, für alles Hinausgehen in die Welt. Und dieses Hinausgehen war uns eine Frage von Blühen oder Verdorren, von Leben oder Tod. Wir wissen auch dies: daß dieser neuen Gewalt die alten Gewalten, die früher dagewesenen, seit Deutschland wurde und gar seit es hinauswuchs, feindlich in den Weg getreten sind. Insofern leben wir seit einem halben Jahrhundert in stillem, alltäglichem Kriege. Man hat mit Recht die Reihe aufgestellt: in drei Stufen, in drei Kriegen hat das neue Deutschland sich durchsetzen müssen, innerhalb Deutschlands selber 1866 der neue Staat, innerhalb Europas 1870 die neue Macht, innerhalb der Welt heute, 1914, die Weltmacht. Der erste Kampf hat der inneren Regelung gegolten, das neue Deutschland und das alte Österreich stehen seit 1871 und 1879 beieinander, Hand in Hand. Der zweite Kampf wirkt noch heute nach.

Sie kennen unsere Gegner. Sie sind in diesen Wochen hundertmal geschildert worden; ich fasse in wenigen Schlagworten Bekanntes zusammen.

Der älteste ist Frankreich. Da rauscht der letzte Quell aller Feindseligkeiten. Frankreich hat das Jahr 1870 niemals vergessen. Es ist eine in sich alternde Nation: wohl eine Nation von

hoher Kultur, von leidenſchaftlichem Selbſtgefühle, leidenſchaftlichem Drange nach Macht; noch beſitzt ſie — wir haben es jeglichen Tag geſpürt! — ſtarke Kräfte, und der Trieb ihrer Selbſtbehauptung iſt feurig und aller Ehren wert. Aber das Schöpferiſche hat längſt nachgelaſſen, in der Wirtſchaft nicht minder als in der Volksvermehrung, und der Zwang, ſich auf auswärtige Hilfe zu ſtützen, iſt immer gebieteriſcher geworden. Es iſt in manchem Sinne unter den Weltvölkern von heute das konſervativſte, das unmodernſte. Dennoch iſt es ein Weltſtaat, es beſitzt ein großes Kolonialreich, getragen von Ehrgeiz und Machtſtreben, von geiſtig-politiſchen mehr als von wirtſchaftlichen Kräften. Unſere Politik hat dieſen Eroberungsdrang nach außen lange gefördert. Trotzdem blieb Frankreich unſer Todfeind; es hat ſeit 1871 unabläſſig auf neuen Kampf geſonnen. Nicht als Weltmacht, obgleich wir auch draußen aufeinander ſtießen, ſondern als europäiſche Macht: Elſaß-Lothringen blieb der Antrieb. Hier in Frankreich hat der ſtete Zündſtoff gelagert, hier ſtand der ſtete Helfer jedes möglichen Gegners für Deutſchland, der ſtete Wühler und Treiber. Ob es jetzt durch Erfahrung, durch eine Zerbrechung, durch einen harten Stoß belehrbar und bekehrbar werden wird? Wir werden es ſehen — aber wir dürfen es bezweifeln. Jedenfalls: es iſt unſer nächſter, hiſtoriſch ſicherſter Feind; 1914 iſt darin die Erbſchaft der Jahre von 1864—1871. Der Gegenſatz iſt einfach, elementar, er hat, über alle Perſonen und Parteien hinweg, feſtgeſtanden. Eben deshalb iſt es ein Gegenſatz auf Leben und Tod, der ausgefochten werden wollte.

Längſt wuchs der ruſſiſche hinzu: auch er ein unmittelbares Erbe der Bismarcktat, der Reichsgründung. Gortſchakow wurde früh unſer Gegner; das neue Deutſchland, deſſen Aufſtieg Kaiſer Alexander II. gedeckt hatte, wurde der ruſſiſchen Macht als eine ſtarke mitteleuropäiſche Macht bald unbequem. Das wurde brennend, ſobald Rußland den Kampf mit Öſterreich um die ſlawiſche Vorherrſchaft, um die Balkanherrſchaft wieder aufnahm: da ſtieß es auf Deutſchland, da warb es um Deutſchland, da erhielt es von Deutſchland, ſeit Gortſchakows erſter Frage an Bismarck im Jahre 1876, die ſtets erneute Antwort, daß Öſterreichs Daſein für uns unentbehrlich ſei;

es kam, als Deckung gegen Rußland, der Zweibund und die Kriegsgefahr von 1879. Auch hier also ein alter Quell von europäischer Art. Und seitdem ist der Gegensatz geblieben: er hat geschwankt, er hat sich erweitert, Rußland ist — auch durch uns — in den äußersten Osten abgelenkt worden, wir haben seine Freundschaft, zum mindesten ein gutes Verhältnis zu ihm gesucht. Aber im Grunde blieb es immer schlecht. Immer wendete sich Rußland wieder auf den Balkan zurück und drückte es wieder auf Österreich. Die beiden mitteleuropäischen Kaiserstaaten blieben vereint, seit 1887 und 1891 rückten Rußland und Frankreich, beinahe von Natur wegen, zueinander. Ich schildere Rußland nicht, seine Massenhaftigkeit und seine innere Unfertigkeit, ich erinnere nur an das Entscheidende: an den Gegensatz des Moskowitertums gegen das Deutschtum; an die schrankenlos vorwärtseilende Ausdehnungslust des Reiches; an das Hindrängen Rußlands zu den Meeren. Das alles hat immer wieder Rußland gegen uns gestoßen. Und seit der japanische Krieg den russischen Ausgang nach Ostasien hin verstopft hatte, seit 1905, hat Rußland sich von neuem auf den Balkan, auf Konstantinopel, auf Österreich, auf uns gekehrt, in entschlossener Sammlung. Wir kennen und empfinden den tiefen Gegensatz der Kulturen, der Gefühle, die Masse von Haß und Neid gegen unser Volkstum. Der letzte politische Grund freilich ist einfach unser Dasein als europäische Macht: dieses ist es, wodurch Österreich geschirmt worden ist. Neu hinzugekommen ist seit dem Jahrhundertende unsere Berührung mit der Türkei und mit Kleinasien: ein Ausfluß unseres neuen Weltbedürfnisses, unseres wirtschaftlichen Bedürfnisses nach Betätigung und erwerbender Arbeit in dem noch verfügbaren Stück unserer Erde, in Kleinasien und Mesopotamien. Die Bagdadbahn trieb uns zur Türkei hin, als der Herrin jener Gebiete; der gemeinsame militärisch-politische Gegensatz gegen Rußland führte uns auch zur politisch-militärischen Annäherung. Und so begegnete Rußland uns auf einem Boden, den es für sein Machtgebiet und seinen Zukunftsbesitz zu halten entschlossen war. Es wollte uns dort nicht dulden; und seine eigene Bewegung ging ohnehin gegen uns, eben weil sie gegen Konstantinopel und deshalb gegen Wien ging.

Ganz am neuen Deutschland haftet der Gegensatz Englands

gegen uns. Sie kennen ihn alle. Auch England hat unser neues europäisches Dasein vor und nach den Einigungskriegen ungern genug gesehen und hat uns immer Gegengewichte zu schaffen gesucht, seit 1864 und 1871; aber es war lange Jahrzehnte vornehmlich durch seinen Streit mit Rußland gefesselt und deshalb zugleich auf uns angewiesen. Seine unmittelbare Wendung gegen uns fließt aus der neuen Größe Deutschlands in der Welt, und nur insofern diese die Folge von Bismarcks Werk ist, die Folge der Reichs- und auch der Bismarckschen Kolonialgründung, nur insofern ist auch Englands Feindschaft ein natürliches Ergebnis der Bismarcktat. Aber deutlich und stark geworden ist sie erst nach Bismarck: indem wir hinausgingen in die Welt. Da traf England auf unseren wirtschaftlichen Wettbewerb und auf den Wettbewerb unserer Macht, auf die deutsche Weltpolitik, von 1897 und 1900 ab auf die deutsche Flotte, und seit 1902 und 1904 gilt Englands uralte Bekämpfung des stärksten Festlandsstaates uns. Wir haben es nie angegriffen und haben es nie angreifen wollen, wir haben seine Weltmacht über die Meere hin, mit ihrer riesigen Seegewalt, mit ihrer alle anderen überwiegenden Flotte niemals bestritten, sie niemals aktiv bedroht. Nur seine Weltalleingewalt und -allgewalt, nur seine Weltherrschaft konnten wir nicht anerkennen, und die Anerkennung unseres eigenen Daseins und seiner notwendigen Deckung mußten wir fordern, wenn wir leben wollten. England aber hielt sich für bedroht; und das neue Zeitalter gewann seine stärkste Form in jener Wendung Englands gegen uns. Es schloß mit seinen alten Nebenbuhlern Frieden, mit Rußland auf Zeit, mit Frankreich womöglich für immer, damit es frei würde und jene gewänne gegen uns: um unserer Weltwirtschafts-, noch mehr um unserer Weltmachtstellung halber. Hier erhoben sich die zwei modernsten unter allen europäischen Gewalten gegeneinander, und Deutschland wiederum war unter den beiden die modernere; hier ist alles ganz Gegenwart. Bei uns daheim ist dieser Gegensatz am wenigsten als innerlich berechtigt, am wenigsten als eine notwendige Feindschaft anerkannt worden. Den mit Frankreich fanden wir unvermeidlich, den mit Rußland am Ende auch, und zwischen uns und Rußland lag auch für unser Bewußtsein der Gegensatz der

Kulturen. Bei England spürten wir so viele uralte Gemeinsamkeiten von Rasse und Glauben, von Kultur und politisch-militärischer Bundesgenossenschaft in drei Jahrhunderten, und eine tödliche Ausschließung der Lebensforderungen des einen durch den anderen gaben wir auch für die Gegenwart nicht zu. Der Stoß, den England gegen uns führt, erschien uns dreifach ruchlos, als eine böswillige Mißdeutung unseres Wollens, als eine kühle Feindschaft aus spitzer Berechnung, als eine Feindschaft zudem ohne den Einsatz der eigenen Existenz, wie ihn die Festlandsvölker im nationalen Kriege vollziehen. Dennoch und eben deshalb ist unser Zorn hier am heißesten gewesen, und es ist gewiß: England ist unser wahrer Todfeind. Es ist dazu geworden, auch für die unter uns, die wir diesen englisch-deutschen Kampf womöglich zu vermeiden trachteten, weil er uns innerlich unnötig erschien. Nun, da ihn England doch gewollt und erzwungen hat, ward er zum Mittelpunkte für alles. Und der Einsatz Englands, so glauben wir heute, ist doch auch recht groß geworden: es hat, weit über seine erste Erwartung hinaus, seine eigene Weltmacht, sein Alles, auf die Entscheidung dieses Waffenganges gestellt. Und ihm gegenüber am allerstärksten müssen wir Deutsche unser Dasein durchsetzen: hier ist neben die alten Festlandsfragen die Weltfrage getreten. Wir mußten in die Welt und müssen uns in ihr behaupten: das Gegenteil wäre Verkümmerung und Tod. Und wir verteidigen mit unserer Freiheit in der Welt, mit unserem Anteil an der Welt zugleich in Wahrheit die Selbständigkeit aller neuen Völker, die Selbständigkeit aller Meere und aller Erdteile gegen den Rest alter, ausschließlicher, alle anderen erdrückender und knechtender Weltherrschaft, gegen den Rest einer veralteten Weltepoche, den Englands Weltherrschaft bedeutet.

Und so umfaßt unser Kampf die Welt — denn überall ist England; und so umfaßt er auch die Welt des Islams. Man hat mit vollem Recht gesagt: dieser Krieg ist auch der Krieg um Konstantinopel und um Kleinasien, ja Konstantinopel ist in gewissem Sinne sein wirklicher Ausgangspunkt. Die Russen haben es uns ja im voraus entgegengerufen, sie wüßten sehr wohl, der Weg zur Hagia Sophia führe durch das Brandenburger Tor. Die Türkei weiß es ebensogut: wie unser Dasein, so steht auch das ihre

auf dem Spiele; auch um ihr Leben und Sterben rollen die eisernen Würfel dieser Schlachten. Fallen wir, so ist auch sie verloren, und Rußland und England teilen sich in die Reste des letzten Großstaates der muselmanischen Welt. Sie weiß es und hat nunmehr danach gehandelt, und von ihr gehen die Fäden des islamischen Gesamtgefühles durch die Erdteile hin, nach Afrika und Asien, Ägypten, Persien und Indien. Ein wahrhafter Weltbrand dämmert heute auf, und eine wahre Weltentscheidung gewiß.

Trotzdem bleibt es so deutlich: alle Schwertspitzen richten sich auf unsere Brust. Deutschland ist der Held und der Gegenstand dieses Krieges. Haben wir ihn denn begonnen? Sind wir denn die Ursache? Die Ursache schon, insofern wir sind, wir als die neue europäische Macht, als die neue Weltmacht — denn die Vereinigten Staaten und Japan stehen in anderer Sphäre. Wir sind es, die alle gestört haben, aber wirklich nicht durch Angriffe, sondern dadurch, daß wir wurden, daß wir waren und sind, daß wir aufhörten, nicht zu sein, daß wir die ungeheure Anomalie von 1500 bis 1870 auslöschten, daß wir unser Leben, unsere Stärke, unser Lebensrecht in Europas Mitte von neuem aufgerichtet haben. Und so ist uns der Krieg doch nichts Unerwartetes. Seit 43 Jahren droht ihn uns Frankreich, seit sicher 35 droht ihn uns Rußland, seit 20 und 10 Jahren droht ihn uns England an. Frankreich ist der alte Urheber gewesen, Rußland wurde Frankreichs Herr; heute sind beide von England geleitet, und England steht weit voran. Es hat alle Ausgänge in die Welt, die unsere Volkskraft und unser Selbstbewußtsein sich suchten, seit einem Jahrzehnt verlegt und verrammelt. Wir haben auf Verständigung gehofft und sie erstrebt und haben doch stets gewußt, daß die Gefahr des Bruches über jeder Stunde schwebte. Wir haben uns zur Notwehr gerüstet, und der Bruch kam trotz allem: von außen, durch sie. Wir haben es erwarten müssen, und wir wundern uns nicht.

Wir begreifen den Zusammenhang. Wir kennen ihn im einzelnen noch nicht. Wir zürnen auch und klagen an. Wir rufen den Fluch über die Namen und die Häupter derer, die uns zu diesem Kriege zwangen, des Königs Eduard und seiner

diplomatischen Erben, der Hetzer in Rußland, der Spieler in Paris und in Brüssel, der Lügner und der Knüpfer des Netzes — wir wissen einiges davon und hassen mit gutem Fug. Aber wir blicken über diese noch halbverhüllten, persönlicheren Zusammenhänge hinaus. Auch über Fehler und Versäumnisse, die in unserer Führung seit 1890 etwa begangen sein können: sie stehen in zweiter Reihe, sie sind in diesem Trauerspiele nicht die Ursachen, sie haben höchstens mitgewirkt. Wir begreifen allzugut den großen Zusammenhang des Ganzen, wir greifen ihn mit Händen. Dies ist die Stunde, die Helmut von Moltke uns längst angekündigt hat, die Stunde der Prüfung und der Bewährung für das Werk unserer Großen von 1870. Und es ist die Stunde, zudem, der Verteidigung und der Durchsetzung unseres Volkes als Weltvolk, des wirklichen Durchbruches erst in die Welt. Sollen wir in ihr bleiben, in sie eintreten, anerkannt, gesichert, als Macht, als Wirtschaft, als Kultur? Auch alle innerliche Eigenart unseres Volkes hängt daran. Werden wir politisch eingehegt und zerdrückt, wo bleibt dann der deutsche Geist, den die verlogene Zärtlichkeit unserer Feinde von preußisch-militaristischen Fesseln erlösen will? Wohlstand und Kraft und Arbeit, Kultur in jeglichem Sinne, staatliche, äußerliche, geistige Kultur, aller Schwung der deutschen Seele und alle Fähigkeit zu künftigem Schaffen: es steht alles in Frage. Jetzt haben wir unsere Rettung und unseren Aufstieg zu erkämpfen. Wir fühlen es alle, Obere und Untere, deutlicher oder undeutlicher, aber wir fühlen und wissen es, und wir fühlen den Zusammenhang, in dem das steht: es ist die unablösbare Folge unserer Erhebung zu Nation und Reich. Wir begreifen die Gegnerschaften: große elementare Gewalten haben sich in langer Vorgeschichte zusammengeballt. Mindert die Einsicht in die großen Weiten, aus denen dieser Krieg uns herkommt, unsern Zorn? O nein! Im Gegenteile: denn sie lehrt uns, daß dieser Krieg kein Mißverständnis und keine Intrige ist — obwohl er dieses beides nebenher auch noch ist. Im größten gesehen ist er die Entladung einer Todfeindschaft, die unser Dasein verneint. Da steht überall Masse gegen Masse, Volk gegen Volk. Wir haben ihn vermeiden wollen, gottlob! Wir waren die Bedrohten, wir waren die Friedfertigen;

wir wissen, daß der Gegner ihn gewollt und erzwungen hat, der russische unmittelbar, der englische dahinter; wir sehen in den Abgrund seiner Feindseligkeit hinein. Es handelt sich um Sein und Nichtsein; es sind die größten Dinge, die ein Volk erleben kann, und steigen aus den allgemeinsten Quellen. Es ist der alte Strom unserer und der europäischen Geschichte, heute breiter als jeder frühere Kampf, aber es ist die Fortsetzung der alten Kämpfe, von 1700 und 1760 und 1800 — der Kämpfe auch König Friedrichs des Großen: denn sie wollen uns heute im Herzen Europas so wenig dulden als einst ihn. Ein großer Zusammenhang umschließt all dieses Völkerringen und trägt uns heute hoch empor, auf die Höhe der Notwendigkeit und des Lebenskampfes: er muß sein, er geht um alles, um Vergangenheit und Zukunft, er reißt uns mit sich, bis zum Äußersten unserer Kraft, er ist uns heilig.

II

Und die Mittel, mit denen wir ihn führen? Ist dieser Zusammenhang der Geschichte, der unseren Krieg erklärt, abgerissen für die Art, mit der wir kämpfen? Oder sind auch die Kampfesmittel aus der Tiefe unseres Volkslebens und unserer Vergangenheit zu verstehen? Es packt manchen von uns wie ein Schauder, wie die Kräfte des Todes und der Zerstörung um uns entfesselt walten. Krieg, so sagt man uns, sei die Verneinung der Kultur — notwendig vielleicht, aber zerstörerisch, unaussprechlich wild und rauh, ganz etwas anderes als alles, ganz das Gegenteil zu allem, was wir sonst schaffen und was wir sonst lieben und ehren.

O nein! Ich widerspreche diesem Urteil ganz und werfe ihm entgegen: es sind in Wahrheit gerade die tiefsten Kräfte unserer Kultur, unseres Geistes und unserer Geschichte, die diesen Krieg tragen und beseelen. Sie enthüllen sich in ihm, er tötet sie nicht, er entfaltet sie, er ruht auf ihnen, er wird sie adeln und stärken.

Ich will dabei nur mit einem raschen Nebenblicke darauf hindeuten, daß es, ganz abgesehen von der modernsten Technik der Waffen, der äußeren Kampfesmittel, ganz abgesehen von diesem Bunde zwischen dem Heerführer und dem Ingenieur, auch die modernsten Wirtschaftskräfte sind, die dieser Krieg — überall, nirgends aber wohl so sehr wie bei uns — in Tätigkeit setzt.

Wenn uns die Volkswirtschaftler sagen, daß das Bezeichnende für die neueste Stufe gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Arbeitsformen die einheitliche, ungeheure Organisation ist, die Organisation ganzer Gewerbe, ganzer Wirtschaftszweige von einer Stelle her, zu einem gewaltigen Betriebe; daß wir im Zeitalter der riesenhaft einheitlich geregelten Arbeit stehen, das dem Zeitalter der persönlich freien Arbeit gefolgt ist: so hat keiner der großen Trusts irgendwo in so gigantischem Maßstabe die Massen bewegt und sicher gelenkt wie unser Generalstab, in Transport und Verpflegung und strategischer Schiebung. Die Zukunft wird die Leistungen dieses Krieges auch darin dem Gesamtbilde der Zivilisation von 1900 unmittelbar, als wesensgleiches Glied, einreihen: in unserer Kriegführung kreist das Blut der vollen Gegenwart.

Aber nicht das habe ich hier zu betonen. Ich möchte die gewaltigen Kräfte, die wir da spielen sehen, vielmehr gerade in den Zusammenhang unserer besten Vergangenheit, der staatlichen wie der kulturellen Vergangenheit hineinstellen. Friedrich Meinecke hat manche unter uns im Wirrwarr dieser Wochen daran erinnert: der 3. September 1914 war der hundertste Geburtstag des preußischen Gesetzes der allgemeinen Wehrpflicht, des Boyenschen Heeresgesetzes, „des größten Gesetzes des 19. Jahrhunderts", des siegreichsten von allen, das seither die „Runde gemacht hat um den Erdball". Es hat sich heute neu zu bewähren, nach einem Jahrhundert, das von ihm befruchtet und geleitet, das von ihm bis ins innerste Mark hinein beeinflußt ward. Und die zwei großen Richtungen des deutschen 19. Jahrhunderts sind in diesem Gesetze, in diesem preußisch-deutschen Heere zusammengeflossen, die zwei großen Ströme auch kultureller Art, die dieses deutsche Jahrhundert getränkt haben: der starke alte Staat und der freie moderne Geist. Sie sind die beiden Nährer des gegenwärtigen Deutschlands gewesen.

Der starke alte Staat: das ist, in zwei Namen, Friedrich der Große und Otto von Bismarck, die alte preußische Monarchie, die den preußischen und den deutschen Staat vorgebildet und gebildet hat. Die Zucht, die Straffheit, die monarchisch-aristokratischen Gewalten des alten Preußens: sie sind uns unerläßlich gewesen

und geblieben. Denn unverrückbar liegt die eine große, all unſer Daſein beherrſchende Tatſache feſt: Preußens und Deutſchlands Lage in der Mitte Europas. Sie erſchließt uns Wirkungsrichtungen, reicher als irgendeinem der Nachbarvölker; ſie umgibt uns mit Gefahren, ſchwerer als irgendeines ſonſt. Denn überallhin liegt unſer Land geöffnet, allbedroht, allgedrückt: das Schickſal und ſeit Jahrhunderten der Fluch der ganzen deutſchen Geſchichte! Dieſe Lage verlieh uns den Zwang des ſtarken militäriſchen und politiſchen Zuſammenhaltes, als Vorbedingung unſeres Beſtandes ſelbſt. Keinem Volke der Erde ward er ſo nachdrücklich auferlegt, ſo gebieteriſch eingeſchärft durch bittere und durch große Geſchicke. Und dieſer Zwang, der uns bis heute und heute erſt völlig beherrſcht, iſt uns zur ſittlichen Gewalt, zum Erzieher geworden, zum Lehrer der Einheit, des Staatsgefühles, er iſt übergegangen in unſeren Willen: eine Erkenntnis eherner Notwendigkeit, die von Preußen weiterdrang zum ganzen Deutſchland. Das Reifen dieſes Geiſtes bedeutete die innere Begründung unſerer Nation. Es war die gehorſame Hingabe der Hunderttauſende und der Millionen an die feſten Formen von Staat und Heer, die Lehre der Geſchichte, die Lehre Bismarcks: ſie hat unſer Volk durchtränkt; was der Begründer unſeres Reiches ſelber kaum wagte zu glauben, das hat ſich heute überſchwenglich beſtätigt: ſein Geiſt der Stärke und der Zuſammenfaſſung, der Einheit und der Einigkeit, er beſeelt das Deutſchland von 1914 ganz. Es iſt der Geiſt der Diſziplin, der unſere Induſtrie groß gemacht hat, der in die weiche Bildſamkeit des deutſchen Charakters den Stahl der Härte und des Zuſammenhaltes hineingegoſſen hat, eine ſittlich-organiſatoriſche Kraft, volksbildend und kraftbildend, Schulung und Zucht auf allen Lebensgebieten: das Rückgrat unſerer Heere wie unſerer ſtaatlichen Vergangenheit.

Aber mit dieſer Kraft von oben her hat ſich untrennbar im Heere der allgemeinen Dienſtpflicht vereint das zweite, die Kraft von unten her: die Teilnahme Aller, die freie Hingabe aller Schichten und jedes Einzelnen an dieſes Heer. Von 1807 an hat ſich dieſe Durchdringung ja zum erſten Male vollzogen: neben die alte monarchiſche Strenge, die wir immer brauchten und brauchen, trat dieſer Zug der Freiwilligkeit,

des volkstümlichen Geistes, des freien Geistes, des persönlichen Geistes — die innerlichste Frucht der preußischen Reformzeit, der Wiedergeburt von 1807 bis 1813, die vollste Blüte im Kranze der Jahre 1813—1815, das schönste Erbe dieser Tage an das deutsche 19. Jahrhundert und an uns. Dieser Strom der freien Hingabe an Staat und Reich hat sich durch alle sumpfigen Niederungen hindurchgepreßt, die das Jahrhundert ihm entgegenstemmte; er durchflutet heute, mit der festen Ordnung zusammen, unser Heer; beide gemeinsam erst machen sie es groß und lebendig, und das eine ist undenkbar ohne das andere. Dieser Geist des Volksheeres, den Scharnhorst und Gneisenau und Boyen gewollt haben, ist 1914 siegreich geworden, so wie sie ihn 1814 erträumten. Alle Schichten sind heute in unserem Heere, alle seelischen Kräfte unserer Kultur, unserer Persönlichkeitsbildung, unserer geistigen Bildung. Die ganze akademische Jugend drängt sich hinein: wer stellt sich vor, daß sie ihre besten geistigen Güter zu Hause ließe? Sie und nicht nur sie weiß es, daß dieser Kampf um unsere geistige Kultur geführt wird genau wie um die materielle: und ohne jene vermögen wir alle nicht zu leben. Alle ideale Begeisterung zieht mit, und der Einzelne setzt sich ein, auch der Gebildete, gerade der Gebildete, gerade der, der persönlich am meisten zu verlieren hat, der innerlich Reichste mit der feurigsten, der bewußtesten Hingabe. Ich wies auf jenes Geschwätz des Auslandes, das den deutschen Geist befreien wolle vom Militarismus. Wo ist da, wenn wir, wie heute, die Augen über das Kleine, das gar nicht wahrhaft existiert, zur Wirklichkeit des Großen heben, wo ist da ein Gegensatz? Die militärische Zucht hat unser Volksleben hundertfach befruchtet und es stark gemacht, und der deutsche Geist hat unser Heer befruchtet und es innerlich lebendig gemacht. Da ist kein Gegensatz. Der Einzelwille geht mit, in freier Glut, in fester Einfügung: das Heer ist aufgenommen worden in das eigene Blut des Einzelnen, es ist keine Rede von einer Erdrückung des Geistes durch die Wucht dieses Heeres und dieses Krieges. Der uralte deutsche Trieb zum Geistigen, dem wir die reichsten ideellen Früchte unseres Daseins und manche Schädigung unserer staatlichen Entwicklung verdanken, ist gerade seit 20 und 10 Jahren in doppelter Frische aufgegrünt. Das jüngste Geschlecht lebt stark und freudig

im Perſönlichen — nicht in der Laune einer mißverſtändlich krankhaften Perſönlichkeitsübertreibung, die einmal Mode war, aber in reicher Freude an geſunder, perſönlicher, unabhängiger Kraft: und dieſes jüngſte Deutſchland ſtrömte zu den Fahnen mit einer beinah eiferſüchtigen Ungeduld! Dieſe Jugend, die neueſte und die gereifte, hat unſere Regimenter mit einem ergreifenden, einem in aller Geſchichte beiſpielloſen heroiſchen Schwunge durchglutet, und Altes und Neues, das Landheer und die Flotte, ſie ſind in dieſen Kräften der Empfindung und der Seele gleich und eins. Da iſt kein Spalt: Freiheit und Führung reichen ſich die Hand; die beſten ſittlichen Kräfte unſeres friſcheſten Volkslebens kämpfen dieſen Kampf und gießen ihr innerſtes Herzblut in die Adern von Krieg und Heer. Es iſt nicht wahr, daß der Krieg der Freiheit des lebendigen Einzelnen entgegen ſei: er gibt ihr die höchſten Ziele, er iſt, ich wage es zu ſagen, die wahre Blüte der perſönlichen Kraft.

Ich weiß es ſehr wohl: er iſt fürchterlich. Er iſt herzerſchütternd und herzzerbrechend. Wir alle wiſſen von den Tränen von Millionen Nächten; wo iſt die Seele, die nicht geblutet hat? Wir kennen ſeine unerbittliche Strenge, wir erſchauern unter ſeinem glühenden Hauch, die Fernen ebenſo wie die Nahen. Der Griff ſeiner Härte packt uns alltäglich ans Herz, jeden, vollends die daheim, die Freunde, die Liebenden, die Kinder und die Eltern. Aber er iſt ſchmerzhaft-furchtbar, wie jede Geburt eines Lebendigen, wie jeder größte Schöpfungshergang es iſt. Und iſt es der rechte Krieg, ein Krieg, den das Gefühl und das Gewiſſen eines Volkes innerlich ergriffen hat, ſo iſt er auch im Innerſten groß und erhaben. Wir beugen die Stirnen vor ihm in Schmerz und Kleinheit und heben ſie doch zu dem Glanze empor, der uns von dem Gewaltigen entgegenſtrahlt, denn er hält uns das menſchlich Ewige leuchtend, drohend, befreiend vor unſer ſcheues Auge. Wir haben nie ſo dicht und ſo machtvoll die Heiligkeit der großen irdiſchen Mächte unſeres Daſeins geſpürt. Der Einzelne opfert ſich hin, in tiefer religiöſer Weihe, dem Ganzen, dem Höheren, dem irdiſch Höchſten, ſeinem Volke, das ihn überlebt, das in Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft Ein Lebeweſen iſt, Ein Lebensſtrom. Er kniet vor dieſen Mächten, die über ihm ſtehen und deren Anerkennung

ihn nicht kleiner, sondern größer macht, und jede unerstickbar tiefe Sehnsucht der Hingabe an ein Allgemeines, ein Höheres, ein Ewiges schlägt diesem großen harten Kampf entgegen, ein Hauch des Unendlichen, ein Hauch von unerschöpflichem seelischem Leben bei so viel Tod. Die Größe dieses Menschlich-Übermenschlichen, das unser Leben erst lebenswert macht, bricht hier einmal unmittelbar, unabweisbar, gebieterisch, vernichtend, segnend in unser armes Dasein hinein — durchschüttelnd und gleichmachend, starkmachend, reinigend. Und um uns lebt und dröhnt es, dieses große, gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Die blutroten Fahnen dieses Krieges führen die Kraft und das Leben und die Zukunft voran. Die unter ihnen schreiten, tun es mit Selbstverständlichkeit, schlicht und ernst. Der Einzelne fühlt es genau: er ist nichts. Er opfert sich auf, er fügt sich ein, er vergeht in der Masse, und über ihm handelt und siegt nur sie. Und dennoch: er ist ganz dabei, und dennoch: er ist alles. Denn er bringt sich ganz, alle Spannkraft von Seele und Leib, jede Regung des Willens, des Mutes, der reichsten persönlichen Ausgestaltung. Das eben ist der Segen unseres Volksheeres: die freie Persönlichkeit gibt sich hin und wirkt sich aus, darin ruht seine Unerschöpflichkeit. Es gibt keine höhere Menschenleistung als die Leistung des Feldherrn in Feldzug und Schlacht. Da drängt sich alle Menschenkraft in eine Stunde, in eine Tat, in einen Entschluß zusammen; es gibt kein stärkeres menschliches Kunstwerk als dieses. Aber gebunden ist alles an jenen Willen der Hunderttausende und Millionen, der frei mitgeht, der mitwill, der frei und entschlußkräftig mithilft: unsere Soldaten sind keine Maschinen, sondern volle Menschen. Und jeder von ihnen opfert sein Alles, das, was er nur einmal hat, auch jeder Gemeine trägt feierlich hohe Kräfte, das Beste seines Lebens, das Beste des Menschenwesens, das Beste seines Volkes, seiner Kultur, seines Glaubens, seines Hauses, seines Elternhauses in den Kampf hinein, und das Zusammen von Oben und Unten erst ist der Sieg. Es gibt nichts menschlich Größeres, bei allem Grauen, als den Krieg, nichts Mannhafteres, aber auch nichts innerlicher Beseeltes. Deshalb ist er die Jahrtausende hindurch und bis in unsere kluge Gegenwart hinein doch eben immer wieder

die große Probe der Lebendigkeit, der Richter über Leben und Tod der Nationen geworden: es iſt eine Läſterung, ihn die Verneinung des innerlichen Völkerlebens zu ſchelten. Die beſten Güter eines Volkes erringen ſich nicht nur in ihm, ſie führen ihn, ſie durchſeelen ihn, ſie heiligen ihn ſelbſt.

III

Und darin liegt auch das Dritte beſchloſſen, wovon ich hier ſprechen gewollt. Die Urſprünge dieſes Kampfes liegen im großen Zuſammenhange unſeres Völkerkreiſes. Seine Kräfte wurzeln im tiefſten Grunde unſerer deutſchen Sittlichkeit, unſeres Staats- und Perſönlichkeitsdaſeins, unſerer innerlichſten Kultur. Und ſeine Ziele? Wo ſtehen wir? In großen Weiten, die unſer Daſein umſchließen und weihen. Wir fragen, ob nicht auch die Ziele beſtimmt ſein müſſen, beſtimmt ſein dürfen und werden von dieſen ſelben beſten Kräften und Ideen, die wir beſitzen.

Freilich, nur in Kürze und mit Vorſicht darf ich hiervon handeln, und eine Formel vermag ich nicht aufzuſtellen, weder Prophezeiung noch Programm. Aber wir taſten ja doch alle, wir fragen doch alle nach dem Ende, das wir dieſem Kriege erſehnen ſollen, wir alle ſuchen die Aufgaben, die Möglichkeiten zu durchdenken, das Bild der Zukunft, die wir wünſchen wollen, wenigſtens im Großen und Grundſätzlichen vorbereitend zu ordnen. Auf die Probleme verſuche ich hier noch hinzudeuten: unter dem Leitgedanken, den ich wiederhole, daß es ſich auch bei den Erfolgen, die wir erhoffen, bei den Wendungen, die wir erwarten können, um große Güter, um edelſte menſchliche Zuſammenhänge, um die beſten Werte deutſcher Kultur dreht.

Die grundlegende Tatſache für das Innere haben wir gleich anfangs erlebt: die Erfahrung unſerer Einigkeit. Unverlierbar iſt die Lehre dieſer Anfänge, dieſes Aufſchäumen der Millionen in Begeiſterung, Ernſt und Liebe. Es war eine Einigkeit nicht nur zwiſchen Nord und Süd — die haben wir ſtets erwartet; nicht nur der Bekenntniſſe und Kirchen — wir haben ſie nie bezweifelt; aber ebenſo aller Schichten, aller Parteien, aller der alten bitteren, verbitterten Gegenſätze in Geſellſchaft und Staat. Der gute Wille

war überwältigend groß. Und er hat sich im Felde bis zu diesem Tage glanzvoll betätigt.

Er wird dort und wird daheim viel zu tun behalten. Die Erinnerung an die Augusttage bleibt als Erlebnis ewig jung: eine Poesie, die in der Prosa kommender nüchternerer Tage ihr Licht erwärmend und beseelend ausgießen muß und wird. Was uns zunächst bevorsteht, das ist die gemeinsame Anspannung, auch innen. Ein harter Winter steht uns bevor, da wird es Elend zu lindern, Lasten zu tragen, Fürsorge zu leisten geben — unermeßlich viel. Wir sehen ungeheure Pflichten aufsteigen für Staat, Gemeinden, Besitzende. Große, einheitliche, zusammenschließende, zwingende Ordnungen werden auch da aufgerichtet werden müssen, wie die Kriegsleitung und -führung im Heer sie uns gezeigt hat: ein staatssozialistischer Zug? Vielleicht; es kommt auf Worte nicht an. Jedoch die Notwendigkeit ist gebieterisch, es muß geleistet und es muß geopfert werden, wir sind aneinander gebunden und müssen es gemeinsam durchleben und einander helfen.

Darüber hinaus aber? Was kann es für Ziele im Innenleben unserer Nation geben jenseits des Friedensschlusses? Da wogt der Nebel der Zukunft. Eines hat sich uns erwiesen und erweist sich uns alle Tage: gottlob, wir *sind* eine Nation. Unsere Führung in Reich und Sonderstaat, unsere Monarchie erwies sich uns lebendig: wir haben auch da nie etwas anderes geglaubt, aber wir greifen es nun mit Händen. Es ist Ein Blut, Ein Blutsopfer, Ein Verständnis zwischen Fürst und Volk. Dieser Zusammenhang muß dauern, diese Einigkeit von Fürstentum, Reich, Staat, Volk *muß* der Zukunft die Züge einpressen. Und das gilt für beide und für alle Seiten. Alle opfern sie, im Verhältnis wird das Blutopfer der Gebildeten, der höheren Stände das stärkste, das verzehrendste sein, ruhen aber sehen wir alles auf der breiten Grundlage des unbedingten guten Willens der Massen, der Massen in Land und Stadt. Ohne ihn würde unserem gewaltigen Gebäude die Standfestigkeit und der Kitt fehlen. Die monarchische Führung hat es aufgerichtet und ausgebaut, sie hat es mit Geist und Leben, mit Willen und Regel erfüllt, das ist gewiß; aber sie hat in der entscheidenden Stunde, für die enscheidende Tat den freien Widerhall der Millionen gefunden. Wir haben in ver-

gangenen Kämpfen, wir, die wir an unseren Staat glaubten, in ihm atmeten und für ihn stritten, uns so manches Mal bang gefragt, ob die unabweisbaren Lebensforderungen des deutschen Staates von unseren Massen anerkannt und erfüllt würden, ob jene die Mitträger des nationalen Daseins in Staat, Heer und Welt sein wollten und könnten. Der 4. August hat die Antwort gegeben: ja. Mit tiefem, befreiendem Jubel haben wir es gehört — nicht nur des Krieges halber. Denn daß die Massen dem Banner folgen würden, das haben wir doch immer erwartet. Aber dieser freie und rückhaltlose Anschluß bedeutet nicht nur für die Kriegführung selber schon unendlich viel; wir atmeten auf, um unseres ganzen nationalen Daseins halber. Dieses freie Ja muß und wird seine Früchte tragen. Gewiß, hier liegen Zukunftsprobleme genug, und wenn wir siegen, so werden wir noch nicht im Paradiese sein. Aber Vertrauen und Hoffnung aufeinander, Sicherheit und Zusammenhang sind unendlich gestiegen, der Kitt des guten Willens, des Blutes, der Erlebnisse, der Sorgen und der Siege kann nicht ohne tiefe Wirkung sein, er muß doch zur Annäherung, Einigung, Durchdringung helfen, unten und oben! Wir ahnen neue Horizonte, neue Aufgaben und werden ihnen mit neuem Glauben entgegenziehen. Auch da, so vertrauen wir, wird der Krieg seine lebenschaffende, lebenlösende Arbeit einmal wieder getan haben: das Stockende in Fluß zu bringen, das Schwierige, anscheinend Unmögliche möglich zu machen, neue Ziele, neue Entwickelung innerhalb unserer Nation. Er hat erzogen und er wird weiter erziehen zur Staatsgesinnung; er wird, je schwerer und je ernster seine Kämpfe weiterrollen werden, um so unwidersprechlicher und um so eindringlicher gelehrt haben, wie ganz auch die Massen und gerade sie vom Wohlergehen und auch von der Weltstellung, der Macht des nationalen Ganzen, von der Macht unseres Staates abhängig sind. Er schenkte uns in diesen großen Wochen bereits eine ergreifende Milderung der Einseitigkeit des bloß wirtschaftlichen Triebes, eine neue Einschärfung des Geistigen und des Gemeinsamen, unserer Zusammengehörigkeit in harter Welt, eine Vertiefung von Verständnis, Einsicht und Willen überall.

Wohl sind das Ausblicke, ich nannte es so, in den wogenden

Nebel: ich glaube hoffen zu dürfen, daß ihn die Sonne beglänzen und der Lufthauch des großen historischen Lebens zerteilen wird.

Und das Letzte, der Ausblick in die Zukunft des Äußeren, auf die Ergebnisse dieses Krieges in seiner eigenen, der internationalen Welt? Da vollends gilt es Zurückhaltung. Alles, was wir da erstreben können, bleibt abhängig vom Verlaufe des Krieges, vom Maße des Erfolges selbst; es kann mit der Stunde wachsen und sinken, ehe der Schluß herankommt, und ein leichtfertiges Fordern oder ein bestimmter Entschluß wäre noch lange eine Vermessenheit. Nur nach den Zielen wird man auch hier, in allgemeinen Erwägungen, tastend und überlegend zu fragen beginnen, die wir im Grundsatz hier wünschen wollen; der Frage aber kann innerlich keiner von uns ausweichen, und auch gemeinsam müssen wir sie uns stellen.

Die Voraussetzung jeder Spekulation über diese Zukunft ist Sieg. Die Niederlage wäre der Tod; unterliegen wir, so brauchen wir uns die Köpfe über keinerlei Zukunft mehr zu zerbrechen. Aber wir vertrauen auf den Sieg, wir müssen ihn haben und müssen ihn gewinnen. Führte der Sieg auch nur bis zur Selbstbehauptung Deutschlands, selbst dann blieben Lebensfolgen von ihm zu erwarten, ein Aufschwung, auch der inneren und der ausstrahlenden Kräfte. Friedrich II. hatte sich mit knapper Not gegen eine feindliche Welt nur eben behauptet, und er wurde dennoch, von 1763 ab, in Weltstellung, in innerer Kulturarbeit und äußerer Kulturwirkung über das damalige Europa hin zum Führer seiner Zeit. Lebenswirkungen erhöben sich uns schon da. Unser Dasein selber gesichert zu haben, das wäre, wie es die erste und dringendste aller Aufgaben ist, auch in den Folgen schon ein Großes und würde uns stärker und lebendiger hinterlassen, als wir gewesen sind.

Jedoch wir hoffen auf mehr, wir hoffen auf volleren Sieg. Und selbst diejenige Selbstbehauptung, die uns befriedigen könnte, setzt ja ein großes Stück Sieg voraus. Wir wissen, was wir als Mindestes anstreben müssen: eine Niederringung unserer drei großen Feinde so weit, daß wir leben können ohne den umschnürenden Druck der letzten Vergangenheit; so weit zum mindesten, daß wir gedeckt sind und atmen und arbeiten können, ge-

ſichert inmitten einer — wir wiſſen es! — auch künftighin tiefſeindlichen Welt.

Wir ſpannen Wünſche und Hoffnungen höher. Wir wollen nicht aufhören, ehe wir ganze Arbeit getan haben. Wie weit ſie führen kann, das hängt vom Schwerte ab. Wir fühlen alle, und ich ſagte es zuvor: von dem Augenblicke an, wo England den Krieg mit uns endgültig geſucht hat, iſt England unſer eigentlicher Weltfeind. Wir werden es niederzukämpfen haben, ſoweit unſere Kräfte es je vermögen — wie weit wir kommen, wird ſich zeigen, aber einzuſetzen haben wir an dieſem Punkte alles. Wir *wünſchen* uns heute die Zertrümmerung der einklemmenden Welt- und Seeobergewalt, der Alleingewalt Großbritanniens. Wir *brauchen* als Mindeſtes die Anerkennung unſeres Weltdaſeins durch Großbritannien und eine greifbar feſte Garantie ſolcher Anerkennung. Formen und Maß zu erörtern, gehört nicht hierher. Nur eines möchte ich hier noch verfolgen, hier, wo ich von den Zuſammenhängen, den kulturellen Kräften dieſes Krieges ſprach: wir werden, wenn wir es irgend vermögen, ausgreifen müſſen nach Weſt und Oſt, gegen Rußland hier, gegen Frankreich und zumal gegen England dort. Wir werden ausgreifen müſſen — nicht um zu annektieren, davon bin ich auf das tiefſte überzeugt: fremdartige Volks- und Länderſtücke unſerem Reichskörper einzufügen, das wäre kein Segen für uns, wir werden nur nehmen, was wir militäriſch unbedingt brauchen, als Deckung. Aber ſchon haben wir, Öſterreicher wie Deutſche, in lauten Aufrufen die Befreiung Polens angeboten; Wege, die wir als Sieger zu gehen ſuchen müſſen, Wege, die wir durch Dornen und Schwierigkeiten hindurch zu finden und zu bahnen trachten müſſen, ſind damit ſchon bezeichnet. Wenn dieſer Krieg über bloße Abwehr hinaus gelangt, ſo wird der Erdteil neue Formen erhalten: nicht um unſer Reich in ſich anzuſchwellen — wir wollen unſere nationale Geſchloſſenheit daheim nicht opfern; aber ein neues Syſtem rings um uns herum muß das Ergebnis ſein. Ein neues, klarer geregeltes Verhältnis Deutſchlands zu Öſterreich-Ungarn; ein Bund der europäiſchen Mitte, feſter, auch wirtſchaftlich und insbeſondere wirtſchaftlich feſter als jetzt, ein Bund der beiden Kaiſerreiche und, ſo müſſen wir hoffen, über die beiden Kaiſerreiche hinaus. Es ſind auch hier, in Oſt

und West, in Polen oder Belgien oder in beiden, unendlich schwere Probleme: aber diese Probleme dringen auf uns ein, wir müssen uns auf sie einrichten. Und dazu, soweit wir es vermögen werden, die Befreiung der Nachbarvölker: Rußland hat uns dieses Streben aufgezwungen, wir müssen seine Nachbarn, Völker, die es geknechtet oder die es bedroht hat, zwischen uns und Rußland zu legen suchen, sie durch unsere Macht decken und unsere Macht durch sie, und sie mit unserer Wirtschaft in Beziehung setzen. Dahin drängt unser Daseinsbedürfnis von selbst. Wir müssen die Formen suchen, vielleicht schrittweise, langsam in Zukunft vorwärts tastend von Kreis zu Kreis; vielleicht, je nach den Ereignissen, in rascherem Gange. Und eines ist damit ausgesprochen — vor dem Kriege hat es ein geistreicher Schwede, Kjellén in Gotenburg, bereits so gefordert, so von der Zukunft gewünscht: Deutschland nimmt dann eine neue, weitere, höherragende Stellung als bisher ein, eine europäische Stellung, gegen das östliche, halbasiatische Rußland, gegen das ozeanische, übereuropäische England, gegen und über Frankreich oder auch neben und mit Frankreich, je nachdem die Regelung mit diesem fällt. Ein neues Mitteleuropa unter deutscher Führung steigt da vor uns auf, als Vorstellung, als Bild, als Möglichkeit: nicht von Deutschland beherrscht, aber von Deutschland überragt und beschirmt, mit Deutschland, dem deutschen Nationalstaate, der er selber bleibt, als Kern und Halt; ein Mitteleuropa, in dem die West- und Südslawen, die europäischen, die römisch-katholischen Slawen, mit uns Deutschen (und wer weiß, wie weit? mit den übrigen Festlandsgermanen) zusammenstehen, die Magyaren dazu, vielleicht einmal noch andere, noch viel weitere, angelehnte Staaten und Stämme. Es wird kein einheitliches Staatswesen, nicht einmal ein Bundesstaat, höchstens ein Staatenbund sein können, und auch keine Einheit der Rasse, wenngleich germanisch im Grundelement, wohl aber eine Einheit der Kultur und der auswärtigen Macht — neben Rußland und England, neben Nordamerika und den kommenden Reichen Südamerikas, neben Ostasien eine Welt für sich, die neu in sich zusammengefaßte, alte Keimwelt des heutigen Völkerkreises, die eigentlich europäisch-kontinentale Welt, mit mancherlei innerlichen Kulturverschiedenheiten, aber auch den Kulturgemeinsamkeiten des europäischen

Kontinents. Diese Aufgabe hat jener Schwede uns ersehnt, von allgemeiner Weltüberschau und von germanischer Sympathie, also vom Gedanken aus. Die plötzliche Wirklichkeit des Krieges kann sie wohl mit nüchternem Schwunge heraufführen, als Forderung und Ergebnis der politischen Lage, als eine politische Notwendigkeit, früher oder später, stückweise oder vielleicht auch ganz. Und damit besäße Deutschland, was nach Kjellén's Urteil ihm bisher gemangelt hat: ein großes ideelles Ziel seines Weltdranges, seiner Weltausdehnung, eine beseelende Aufgabe der Führung, der Vertretung, einen großen Kreis für seine wirtschaftlichen und politischen Kräfte, für seine eigentliche Weltstellung und Weltmission innerhalb des alten Kontinents, in dessen Mitte wir einmal stehen und immer bleiben; aber von ihm aus zugleich eine feste Grundlage für seine Weltstellung auch über See. Denn auch diese muß, als die natürliche Folge der Stärke daheim, als das Ergebnis europäischer Schlachten wie stets, für uns wiederkehren und muß wachsen: wir brauchen ein Kolonialreich, auch draußen in der Welt. Wohl sind das gewaltige Ausblicke, die uns noch anmuten wie Träume und die doch Wirklichkeit werden können, vielleicht sogar in nahem jähem Vollzuge. Und sie enthalten wieder das Zusammen von Macht und Kultur. Es wären ungeheure Felder für die Betätigung unserer inneren Kräfte, für den Austausch der Kräfte zwischen uns und unseren historischen Nachbarn ringsum; es wäre die Deckung der alten europäischen Welt und ihres vielgestaltigen kulturellen Lebens gegen Ost und West, gegen feindselige, fremde, halb- oder uneuropäische Mächte und Kulturen; es wäre für unsern Krieg eine ungeheure Frucht künftigen Lebens, künftiger Ausdehnung, Ergänzung, Betätigung des deutschen Wesens, auch in Wirtschaft und geistiger Arbeit. Es wäre ein Ausblick auf eine Zukunftswirkung des deutschen Denkens und Schaffens, der die Opfer der Stunde zu verklären vermag; es wäre aus dem Kriege, den wir inmitten der deutschen Kulturkräfte begriffen haben, eine Frucht deutscher Weltkultur: das Weiterleben des deutschen Wesens, das wir lieben und über allem wertvoll halten, das Weiterleben aller der deutschen Kämpfer, die freudig und todesbereit für unser Volk hinausgezogen sind und die wir in diesen harten großen Tagen begraben und betrauern

gemußt — ihr Weiterleben in einer neuen Blüte des Deutschtums, inmitten des Kreises der europäischen Völker. Das sind Ziele grundsätzlich hoher Art, nicht der Eroberung, aber der Auswirkung unserer Kräfte, die im Zusammenhange ständen mit allem Leben unserer Vergangenheit und die aus diesem Kampfe erblühen können: auch in die Zukunft hinein erstreckt dieser Krieg, so wollen und sollen wir glauben, Aufgaben der Gesittung und keineswegs bloß der Gewalt. Erwärmen wir uns die Herzen daran — nicht nur zum Troste für tausend Opfer und tausendfache Not, sondern zur Vorbereitung für einen kommenden Tag! Denken wir uns in sie schon heute hinein! Stellen wir unsere deutschen Wünsche in weiten menschlichen Zusammenhang!

Das nächste werden wir darüber wahrlich nicht vergessen. Es sind Zukunftswünsche, Hoffnungswünsche, und wir ringen noch um unser Dasein selbst. Wir vergessen den furchtbaren Ernst, die schwere Drohung der Stunde nicht: erst durch! erst voran! Wir hören im Schlachtendonner von Ost und West den Widerhall der alten Siege unseres Volkes, den teuren Klang unserer großen ruhmvollen Vergangenheit, der unsere Kindheit und Jugend erhoben und geweiht hat, und wir jauchzen unseren Kämpfern stolz und freudig zu. Wir sammeln noch erst und noch lange alle Kräfte im Kampf. Wir stellen diesen Kampf, gut deutsch, hinein in den Lebensstrom unserer Geschichte, unserer sittlichen Güter, unserer deutschen und menschheitlichen Ideale — aber als Deutsche, mit dem ausschließlichen Bewußtsein, zu ringen um unser Deutschtum und seinen Fortbestand, mit dem ausschließlichen Glauben und mit der heißen und zornigen Liebe für unser Vaterland, für unser Volk, für unser Reich, mit dem inbrünstigen Segen für alle Taten und für alle Leiden unseres Heeres zu See und Land, mit dem heißesten Wunsche des Sieges, mit dem Entschlusse, auszuharren bis ans Ende, auch wir daheim, in demütiger Hingabe und tapferem Vertrauen und in unerschütterlich selbstüberwindender Geduld. Wir preisen die große Stunde und flehen um Kraft, ihrer würdig zu sein. Und der dies Deutschland schuf, der Gott unserer Väter und unserer Kinder, er erhalte es! er erhöhe es! er segne es!

# Die englische Weltmacht

Geschrieben für die Süddeutschen Monatshefte zum Oktober 1914

An die Umschau dieses Heftes gehört der Blick auf die Weltmacht des Gegners hinein, von dem wir alle wissen, daß er heute unser eigentlicher Weltgegner geworden ist und daß dieser Krieg, dessen innerster Urheber jener war, zu einem die Zukunft wirklich sichernden Ergebnisse nur führen kann, wenn er zu einer wirklich in die Tiefe gehenden, zwingenden Auseinandersetzung mit ihm, mit England, geführt haben wird. Wir kämpfen um die Bewahrung unserer Stellung von 1871, der Stellung in Europa, die wir einstmals erstritten haben und die unsere Nachbarn uns wieder nehmen wollen, um den Bestand unseres Reiches und unserer Nation. Wir kämpfen zudem um die Erringung unserer Stellung in der weiten Welt, die wir nicht entbehren können und die uns von der alten europäischen Vorgewalt auf und über den Meeren niemals bis heute zugestanden worden ist: in englischen Händen laufen die Widerstände hier und dort zusammen. Daß Englands Gewalt Weltgewalt ist, wie sie dazu wurde und wie weit sie bis heute kam, das geht uns um so stärker an.

Englands weltgeschichtliche Größe beginnt um 1600: inmitten der Erhebung der nord- und westeuropäischen Staaten erhebt sich dieser Inselstaat, der, Europa vorgelagert, bis dahin die Möglichkeiten seiner Insellage nicht ausgenützt hat; er befreit sich vom Festlande, stellt sich auf sich selbst, richtet sich, in kühnem Aufstiege, auf die Meere, auf die nordeuropäischen zuerst, dann auf den neuentdeckten Atlantischen Ozean und seine Randgebiete. In sich national zusammengefaßt, drängt dieser Staat mit wilder Kraft hinaus, in Handel, Seeraub, Krieg, beginnender Eroberung. Der Abfall von der Weltkirche stärkt seine selbständige Energie im Innern und nach außen hin; das Zeitalter der Elisabeth weist aller englischen Weltzukunft die Wege. Das 17. Jahrhundert hat diese Kräfte innerlich vertieft, das Puritanertum sie gereinigt, erzogen, gestählt, aber sie um so straffer in die Welt hinausgewiesen: es hat nicht nur Nordamerika kolonisiert, sondern dem englischen Wesen selber gewaltige Antriebe sittlich-religiöser Zusammenfassung und nationalen Stolzes verliehen. Es hat, nach der Elisabeth, zuerst wieder — um 1650 — den inneren Strom nach

außen getrieben, eine große Politik geführt, England in Westindien vorwärtsgebracht, gegen den alten, katholischen, spanischen Feind; es hat den Kampf gegen den protestantischen Nebenbuhler in Handel und Seemacht begonnen, gegen Holland; es war, in seinen Nachwirkungen, stark beteiligt an der Wendung, die England dann gegen den neuen Nebenbuhler, das katholische Königtum Ludwigs XIV., gegen die Welt, Kriegs- und Kolonialgewalt Frankreichs nahm. Der Krieg gegen Frankreich hat England zur ersten Weltmacht des merkantilistischen Zeitalters erhoben: ein Krieg von fünf Vierteljahrhunderten, von 1689—1815 fast unablässig fortgeführt, um europäisches Übergewicht — die Engländer nannten es das „Gleichgewicht", aber es war ein Gleichgewicht, dessen Zunge sie hielten und das ihrer Macht zugute kam; ein Krieg, geführt um Handel, Meere, Kolonien, um die weiteste Herrschaft: er hat Nordamerika und Ostindien und zuletzt Südafrika englisch gemacht. Seine Schlachtfelder liegen überall, auf den Meeren und Landen, vor allem aber in Deutschland und in den deutsch-französischen Grenzgebieten, in Belgien zumal; Englands festländische Verbündete zerrieben im Landkriege den französischen Feind, an der Spitze Österreich, zwischendurch Preußen, zu allerletzt auch Rußland; die englische Flotte eroberte, in hundertjährigem Ringen, daneben für England das Meer. Staatsmänner, Feldherren, Admirale sind die sichtbarsten Helden dieses Riesenzweikampfes, dieser Welteroberung gewesen: dahinter erst die englische Kaufmannschaft und am Schlusse, neben sie tretend, die englische Industrie. Aber es war immer ein Kampf für Staat und Wirtschaft zugleich. Politische Kraft, von der parlamentarischen Aristokratie ausgebildet und weitervererbt, politische Kraft der Selbstregierung und Selbstbetätigung, alle Eigenschaften der rücksichtslosen Energie, des Glaubens an das eigene Volk und sein ausschließliches Recht, seinen inneren Vorrang, seine Weltmission und seine Zukunft; militärische Kraft, die in den großen Seehelden, in Nelsons persönlich gesetzloser, wilder und großartiger Angriffslust gipfelte; wirtschaftliche Kraft des Kolonisators, des Kaufmanns, des Erfinders: sie gingen Hand in Hand; die Tugenden des Seevolks betätigten sich in allen diesen Richtungen, in verschiedener Art, immer zum selben Ziele,

Tugenden und ihre Schattenseiten, Kraft und Brutalität, nationale und persönliche Selbstsucht und Einfügung, der Sinn für das Wirkliche, Greifbare, Mögliche, der Schwung eines großen selbstüberzeugten Aufstiegs, dem England als die Menschheit galt, und dem doch jedes grobe Mittel um so erlaubter schien, eine überaus wirksame Vereinigung von staatlicher Sammlung und persönlicher Selbständigkeit. Die Mischung der Elemente in der englischen Rasse und die Erziehung der Geschichte, die Einwirkung der Inselage, die schirmende und hinausleitende See haben diese Mischung der Eigenschaften erwirkt und das englische Volk lange an die Spitze aller Seevölker gestellt. England gewann im Kampfe das Übergewicht des europäischen Handels und dann des neuen Großgewerbes, alle Stränge aber faßte zusammen und lenkte der große Krieg. Um 1800 erreichte dies alles die Höhe dieser älteren Epoche: im Siege über die französische Revolution und Napoleon; es war der Sieg Englands über den Todfeind und über die Welt. Nordamerika freilich hatte man, dank der unnachgiebigen Herrschaftsansprüche des Merkantilismus, verloren; das Kolonialreich war nach 1780 kleiner geworden; immerhin, Kanada, Westindien, Ostindien waren englisch geblieben, und der neue Krieg hatte dann als Hauptstücke das Kapland und Ceylon hinzugebracht, bis nach Ostindien und Australien hin hatte sich England die Wege gesichert. Nach 1800 besaß England wieder ein Weltreich; und seit 1815 hatte es keinen Weltgegner mehr. Es hatte, vorher von Europa als erdrückende wirtschaftliche Macht gehaßt, im Kampfe gegen Napoleon Europa geführt und es mitbefreit; es sorgte im Frieden von 1815 dafür, daß ihm kein neuer Gegner erstünde. 1700 war diese Bahn beschritten worden; nach 1750 erklomm man, mit Friedrichs II. Hilfe, die entscheidenden Stellungen; jetzt war man oben. Ein halbes Jahrhundert ungefährdeter, unangefochtener englischer Weltvorgewalt brach an: England ruhte auf seinen Siegen, es brauchte nicht weiter zu streiten, es erntete von den Saaten dieser vier kampferfüllten Menschenalter. Es konnte liberal werden, in seiner Kolonialpolitik wie in seiner Innenpolitik; es dezentralisierte sein Weltreich, es verlieh ihm Freiheiten, die dem Abfall vorbeugen sollten; es brauchte nicht Krieg zu führen; es organisierte wohl seine Auswanderung, aber es überließ im wesentlichen

die strömenden wirtschaftlichen Kräfte sich selber, und es überzog so Australien mit einem englischen Besiedlungsnetze; die Dinge liefen von selber, nur in Ostindien und in China half die alte Waffenpolitik nach. Aber das Ergebnis war eine ungeheure Befestigung und Dehnung des englischen Besitzes, auch in diesen Jahrzehnten des überwiegenden Friedens. Um 1850 erstieg diese neue Periode ihren Gipfel. Indien wurde nach dem 57er Aufstande neugesichert und verstaatlicht; es wurde gegen das allmählich andrängende Rußland gedeckt, und in Rußland erwuchs allerdings ein neuer Weltgegner; man warf ihn, noch ohne allzugroße Anstrengung, zurück. Es war die Zeit des englischen Bürgertums, des riesenhaften Übergewichts von Englands Handel und Industrie auf der ganzen Erde, und deshalb die Zeit des englischen Freihandels; das Königreich ging zum vollen Industrialismus über; die Welt gehörte ihm, für seine Versorgung mit Lebensbedarf und für den Absatz seiner eigenen Waren. Ein klassisches System, einheitlich im Innern und Äußern, lebensvoll und unablässig vordringend; es umspannte die Heimat und die Welt. Europa lag im Schatten seiner kontinentalen Kämpfe, der nationalen Staatenbildungen; England blieb ungestört. In England selber wuchsen die Massen; sie blieben auf die englische gewerbliche Vorherrschaft, auf die Versorgung durch die Nahrungsmittel über See angewiesen. Sie drangen nach 1850 immer deutlicher ein auch in den englischen Staat, in die Verfassung; das eigentlich bürgerliche Zeitalter verblich allgemach. Da kam das entscheidend Neue von außen her. Die Einzigartigkeit Englands begann, von 1860 und 1870 ab, bestritten zu werden: neue Nationalstaaten schlossen sich, in Europa und Nordamerika, einheitlich zusammen; neue, große nationale Wirtschaften gingen über zur Industrie, wurden Englands Mitbewerber in Wirtschaft und in Macht. Neben den Vereinigten Staaten kam Deutschland empor: zunächst auf dem Kontinent; aber sein Gewicht wirkte bald auch in Englands Kreise hinein.

Im Innern wurde die bürgerlich-liberale Allgewalt durch Gegner von rechts und links bedroht; das Wahlrecht wurde erweitert und die Oberschicht des vierten Standes zog in das Parlament ein; die konservativen Gedanken und Gewalten erhoben sich,

von demokratischer Grundlage her, zugleich und bestritten dem Liberalismus, dem Laufenlassen der Welt und der großen Politik, der lässigen Friedenspolitik das Recht. Die Welt dringe von neuem auf Großbritannien ein, es müsse sich wahren.

Von 1874—80 hat Benjamin Disraeli das Staatssteuer gewendet und auf neue Aufgaben eingestellt. Man hatte das burische Südafrika halb frei gelassen: er zog es in den Machtkreis des Reiches zurück. Er nahm den Kampf gegen Rußland auf, erwarb die Aktien des Suezkanals, setzte seiner Königin die indische Kaiserkrone aufs Haupt, erkaufte sich durch die altenglische Politik der Deckung der Türkei gegen den gemeinsamen vordringenden Weltfeind Rußland vom Sultan die Insel Cypern: er befestigte die beiden Wege nach Indien und Indien selber mit neuer, angreifender Kraft. Ägypten begann, so wie Bonaparte es ehedem erfaßt hatte, deutlich zum Angelpunkte der englischen Weltmacht zu werden, in Afrika bereits, hauptsächlich aber nach Ostasien hin.

Das war Rückkehr der Reichspolitik zur auswärtigen Aktion, zu den Bestrebungen und Überlieferungen des 18. Jahrhunderts. Die Nachfolger sind auf Disraelis Wegen weitergeschritten: Salisbury, Chamberlain. Eine starke auswärtige Politik: sie kehrte sich gegen Rußland, zum Teil gegen den alten Nebenbuhler Frankreich, gegen beide in Ostasien und im Mittelmeergebiete. Eine starke Politik der Zusammenhaltung und Festigung des Reiches: der Imperialismus begann sein Werk. Er stammte aus der Gegenwirkung gegen jene neu aufgetretenen Nebenbuhler in der Welt, in Handel, Industrie, Kolonien, Flottenbau und Macht, gegen die Aufhebung der englischen Monopolstellung auf dem Erdball; er wies auf die neuen Mitbewerber, die neuen Kolonialgründungen, die neuen Marinen hin, auf die Gefährdung des alten unbedingten Vorrangs, auf die Gefährdung der englischen Massen durch die wirtschaftliche Konkurrenz, vielleicht einmal durch die Flotten der anderen, die die Ernährung Großbritanniens abzuschneiden vermögen würden; auf die Notwendigkeit, Macht, Kolonialgebiete, Flotte, vor allem das Reich in seinem inneren Zusammenhalt zu stärken. Es kam zu einem immer allgemeineren Rückschlage Englands gegen die veränderte Weltlage: zur Rückwendung, teilweise, zu den Mitteln des Merkantilismus. Das Reich wurde fester ange-

zogen und erweitert: Indien eifriger gedeckt, das holländische Südafrika, zuletzt im Burenkriege von 1899, mit Gewalt niedergeschlagen und eingefügt, nachdem zuvor Cecil Rhodes den englischen Besitz im ganzen Süden des Erdteils großartig vorgeschoben hatte; Nordostafrika, Ägypten und der Sudan, von den Liberalen als halbwiderwilligen Testamentsvollstreckern Disraelis zuerst besetzt, wurde nun (—1898) erst ganz erobert. England warf im Niltale den französischen Einbruch 1898 (Faschoda!) schroff zurück; es wehrte sich gegen Frankreichs Verbündeten, Rußland; es suchte Deutschland als Helfer gegen diesen zu gewinnen, und da Deutschland sich entzog, so warb es Japan, es schloß, seiner älteren Geschichte getreu, nach langer „Vereinzelung" wieder ein kontinentales Bündnis gegen den stärksten seiner kontinentalen Feinde, es trat in den Kreis der kontinentalen Staaten wieder unmittelbar hinein. Und wie es Frankreich ohne Schwerthieb geschlagen hatte, so schlug es nun mit dem japanischen Schwerte den Zaren. Der Aufstieg von 1874 her erreichte 1904, im Siege der Japaner über die Russen, seinen ersten hohen Gipfel. Und um 1900 also stand das Weltreich, nach mancherlei Gefahren, unendlich erweitert, zur Verteidigung auch durch den Angriff gerüstet, in neuen Waffen, in neuem Selbstgefühle, in neuer Energie auf dem Plan. Die Fäden von 1800 liefen sichtbar weiter, in der auswärtigen Politik, und in der Reichspolitik zudem.

Von 1895—1903 hat Josef Chamberlain diese Entwicklung als Disraelis Erbe, weiterbauend, geleitet. Der Imperialismus eroberte sich damals den englischen Geist. Die alte liberale Schule, die den Staat ungern als Macht ansah und förderte, starb aus; die neuen Massen halfen ihrem demokratisch-konservativen Führer den Boden zu befestigen und breiter zu machen, auf dem die nationale Wirtschaft und somit auch ihre Existenz ruhte. Die Entgliederung des Reiches, durch Selbstregierung Irlands, wie Gladstone, der Staatsmann des älteren, reformistischen Liberalismus, sie erstrebt hatte, war abgewiesen worden. Die Festigung der inneren Bande des Weltreichs durch wirtschaftlichen und militärisch-politischen Zusammenschluß war die Forderung der großen Kolonien, Kanadas, Australiens; ein neues größeres Britannien wollte über der alten, zu eng, zu schmal gewordenen Heimat, dem Staate

der beiden Inseln, in Wahrheit der einen, östlichen Insel, emporsteigen. So wollte man dem Riesenreiche die innere Einheit, den Austausch seines Menschenmaterials zwischen Heimat und Kolonien, den Austausch der Waren, die Unabhängigkeit von jeder dritten Macht und von der Produktion des Auslandes sichern. Chamberlain griff nach dem stärksten Mittel dazu: er eröffnete 1903 seine große Agitation für die Aufopferung des Freihandels, für die entschiedene Bevorzugung der Kolonien, für die Dahingabe der engeren englischen Interessen, der billigeren Ernährung der englischen Massen, an die höheren Gebote des Reichs. Er ist damit gescheitert: die englischen Arbeiter wiesen den Schutzzoll ab, und der englische Liberalismus kam seit dem Winter von 1905 von neuem zur Herrschaft. Die Gedanken Chamberlains kämpfen seither weiter; den Ausgang wird man nicht zu prophezeien wagen. Die Zolleinheit des Weltreiches ist nicht erstritten worden; an der miliärischen Verteidigung des Weltreiches haben sich die großen Kolonien steigend beteiligt; man sucht nach festen Formen hierfür und für die natürliche Folge, die Anteilnahme der Kolonien an der Bestimmung der britischen Politik. Die Fragen sind riesengroß und schwer; die Formen für die Neuorganisation eines Reiches, das über die Welt verstreut ist, hat man noch nicht gefunden, weder für die Regierungshauptstellen, noch für ein Reichsparlament. An gutem Willen hat es auf beiden Seiten nicht gefehlt. In England kommt das Interesse des Kapitalbesitzes, der Börse, der Schichten, die ihr Geld im Weltreiche arbeiten lassen, „des Rentnerstaates", den neuen Bestrebungen entgegen, und der konservative Zug zur Macht überdies. Die Kolonien haben sich angeboten; England hat sie in großen Föderativgruppen mit weitgehender Unabhängigkeit (Kanada, Australien, Südafrika) zusammengefaßt. Wird die Weiterentwicklung zur föderativen Verfassung für das Ganze des Reiches, zur Auflösung des alten „Großbritanniens nebst Irland" in bundesstaatlich verknüpfte Einzelstaaten, zum Anschlusse der kolonialen Bundesstaaten an den heimischen, bundesstaatlich aufgelösten Zentralstaat führen? Oder wird in diesem Bestreben, die Selbständigkeit der Einzelteile fortzubilden und sie doch zu einem Ganzen zusammenzufügen, schließlich der Selbständigkeit das Übergewicht, den natürlich zentri-

fugalen Gewalten der Sieg zufallen, den sie heute selber nicht wollen, aber der im Wachstum der einzelnen Außenländer zu eigenen, großen Körpern, in der ungeheuren Weite der Entfernungen, in dem Meereschrarakter des ganzen gewaltigen Staatenbündels vorgebildet scheint? Innere Gegensätze laufen zwischen Irland und der Hauptinsel; in der Gesellschaft, im Arbeitertum erheben sich neue Ansprüche, drohend, sprengend, noch unabsehbar in ihren Wirkungen; die alte Verfassung hat sich aufs stärkste demokratisiert; die produktive Kraft der Gesellschaft, die Spannkraft des wirtschaftlichen Fortschritts scheint gewisse Zeichen des Alterns zu verraten. Wird die sittliche und staatliche Kraft aushalten, auf der sich, in gewaltigem Hinausdrängen in Meer und Welt, drei Jahrhunderte hindurch dieses weitestgespannte der Weltreiche begründet hat? Wird die Grundlage nicht allzuschmal werden, wird sie nicht vielleicht in sich selber morscher werden? Wird die Entgliederung nicht über den leidenschaftlichen Versuch unbedingter Zusammenraffung wirklich überwiegen? Man hat alle diese Fragen seit einem Jahrzehnt, bei jeder Betrachtung dieser großen Hergänge, bei jeder Würdigung der Rettungs- und Neugründungsversuche, mit gutem Rechte immer wieder aufgeworfen. An der Stärke Großbritanniens ist noch kein Zweifel; aber überspannt sie sich nicht? Wird Kanada, neben den Vereinigten Staaten, unberührt englisch bleiben, trotz vielen Einflüssen von außen und von innen her? Wird Australien von seiner starken Sonderart nicht weitergerissen werden? Sind in Südafrika die feindseligen Fortwirkungen des Burenkrieges und seine treibenden Gründe wirklich aufgehoben? Man weiß, wie unbefriedigt Indien und Ägypten sind: beide von oben und außen her beherrscht, in beiden ein bitteres Widerstreben und Emporstreben der stammfremden eigenen Bevölkerung. Und überall Gefahren von außen her, neben diesen Gefahren die von innen kommen: die mögliche Bedrohung Kanadas durch die Vereinigten Staaten, Australiens durch Japan, Indiens durch Japan und Rußland, Ägyptens zum mindesten durch die Türkei; das Aufwärts- und Zusammendrängen des Islam, den England ehedem stützte und dessen Feind England neuerdings geworden ist, kann einmal große Wirkungen tun.

Das Gesamtgebilde hat man mit Recht als eine Anomalie bezeichnet: es ist machtvoll und weltweit, aber es steht im Widerspruch zu allem Neuen, Selbständigen, das auf dem Erdenrund überall emporkommt; ein Gebilde von Weltherrschaftscharakter, gestützt auf die Weltseeherrschaft der Heimat. Wird das dauern können? Und werden Nachbarn und innere Sonderkräfte nicht immer nur wachsen und wachsen müssen?

Alle diese Fragen, ich wiederhole es, sind längst gestellt worden. Ich stelle sie hier, in vollem Bewußtsein, aus dem englischen und aus dem allgemeinen Gesichtspunkt heraus, als Beobachter; nicht aus dem deutschen Gesichtspunkt heraus, als der Gegner vom August 1914.

England selber kennt diese Gefahren sehr gut und schon lange. Um so schroffer hat es sich zusammengerafft. Es besaß in sich den Willen zur Selbstbehauptung und die Wucht einer wahren Weltgewalt. Seine Gliedstaaten hatten, obwohl es zum großen Neubau des Gesamtstaates bisher nicht kam, ihren guten Willen für die Heimat immer neu bewiesen; alle Kräfte haben sich betätigt: Rasse, Geschichte, Religion und Kirche, Kultur und Geist, die staatliche Macht der Heimat, die ungeheure Macht ihres Geldes, ihres Kreditsystems, das die Kolonien und die Herrschaftsgebiete überspannt und durchtränkt. Die angelsächsische Empfindung hat sich leidenschaftlich gesteigert. Dennoch ergab sich kein fester Gewinn; und immer sorgenvoller blickte das alte Weltvolk auf jede Bedrohung, die neben dem weltumfassenden Reiche emporzuwachsen und die Fäden, die es zusammenhalten, durchschneiden zu können schien.

Die Geschichte der englischen Wendung gegen Deutschland soll hier nicht behandelt werden. Wir wissen, in Deutschlands Namen hat sich den Engländern jede solche Bedrohung verkörpert und gesammelt; wirtschaftlich und politisch-militärisch sah England immer einseitiger in seinem kontinentalen germanischen Nachbarn den Feind von heute und morgen, den Feind, der ehedem Spanien, dann Holland, dann Frankreich, dann später, gestern noch, Rußland gewesen war. Wir wissen, wie England alle alten Gegner zu versöhnen getrachtet hat, auf immer oder auf so lange, bis es diesem neugehaßtesten den Garaus gemacht haben würde; wie

es den andern Opfer auf Opfer gebracht hat, die sich wohl einmal, vielleicht sehr bald, rächen zu müssen scheinen — den Franzosen vielleicht, den Russen sicher, und den Japanern. Es hat seine Doppellinie, die eine durch Afrika, vom Kap zur Nilmündung, die andre durch Südwestasien, von der Nilmündung zum Indus und Ganges, scharf hindurchzuziehen gestrebt; es hat seine Schirmerstellung für die Türkei eben deshalb in Bedrohung, in Unterwerfung und Vernichtung umgewandelt. Es war 1900 und 1904 auf eine neue Höhe getreten; es ist bis 1914 noch weiter und noch höher geschritten: mit rücksichtsloser Einseitigkeit des Gegensatzes, immer schroffer, immer kampfessicherer. Sein Reich ist heute ausgedehnter als je — wie umklammert und flankiert es den Indischen Ozean, wie durchzieht es das Mittelmeer, wie greift es über den Atlantik nach Kanada und Westindien hinüber; wie umspannt es den Erdball, in Nähe und Ferne, mit seinen Bündnissen, unerhört dicht und weit, und auch da in immer neuem Vordringen, anscheinend ohne Ende und ohne Widerstand. Oder steckt — bis an diese Frage heran hat diese Darstellung führen wollen —, steckt in diesem beinahe krankhaften, diesem fieberhaften Weiter- und Weiterdrängen, in diesem beinahe taumelnden Umsichfassen und Zusammenraffen gegen den einen, angeblich unvermeidlichen, angeblich angriffsentschlossenen und tödlichen Feind, in diesem immer hitzigeren Zusammenschieben eines ungeheuren Einsatzes auf die eine Karte, steckt darin doch mehr an Schwächegefühl, als der erfolggekrönte Stolz der englischen Weltstellung und Weltpolitik uns oder sich selber zugibt? Sind die Risse und Lücken, von innen und außen her, doch eine empfundene Lebensgefahr? Die Frage ist gestellt worden: die Daseinsfrage für Englands Weltgewalt; sie ist durch England gestellt worden. Die Antwort sehnen wir herbei, und was wir dazu tun können, sie zu erteilen, das werden wir wahrhaftig tun. Denn jetzt ist unser Leben, wenn wir es ganz durchzusetzen vermögen, wirklich der englischen Weltherrschaft Tod und ganz gewiß ihre Wunde und ihre Schranke geworden: durch England selbst.

# Neue Horizonte

Aufsatz für die Internationale Monatsschrift und somit auch für das Ausland, geschrieben im November 1914

Wir blicken mit Erstaunen in den Hohlspiegel hinein, mit dem, wie man uns sagt, ein gut Teil der öffentlichen Meinung des neutralen Auslandes das Bild des gegenwärtigen Deutschlands und Deutschtumes auffängt: als ein Bild der rohen Gewaltsamkeit, des äußerlichsten Machthungers, der ideenlosen Unmenschlichkeit. Wir selber haben in diesen Monaten an unserm Volke Dinge gesehen, wie sie größer, reiner, erschütternder keine Geschichte kennt: nach einem feurigen Sturme der Begeisterung eine feste Hingabe, ein grenzenloses Opfern, entschlossen und einfach, so treu und so stark, daß 1813 und 1870 sich darin vereinen. Wir denken mit Ehrfurcht und Stolz an die Jungen, die so viel größer sind als wir selbst, und sehen daheim, rings um uns, den Widerschein von vielem Heldentum. Der Krieg ist hart und kann nicht anders sein, er übt auf unsere Heere seinen Zwang, und völlig ohne menschliche Flecken wird vermutlich eine Millionenmasse kampfdurchbebter Menschen nicht sein können. Was uns überwältigt, das ist inmitten dieser notwendigen Härte die Gesinnung der Gesamtheit, von der wir wissen, daß sie rein ist, so ergreifend rein wie je oder wie nie die Gesinnung einer bewußt um ihr Dasein ringenden Nation. Wir glauben gern, daß ein gut Teil dieser Gesinnung, trotz mancher Berichte, die uns erschrecken, und mancher Kampfesmittel, die wir tief verabscheuen, auch in Frankreich lebt; von England vermögen wir das unendlich schwerer und nur für einen unendlich kleineren Bruchteil der Nation zu glauben; die russische Empfindungswelt ist uns fremd, und die Schlammflut scheußlicher russischer Gewalttaten versperrt uns den Blick in die Tiefen eines menschlichen und nationalen Ideales, von dem man uns sagt, daß es auch die russische Bildung gegen uns vorwärtstreibe. Nationale Leidenschaft freilich spüren wir gegen uns in Ost und West, und wir hören, unser Feind an allen Grenzen ziehe unter der Losung ins Feld: es gelte Europa vom deutschen Militarismus, Deutschland vom preußischen Militarismus zu erlösen. Wir blicken erstaunt auf unsere militärische Stärke, die 43 Jahre lang dem unruhigen Erdteil den Frieden erhalten hat und von deren angeblich so aufwühlender Angriffslust wir so lange so gar

nichts ahnten. Wir vergleichen unsere kriegslose neueste Geschichte unter dem späteren Bismarck und vollends unter Wilhelm II. kopfschüttelnd mit der rastlosen Eroberungspolitik Rußlands, mit dem ewig essenden und ewig unstillbaren Länderhunger Großbritanniens und selbst Frankreichs, mit dem riesenhaften Wachstum all dieser Reiche seit 1871 und 1890, wir denken der Ziffern des russischen Heeres und der englischen Flotte und finden in Bescheidenheit, daß jenes Bild, das unsere Feinde zeichnen und auf das sie sich berufen, die Dinge ungeheuerlich verzerrt und jede Wahrheit schamlos auf den Kopf stellt. Wir sehen alle die besten Eigenschaften, die wir heute an unserem Volke ehren, mit unserer Wehrpflicht im innerlichsten Bunde — die Schulung und Zucht der Persönlichkeit, aber nicht minder die willige, freie Selbsthingabe ihrer frei und sicher ausgeformten, selbständigen und stolzen eigenen Kraft, und wir lächeln verächtlich über die verlogene Phrase, die unsere Gegner um den Erdball peitschen. Wir wissen genau, daß Deutschland den Krieg der Notwehr führt und worum es geht: um unsere Einheit, um Staat und Macht, um Arbeit und Wohlstand, um den Atemraum für unser Volk in der Nähe und in der Ferne, um unsern Anteil an der Weite der Welt, auch an der Weite und Freiheit des Seelenlebens, das einem Volke heute verkümmert, wenn man es vom Mitbesitze der Erde, vom allgemeinen Leben ausschließt; und wir wissen, daß ebendeshalb dieser Kampf, nach langem Versuche uns einzuschnüren, geführt wird um das ganze Leben unserer Kultur. Natürlich: wir gehen aus vom Staate; wie sehr seine Erhaltung und Durchbildung die Grundlage unseres Daseins ist, das ruft uns jeder dieser Tage unwidersprechlich laut in die Seelen hinein. Aber überaus stark ist in allen Schichten unseres Volkes das Bewußtsein, wie schwer mit unserem Staate zugleich unsere Kultur gefährdet ist, ohne die wir alle nicht leben mögen und können: die gesamte Jugend ist von diesem Gefühle tief durchdrungen. All unser geistiges wie unser wirtschaftliches Dasein kann nur bestehen und nur gesund bleiben, wenn ein lebendiger Staat es schirmt und weiterführt. Aber in unserm Erwägen und Empfinden steht der Gedanke an diese Kultur selber, an ihren Eigenwert, an ihren Wert für die Menschheit beinahe voran.

Es gab einmal eine Zeit, da diese Kultur unser einziges Besitztum war, als Hölderlin das heilige Herz der Völker, sein Vaterland, pries, aus dessen Seelentiefen die anderen ihr Bestes schöpften, dieses machtlose Deutschland, dem Schiller in der aufgeteilten Welt nur den Vorrang des Geistes, aber in diesem Vorrang die eigentliche Weltgröße zuwies; eine Zeit, in der Fichte die Notwendigkeit und die Berechtigung eines nationalen Daseins für die Deutschen nur aus ihrer Unentbehrlichkeit für die geistige und die sittliche Weltkultur begründete. Deutschland hat nachher die Entwicklung zur Wirklichkeit nachgeholt, die seine westlichen Nachbarn ihm seit langem vorgelebt hatten, und in tiefgreifenden Kämpfen und Erfolgen trat an die Stelle dieses geistigen, reflektierten Nationalgefühles von 1800 das elementare Nationalgefühl Bismarcks, das den Bestand und die Größe seiner Nation ohne geistige Umwege über die Menschheit und ihre Lebensideale als etwas Selbstverständliches, um ihrer selbst willen, einfach um ihres Daseins willen forderte — wie es die älteren Nationen überall von jeher auch taten. In unserer neuen großen nationalen Zeit hat seitdem auch die deutsche Jugend die Sicherheit und Größe Deutschlands gewollt, weil es Deutschland war und weil wir Deutsche waren. Kein Verständiger kann bestreiten, daß dieses echte und naturhafte Gefühl die gesunde Grundlage auch jeder feineren Nationalempfindung, die Grundlage jeder nationalen Selbstbehauptung sein und bleiben muß. Eine Weile lang hat es, da es sich erst durchsetzen, da es den Deutschen erst ins innerste Blut dringen mußte, vielleicht in Einseitigkeit vorgeherrscht: das war notwendig. Jedoch auch diesem Gefühle kam eine Zeit einer Vertiefung, Verinnerlichung, Verfeinerung. Um 1890 bereits, seit einem Jahrzehnte in der Stille vorgebildet, eine Frucht und eine Ergänzung zugleich von Bismarcks Lebenswerk, drang die Sehnsucht nach einer neuen Beseelung, einer innerlichen Bereicherung und Verdeutschung des neuen Deutschtums heiß an die Oberfläche unseres Lebens: Denker und Dichter und Künstler, Erzieher, Publizisten und Politiker haben dafür gearbeitet, und neben den neuen starken Staat, den wir festhielten und festhalten mußten, stellte sich als oberstes Ziel und als unablässig wachsender Inhalt eine neue Erhebung unserer Kultur. Das Ausland sollte

das wissen — ich erinnere in bunter und zufälliger Mischung an einige der Namen, die dabei voranstanden, an Lagarde und Nietzsche, an Langbehn und Lichtwark und Naumann, an Hauptmann und H. Thoma, an Uhde, Kalckreuth, Klinger, W. Steinhausen, die Reihe würde leicht lang und reich. Wir haben uns an den nationalen Kulturen der anderen Völker gemessen und unsere Eigenart und deren Grenzen daran zu bestimmen gesucht, Deutschland ist grundsätzlich duldsam geblieben und hat von den anderen immer gelernt — eher zu eifrig und manchmal zu unkritisch gelernt. Doch ist unser Eigengefühl in diesen Jahrzehnten immer fester und breiter geworden, und die Besonderheit, das innere Recht und die innere Notwendigkeit unserer Art haben wir, indem wir sie zu befruchten und zu entwickeln wünschten, neben französischem, englischem, russischem Wesen, bei allem, was wir zu entnehmen trachteten, doch immer wieder klar und klarer erkannt. Wir haben, wie alle Weltvölker der neuen Zeit, den Ehrgeiz, diese deutsche Art, in Lernen und Bildung, in Arbeit und Persönlichkeit, in Wirtschaft und Geist, zugleich über die Erde dahinzutragen, in die weite Welt, zu den Deutschen oder den Deutschgebürtigen, die draußen wohnen, in Kolonien, die uns gehören und unser Volkstum weiterbilden sollen, aber auch in die übrigen Länder, die uns Märkte waren, in alle Länder der Kulturwelt, auch in das große Gebiet der national gemischten, ihrer endgültigen Eigenart erst noch entgegenreifenden Kultur drüben in Amerika. Wir haben es stets, wie alle Geschichte es lehrt, für natürlich gehalten, daß nationale Kultur und nationale Macht miteinander verkettet sind und gemeinsam in die Weite streben und einander dort draußen gegenseitig tragen und heben. Unserer Kultur mit dem Schwerte die Bahn hauen zu wollen, wie man uns beschuldigt hat; unserer Kultur in künftigem Waffenkampfe den Schauplatz erobern zu wollen, den andere Völker des europäischen Kreises heute füllen, jene vertreiben, uns eine Weltherrschaft unserer Macht und unseres Wesens erstürmen zu wollen: daran haben wir niemals gedacht, das wird uns, zu unserem Erstaunen wiederum, durch kühne und durch übelwollende Konstruktionen zugeschoben — weit über unsere alte Bescheidenheit hinaus. Denn wir sind im tiefsten Grunde eher zu bescheiden und die Stimmen eines starken natio-

nalen Triebes bei uns eher allzu ungehört geblieben, als daß sie uns mit anspruchsvollem Entschlusse hätten empordrängen lassen. Wir haben uns nur regen, nur behaupten, nur neben und nach anderen unsern Platz gewinnen und von ihm aus die Kräfte unseres Wesens in die Welt hineinleiten wollen. Wir haben niemanden bedroht, am wenigsten den einzigen Weltherrscher, von dem man inmitten unserer heutigen Welt zu sprechen berechtigt ist, den englischen. Aber zur Geltung wollen wir kommen: auch unseres Geistes und unserer Besonderheit halber, die wir für fruchtbar und unentbehrlich hielten auch für die Welt, und die hinauszutragen jedem lebendigen Volke Bedürfnis, natürlicher Ehrgeiz, natürliche Lebensbetätigung ist.

Jetzt stehen wir im Kriege, den wir so lange gestrebt haben zu vermeiden. Wer ist auf unserer Seite? Die Sympathie des europäischen Germanentumes zum großen Teile, wenn auch nicht ohne Rest; das halbgermanische England aber ist unser eigentlichster Feind; und Österreich mit seinen Slawen und Magyaren und die Türkei sind unsere Bundesgenossen. Es ist kein Rassenkampf, so stark gewisse Rassenempfindungen mitgehen; über die Nationen greift er an mehr als einer Stelle hinaus und schneidet durch sie hindurch; die Staaten sind es unmittelbar, die ihn führen, die politischen Gestaltungen, die ihr Leben in Geschichte und Macht für sich leben und mit den Grenzen der Nationalität sich nicht restlos decken. Das vielzusammengesetzte Österreich ist einheitlich in diesen Daseinskampf eingetreten; es verteidigt sein staatliches Dasein und die westliche Kultur all seiner Stämme und Länder gegen den Stoß des russischen Halbasiatentumes. Deutschland ist zum weitaus größten Teile, aber nicht rein Nationalstaat; die Kultur, die wir verteidigen, ist für uns unmittelbar die deutsche; aber auch wir empfinden in den Westslawen und den Magyaren, die mit uns gehen, im Gegensatze zu Rußland, unsere Kulturverwandten. Und wenn wir an einen kommenden Frieden denken, so sind auch in ihm Staat und Kultur wieder untrennbar verknüpft. Von Politik im engeren Sinne soll an dieser Stelle nicht die Rede sein. Wir wissen, daß der Friede von den Erfolgen der Kriegführung abhängen wird, und daß da noch alles im Flusse ist. Eigentliche Annexionen, Eroberungen im weiten Stile unsrer

Gegner, wünschen die Allerwenigsten unter uns: wir werden nur das zu erwerben trachten, dessen wir militärisch unwidersprechlich bedürfen werden. Sicherungen gegen eine Wiederholung dieses Überfalles von 1914, dieser Feindseligkeit ringsum seit 1904, werden wir freilich nötig haben. Wir haben die klare Überzeugung, daß wir seit 43 und 35 Jahren in deutlicher Notwehr stehen, und daß seit einem Jahrzehnte England den Ring der Nachbarn geschlossen und immer dichter zusammengepreßt hat. Wir fragen mit Selbstverständlichkeit: ist solchem Bündnis aller Nachbarn gegen die europäische Mitte, diesem alten Fluche der deutschen Geschichte, ist diesem Drucke von allen Seiten her, den das neue Deutschland erlitten hat, seit es in Friedrich dem Großen aus der Zersplitterung und der Machtlosigkeit wieder emporzusteigen begann, und der sich heute auf Österreich und unser Reich wirft, wie dereinst schon auf das alte Reich unter habsburgischer Spitze — ist dieser ewigen Drohung unserer geographischen Lage nicht eine Deckung entgegenzustellen, die uns dauernd schützt? ein eigener, erweiterter Länder- und Lebenskreis, in dem wir, von der Natur einmal in diese Mittelstellung hineingeboren, Raum und Sicherheit genug finden, um uns verteidigen, uns bewegen und uns entfalten zu können, Raum für unsere Macht, daß sie dem täglichen Angriff nicht ausgesetzt bleibe wie bisher, Raum für unsere Wirtschaft, unsere geistige Ausstrahlung, unsere Kultur, daß sie sich halten und dehnen könne, auf dem Boden Europas, in das Antlitz unserer Feinde in West und Ost hinein? Das ist die Frage, die uns daheim mit stetem Zwange begleitet, während unsere Heere an unseren Grenzen, zu Lande und auf der See, unser bedrängtes Dasein heldenhaft schirmen. Unser Herzblut wird da draußen für die Behauptung unseres Volkes und Reiches in grausamen Strömen vergossen. Wir ersehnen ihm und uns, daß es uns die Zukunft rette und endlich sichre.

Es wird einmal eine wertvolle Aufgabe sein, die Geschichte dieses Bewußtseins unserer Lage, die Geschichte des Suchens nach ihrer Verbesserung, die Vorgeschichte des Friedens und des neuen Europas, darauf wir hoffen müssen, zu schreiben. Nimmt unser Notwehrkrieg das Ende, das wir ihm vertrauend wünschen müssen, so bildet jene Gedankenarbeit von heute und gestern ein wichtiges

Element für die Welt, die morgen erstehen mag. An dieser Stelle möchte ich den Blick der Leser dieser internationalen Rundschau auf zwei Werke richten, die, beide vor diesem Kriege entstanden, beide zu den Aufgaben hinführen, von denen ich soeben spreche. Es sind die „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" von J. J. Ruedorffer, „Die Großmächte der Gegenwart" von Rudolf Kjellén, beide 1914 erschienen.

Ruedorffer hält sich mit bewußter Strenge an seinen Gegenstand: Grundzüge der Weltpolitik. Wie sehr in den Zeiten bereits vor dem Kriege die deutsche Betrachtung der eigenen Lage universell gerichtet war, wie lebhaft die Gedanken an einer überschauenden Ordnung weltweiter Verhältnisse arbeiteten, wird die Nachwelt einmal aus diesem Buche mit Nutzen und Anregung ablesen können. Und zugleich, wie bestimmt dabei innerliche und äußerliche Kraftwirkung zusammengeschaut wurden. Ruedorffer sieht zwei Grundstrebungen in der Gegenwart miteinander ringen: die nationale und die weltbürgerliche. Er bestimmt Wesen, Zusammensetzung, Aussichten auch der zweiten, aber die weitaus stärkere Kraft findet er in der ersten. Alle großen Nationen drängen über sich hinaus, in extensiver (erobernder oder doch erweiternder) und intensiver (kultureller) Arbeit; sie streben hinaus, solange sie lebendig sind, und gewissermaßen eine jede mit dem letzten Ideale eigener Weltherrschaft: man muß ergänzen: so weit, bis ihr bestimmte Grenzen gesetzt werden; aber der Wetteifer ist naturgewollt, der Kampf ist unerläßlich. Ruedorffer schildert, wie dieser Kampf geführt wird, mit welchen wirtschaftspolitischen, diplomatischen, publizistischen und kulturpolitischen Voraussetzungen und Hilfsmitteln. Er ist, dank der Friedfertigkeit und der Interessenverflechtung der riesigen Gewalten, die einander gegenüberstehen, in ein Nebeneinander ausgelaufen, hinter dem jedoch stets das Gegeneinander lauert. Wann wird es hervorbrechen?

Man fragt sich nach dem Verfasser. Er ist ein wahrer Schriftsteller von gereifter, glänzender und sicherer Form, ein feiner, wissenschaftlich geschulter und, darüber hinaus, ein wahrhaft gebildeter Geist. Er beschreibt die großen Mächte eine nach der anderen, wesentlich nach ihrer geistigen und politischen Individualität, nach dem Stande ihrer nationalen Energien, mit feinem und

scharfem seelischem Eindringen, systematisch und doch ungefesselt. Er freut sich überall am Lebendigen und Eigenartigen und hat für Frankreich und Rußland das gerechteste Verständnis und den glücklichsten Ausdruck. Er betrachtet und untersucht; dahinter aber steht die Frage nach der praktisch-politischen Richtung und Bedeutung des einzelnen Staates. Und diese Frage wird, unbefangen wie Ruedorffer sie allerorts beantwortet, gestellt doch vom deutschen Gesichtspunkte her. Gerade sein Urteil über Deutschland betont die praktischen Wünsche und Mängel, wie er sie offenbar innerlich und lebhaft empfindet, am deutlichsten; er unterstreicht die natürliche besondere Schwierigkeit unserer zugleich kontinental gebundenen und doch auf die Welt gerichteten Politik, er bespricht mit sichtbarer Kenntnis und leise angedeutetem diplomatischem Urteile die wichtigsten Vorgänge unserer jüngsten Geschichte in hoher Politik, er warnt unsere jugendliche öffentliche Meinung vor Gefühlswallungen und vor Überschätzung der Gewalt. Der Überblick über „Konstellation und Methode" der heutigen, d. h. der gestrigen Weltpolitik zeigt den diplomatischen Beobachter. Wir hören einen Praktiker, der den Dingen und ihrer Leitung nahestehen muß, und zugleich einen Philosophen. Und zwar einen Philosophen der jüngeren Generation; er ist Idealist, er glaubt an die praktische Wirkungskraft des Geistigen und des Sittlichen, an die Unerläßlichkeit kultureller Ideale, eines Menschen- und Menschheitsideales für den Wettkampf jedweden Volkes in der Welt, an den Vorrang der intensiven vor den bloß extensiv wirkenden Gewalten, und deshalb zweifelt er an Japans seelisch-schöpferischer Lebendigkeit und darum auch an Japans Weltzukunft. In alledem steckt viel hohes und ernsthaftes Denken; man ist bei dem Diplomaten, den man wittert, erstaunt, wie sehr er in seiner reinen, wissenschaftlich gerichteten Betrachtung den eigenen politischen Willen auszuschalten vermocht hat. Die lebendige Tat tritt in seinem Weltbilde weit hinter das Begreifen, die Analyse, das Kulturideal zurück. Er schrieb in der ungeklärten Lage seit 1911, in der sich kriegerische und friedliche Strömungen so sonderbar auch innerlich das Gleichgewicht zu halten schienen. Einen Ausweg aus den Zweifeln und aus der Lähmung dieser Jahre nennt er nicht; gelegentliche Prophezeiungen scheinen von der Wirk-

lichkeit, wie sie nun eingetreten ist, nicht vollstreckt worden zu sein; er selber (163) weiß sehr wohl, daß „große Erregungen den geistigen Aspekt eines Zeitalters oft plötzlich umgestalten" und die tiefen Seelenkräfte über die kühle Oberflächenschicht des alltäglichen Daseins glühend, umwälzend und neuschöpferisch hinwegströmen lassen. Aber sein kluges, lehrreiches und eindringendes Buch weist nicht unmittelbar in die Zukunft hinein.

Neben dem geistigen Weltmanne ist Kjellén der Professor. Man hat den Eindruck, daß sein Buch über die Großmächte aus Vorlesungen erwachsen sein kann. Er ist nicht Philosoph, eher Staatswissenschaftler; er untersucht ungefähr dieselben Staaten wie Ruedorffer, aber fachmäßig systematischer, von einer geopolitischen Methode aus, die ihn etwa zu Fr. Ratzel hinzustellen scheint. Jede Macht wird geographisch als Reich, ethnisch als Volk, sozial als Gesellschaft, verfassungspolitisch als Staat beschrieben, den Eingang bildet jedesmal ein Abschnitt über die Entstehungsgeschichte, den Ausgang einer über die auswärtige Politik als das Ergebnis aller vorher geschilderten Faktoren. Der Historiker wird gegen die geographische Konstruktion und gegen manche geschichtliche Behauptung nicht ganz ohne Bedenken sein; auch er wird freudig anerkennen, daß dieses kurze und umfassende, gut aufgebaute und gut geschriebene Buch an lehrreichen, einheitlichen Begründungen, an wohl auserwählten Tatsachen und an wertvollen Schlüssen ungewöhnlich reich ist. Der schwedische Gelehrte auf „seinem abseits gelegenen Beobachterplatz" drängt dabei zu positiveren politischen und Zukunftsurteilen als — wenn unsere Vermutung über den Kern von Ruedorffers Pseudonym zutrifft — der deutsche Diplomat. Er zieht zum Schlusse aus Geschichte und Leben, wie er sie überschaut hat, wertende Folgerungen. Er unterscheidet Typen der Weltmächte; er stellt den des maritimen, über den Erdball hin zersplitterten Reiches dem geschlossenen kontinentalen gegenüber und hält den zweiten für den gesicherteren; er sieht in Englands Streben nach universaler Seeherrschaft (123) den letzten und größten Ausläufer eines wahrscheinlich absterbenden, absoluten Types, den die neben ihm heraufwachsenden neuen Seemächte einengen und somit aufheben: die Entwicklung deutet auf ein kommendes Gleichgewicht auch zur See. Er fordert

für Zukunftsmächte großen Stils die Selbstgenügsamkeit ihres Macht- und Wirtschaftsgebietes als unerläßliche Voraussetzung; neben Rußland, den Vereinigten Staaten, China und — vielleicht — England wird sich Deutschland (204) da nur einreihen können, wenn es „das Oberhaupt eines föderierten Zentraleuropas" wird. Und nur durch einen Zusammenschluß werden die alten europäischen, kontinentalen Völker sich neben den schneller wachsenden Gegnern draußen behaupten können: in diesem aber wäre Deutschland „der geographisch und kulturell natürliche Führer". Erst „als Verwalter des Erstgeburtsrechtes Europas", in dem „Glauben an eine solche Mission", könnte es die „unermeßliche Kraftquelle" finden, „die ihm bis heute zu fehlen scheint": nämlich ein Verantwortlichkeitsgefühl für die Menschheit, das das innere Geheimnis des modernen Imperialismus bildet und ein Volk erst zum Weltvolke macht (205. 82).

Kjellén schaut, wie man sieht, mit Wagemut (wenn auch nicht ohne den Vorbehalt der Unberechenbarkeit aller moralischen Gewalten! 205) in die Zukunft, in den Kampf und die Neubildung hinein; vielleicht gerade deshalb unbefangener als der Praktiker, weil er eben ganz als Gelehrter redet, theoretisch, parteilos, wenngleich wohl nicht ohne gesamtgermanische Sympathie. Er tut den Schritt über die Wartezeit, an deren Ende er schrieb, und über das von Ruedorffer hingezeichnete Weltbild, das er kannte, hinaus, er wagt zu wollen oder zu wünschen und fast zu prophezeien. Ruedorffer rechnet, wenn ich nicht irre, außer den weltbürgerlichen nur mit den nationalen Kräften; Kjellén ahnt einen Mittelweg.

Von dem Wege, auf dem jene neue Entwicklung sich vollziehen könnte, spricht er allerdings nicht. Er spricht von den Kleinstaaten und wahrt in einem Schlußworte die Hoffnung auf ihren Fortbestand, ja auf „eine allgemeine Reaktion zugunsten des politischen Kleingrundbesitzes", die wohl einmal eintreten könne, wenn die Neukolonisation und die Neuverteilung der großen Welt, das Werk notwendigerweise der Großstaaten, der Staatslatifundien, einmal zu Ende gediehen sei. Aber den Gedanken, die er da vielleicht anzuregen wünscht, gibt er keine festere Form. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Sicherheit der kleineren Staaten an England gebunden schien, und der offizielle englische Sprachgebrauch ist seit den Erhebungen Südamerikas und Griechenlands

auf diesen Ton des selbstlos idealistischen Schutzes der Schwächeren gegen die Unterdrückung durch die Stärkeren gestimmt. Wir wissen seit langem, daß diese Rolle Englands sich ihm von jeher sehr gut bezahlt gemacht hat, und daß sich hinter ihr zugleich eine sehr realistische und sehr egoistische Politik der Macht und der Wirtschaft verborgen hat. Das braucht kein Tadel zu sein; und selbst in der politischen Redensart von Englands sittlicher und befreiender Fürsorge für die notleidenden Völker steckt unzweifelhaft ein Stück aufrichtigen Glaubens der englischen öffentlichen Meinung, so sehr sie es auch stets verstanden hat, durch solche von Wohlwollen und Salbung triefenden Schlagworte außer sich selber auch die übrige Welt zu Englands Nutzen zu hypnotisieren. Wo aber sind heute die Schwächeren, die Englands berühmte Großmut schirmt? Für einen hat es erklärt das Schwert zu ziehen: für Belgien. Weshalb? weil Belgien Englands Küste deckt! Daß Belgiens angebliche Neutralität in Wahrheit schon längst lediglich eine dienstbare antideutsche Abhängigkeit von England war und ist, wissen wir nun nachgerade aktenmäßig genug. Die Wahrung der Neutralität Belgiens ist schlechterdings nichts als eine heuchlerische taktische Phrase. Portugal ist von niemand bedroht worden, England reißt es als seinen Vasallen in den Krieg. Und sonst? Ägypten? die islamischen Länder alle? die Türkei selbst? Und die germanischen Neutralen, Holland wie die Skandinavier, deren Rechte die Meeresbeherrscherin mit Füßen tritt? und Finnland? und so fort! Die Stunde, wo diese Kleineren auf die Befreierin Britannia hoffen durften, scheint gründlich und grundsätzlich abgelaufen zu sein. Großbritannien ist Weltherrschaftsmacht und Weltknechterin geworden; Deutschland ficht, indem es für sich selber streitet, für die Selbständigkeit aller Meere, aller Sonderstaaten, und nun auch für die Kleineren gegen die Großen überhaupt: gegen Rußland und gegen England. Eine Weltherrschaft für Deutschland ist ein undenkbares Ding; eine Weltdeckung müssen wir uns wünschen; und diese Deckung unseres Daseins gegen die erdrückende Wucht der großen Nachbarn ist eben ganz von selber zugleich Deckung der Kleineren an unseren Grenzen überall. So wirkt dieser Krieg durch seine Tatsächlichkeit. Wieweit aus ihm dauerndere Früchte dieser Art hervorgehen können, ist

die Frage der Zukunft; der Gelehrte unter Gelehrten wagt am wenigsten, ihre praktischen Wege zu prüfen; er weiß, wie schwer sie zu finden sind, und wie sehr die Freiwilligkeit und der Vorteil aller dabei Beteiligten die Voraussetzung für jede denkbare Zukunftsgestaltung sein müssen. Kjellén hat die Verknüpfung der kleineren Staaten mit Deutschland als Wunsch und als Ziel angedeutet und das Wort Föderation ausgesprochen. Der Krieg hat diese Probleme zum Brennen gebracht und nah an uns herangetragen; er mag nun sehen, wie er sie weiterfördert, ob unmittelbar, ob nur vorbereitend; da aber sind sie. Kjellén ging nicht vom Kriege aus, er wußte ja noch nichts von ihm; er fand diesen mitteleuropäischen Bund für die Erhaltung Europas inmitten der auswärtigen Weltgewalten — Amerika, England, Rußland, China-Japan — kulturell notwendig.

Ich vermute, daß seine Anregung, durch die deutsche Ausgabe seines Buches bald nach Kriegsbeginn in unserem Vaterlande weit verbreitet, auch auf die Gedankengänge mannigfach eingewirkt hat, zu denen — ich bin oben davon ausgegangen — der Krieg selber uns zwang. Wir brauchen die breitere Basis, die Kjellén im Sinne des alten Europas fordert, auch im Sinne unserer Notwehr. Die Entwicklung weist uns über den nationalen Staat hinaus — obwohl ich glauben und hoffen möchte, daß er immer der eigentlich treibende Kern unseres äußeren und zumal unseres inneren Lebens bleiben muß, freilich der Ausschließlichkeit, der dogmatischen Leidenschaftlichkeit mancher irredentistischen Ansprüche entkleidet. Die neue Aufgabe ist gestellt und ist verhandelt worden; eine ganze Literatur ist emporgesprossen. Franz von Liszt hat die große Frage im vollen Umfange aufgegriffen; in jugendlich begeisterter Idealisierung deutscher Kultur sind andere desselben Weges gezogen. Diese geistig-politische Bewegung ist noch im Flusse, ihr Schicksal, ich wiederhole es, hängt am Kriege selbst: die Gewalt der Waffen hat wieder einmal schöpferisch über die tiefsten Innerlichkeiten der Völkerzukunft zu entscheiden. Ein Gebilde, wie wir es wünschen müssen, würde den Abschluß der Völker Mitteleuropas — vielleicht hoch bis in den Norden hinauf und tief in den Südosten hinab —, ihren Abschluß gegeneinander, verringern und sie einander innerlich unerwartet nähern; den Abschluß nach außen

würde es festhalten und sichern. Es würde eine gewaltige Masse von Macht zusammenballen: hier soll, im Verfolge der Gesamtausführungen dieses Aufsatzes, betont werden, daß sie zugleich eine Masse von Arbeit und Geist, von neuen Möglichkeiten europäischer und nationaler Kultur bedeuten würde. Und so, nicht als ein bloßes Kriegsmittel, sondern als eine Stufe zu höherer Sicherung des Friedens und zu einer volleren Entfaltung der deutschen Schöpferkraft auf dem Boden Europas und in die Welt hinaus, wird diese neue Möglichkeit unserer und der allgemeinen Zukunft in Deutschland empfunden: als eine weitere, freiere Bahn von Austausch und Fortschritt für uns und andere, als ein breiteres Feld, von dem der Aufschwung zum Fluge unserer geistigen Wirkungskräfte in Welt und Menschheit hinein sich erheben könnte. Ob es Träume sind, darüber wird die Zukunft dieser Jahre entscheiden; wer Deutschland nicht mißverstehen will, der halte seinen Blick immerhin auf diese Gedanken, auf ihre Vorgeschichte und ihre Weiterentwicklung gerichtet: das eine wird er erkennen, daß sie nichts weniger als äußerlich und mechanisch sind, und daß der vertiefte Glaube Deutschlands an den Wert seiner Kultur innerhalb unseres Völkerkreises in ihnen lebt.

# Der Imperialismus und der Weltkrieg

Vortrag, gehalten in Dresden (Wien, Karlsruhe) Oktober 1915

Vierzehn Monate lang stehen wir nun im Kriege. Seine Kreise umspannen die Erde, seine Erscheinungen sind immer gewaltiger, seine Opfer immer ungeheurer geworden. Der Blick richtet sich vorwärts, immer vorwärts; aber er richtet sich, in stillen Stunden, auch immer wieder in die Tiefe. Woher stammt dieses Ringen ohnegleichen? wo liegen seine Zusammenhänge? Uns erfüllt der Zorn des Kampfes; aber er verhüllt uns die Mächtigkeit der allgemeinen Gründe nicht, die diesen Kampf herbeiführten und umschließen. Wir wissen, daß der Wille und die freie Wahl unserer Gegner an diesem Kriege ihren Anteil haben, Völker und Einzelne wird ihr Maß der Verantwortung treffen. Aber nun sind die Dinge, um mit Fichte zu reden, aus diesem Reiche der Freiheit in das der Notwendigkeit, der vollzogenen Tatsache, deren ursächlichen Zusammenhang wir zu ergreifen haben, übergetreten; wir verknüpfen und wir erklären. Und da ist für diesen größten aller Kriege der weiteste Zusammenhang gewiß. In jedem neuen Stadium des Ringens fragen wir diesen seinen breiten und tiefen Ursachen nach; wir machen immer wieder den Versuch einer klärenden Besinnung. Sie wird niemals lähmen können. Daß es für uns alle um alles geht, um körperliches und seelisches Dasein, um jedes Gut, das unser Leben lebenswert macht, das steht für alle fest, für die Führer wie für die Massen; und jene starke, harte Zähigkeit, die an die Stelle des ersten Schwunges getreten ist, ist ebenso ehrwürdig und ebenso lebensvoll wie er; wer je einen Blick in die Welt unserer Kämpfer werfen gedurft, neigt vor ihnen die Stirne tief. Die Tat bleibt alles. Bescheiden folgt die wissenschaftlich strebende Betrachtung nach: sicherlich nur als Begleiterin. Aber selbst den Kämpfern da draußen ist es ein seelisches Bedürfnis, den Gründen der Taten nachzudenken, die sie vollbringen. Uns hier hat diese Stunde zur Betrachtung vereint, die aus dem Rauche und Staube des Kampfes in die hellere weitere Luft hinauszublicken wünscht: in jene Zusammenhänge der Erscheinungen hinein. Die Tatsachen kennen Sie alle; auch die Fragen sind allbekannt; sie gehen uns alle an und gehen uns allen nach. Ich habe Einen Gesichtspunkt heute herauszuheben, von dem aus ich diese Tatsachen

ordne: so wie der Vortrag, der Essay es tut. Nicht um anzuklagen oder zu richten, so nahe diese Dinge unserer Leidenschaft dennoch allezeit gehen; auch nicht um für den Tag praktische Ziele aufzustellen: das gehört nicht an diesen Ort. Ich versuche heute nur abzugrenzen und festzustellen.

Die Frage ist von Anbeginn her gestellt worden: was ist dies für ein Krieg? Ist es ein Krieg der Rassen? Wir suchen die Rasse gern hinter aller Geschichte — wüßten wir nur, was die Rasse selber ist! ... Ist dies ein Krieg wider das Germanentum als solches? Ja und nein. Dem Germanentume, im weitesten, gilt es wohl. Die Romanen empfinden es so: wenigstens Italien ist unter diesem Banner der lateinischen Schwester Frankreich beigesprungen; aber Italien allein. Der Panslavismus predigt den Kampf wider Germanen und Türken. Im Germanentum selber steht der Norden beiseite, in verschiedenartiger Gesinnung. Die Angelsachsen überall sind uns feind — aber vielleicht bilden sie in Wahrheit eine Rasse für sich. Die Rassengefühle, die Rassendogmen wandern um die Erde: in den Tatsachen aber prägt sich nirgends eine reinliche Sonderung nach Rassen aus. Am wenigsten in unserem eigenen Lager; Türkentum, Magyarentum, österreichisch-ungarisches Slawentum geht mit uns Deutschen zusammen. Daß die allslawische Idee auch in Österreich-Ungarn geworben hat, daß ihre Wellen auch in die westslawischen Stämme hineingeschlagen sind, wissen wir. Aber das Slawentum der Doppelmonarchie als Ganzes blieb dieser treu: mit anderer Religion als Rußland, mit anderer Kultur; es blieb mitteleuropäisch, und der Riß der Kulturen ist tiefer als der der Rassen. Unter das Schlagwort der Rasse läßt sich dieser Kampf nicht stellen: zu viele Abstriche sind da zu machen; vielleicht neue dazu, wenn nun die Balkanvölker auch hineingezogen werden. Von Japan will ich hier nicht sprechen: in ihm mag die Rasse am schärfsten mithandeln. Aber im Westen ist es ein Kampf der Staaten und nicht der Rassen.

Nur der Staaten? Wie steht es mit dem Kampfe der Kulturen, von dem wir täglich hören müssen? Die Frage habe ich halb schon mit beantwortet. Die Schlagworte von der parlamentarischen Freiheit, die in diesem Kriege gegen den Despotismus

streite, hängen mit Angelsachsentum und Romanentum eng zusammen. Die Westländer alle haben andere Verfassungsformen, als Mitteleuropa — ich berühre die Gründe noch — sie haben kann; auch die russische Opposition sehnt sich nach jenen Formen in ihrem Ringen gegen das innere Joch. Aber hat sich nicht das Zarentum, das alte Rußland, dem Weltbunde vollends eingefügt? Jene Schlagworte von Freiheit und Militarismus sind nichts als Schlagworte: vom Wesen unserer Freiheit will ich hier nicht sprechen; aber die Anklagen der anderen sind nur Losungen, die eine bestehende Feindseligkeit gegen uns in die Welt wirft, und nicht die Ursachen der Feindseligkeit selbst. Wie verschieden sind slawische und romanische Kultur untereinander! in Staat und Geist und Glauben und allem Dasein! Der Krieg hat alles aufgerührt, alle Wünsche, alle Gefühle schwingen mit, tausend haßerfüllte Legenden, tausend Verzerrungen unseres Wesens haben sich gebildet und werden geglaubt. Das westeuropäische und das osteuropäische Bewußtsein idealisiert sich selber und redet sich ein, in innigem Bunde die Sache der Kultur wider uns zu verfechten. Das sind Angriffswaffen, das sind Ausdrucksformen, die Triebkräfte des Kampfes sind es nicht. Nur eines bleibt davon übrig: die gemeinsame Richtung gegen Mitteleuropa. Ost und West wenden sich beide gegen die Völker und Staaten der Mitte. Diese Staaten selber sind zusammengesetzt, nach Rasse, Kultur, Staatsform; ihren Zusammenhalt begründet ihre geographische Lage und die staatliche Macht. Darauf werden wir von überallher zurückkommen.

Aber genügt das? Ist dies nicht der Weltkrieg, der erste im vollen eigentlichen Sinne? ist sein Neues und Eigenstes nicht die unerhörte Ausdehnung über die Welt? Alle Erdteile schlagen in ihm mit, alle Farben mischen sich unter den Kämpfern auf den französischen und türkischen Schlachtfeldern. Der Islam, das fernste Asien ist mitberührt, alle Weltprobleme sind eröffnet. Wir empfanden und erklärten es längst, daß der Imperialismus das Zeichen unserer Epoche sei. „Imperien", so hören wir, stehen auch jetzt widereinander, Großreiche, die in die Welt hineingreifen, die Welt umfassen wollen. Es ist die Blüte, die Frucht, der Losbruch der Kräfte des letzten Vierteljahrhunderts, was wir um uns er-

blicken: sei es rühmend, sei es anklagend, überall wird das festgestellt.

Und sicherlich, wir leben im Zeitalter des Imperialismus. Was ist er? Ein geistreicher Soziolog hat neuerlich sein Auftreten und Wesen für die gesamte Weltgeschichte konstruiert, als eine Erscheinung, die in gewissen primitiven und in gewissen vollausgereiften Zeitaltern immer wieder auftrete: Großmächte, die nach der Weltherrschaft streben, der alleinigen oder mindestens der geteilten; er hat ihren Trieb nach Macht zugleich als sozialen Trieb nach Auswirkung des eigenen Wesens in der Welt, nach sozialer Organisation der Welt im Sinne dieses eigenen Wesens, bestimmt. Er findet heute fast nur solche Großreiche, und fast alle, die es heute gebe, unter den Kämpfern dieses Krieges; auch Österreich-Ungarn freilich und die Türkei zählt er diesen Imperien mit Welttrieb bei. Ich folge diesen Wegen nicht; sie führen in allzu unfaßbare Weiten und lösen die klare Wirklichkeit ein wenig in Formeln auf, deren Nutzen ich nicht ganz verstehe. Ich bleibe bescheidentlich bei unserer Zeit, bei deren Tatsachen und Begriffen.

Was ist uns Imperialismus? Reichsbildung, Reichsstreben, und zwar von Weltreichen. Die Woge des Imperialismus, die für uns heute allein in Betracht kommt, ist jung; seit 1880, deutlicher seit 1890, hat sie die Welt überzogen. Weltreiche gab es vorher zwei: England und Rußland; Rußland europäisch-asiatisch und ganz festländisch; England, der glückliche Erbe aller früheren Weltkämpfe, ebenfalls europäisch-asiatisch, aber vor allem auf die See gestützt, und weltumfassender als das Zarenreich. Diese zwei Großreiche haben sich von 1814—1905 befehdet; Weltgeschichte lag damals am deutlichsten in ihrer Geschichte zutage; aber daß dies der Inhalt der allgemeinen Geschichte jener Menschenalter gewesen sei, möchte ich bestreiten. Daß man England mit Recht und Glück für das halbe Jahrhundert von 1814—1864 die Weltherrschaft zuschreibe, möchte ich bezweifeln. Das 19. Jahrhundert hat seinen geschichtlichen Inhalt für sich; das Weltgeschichtlich-Allgemeine beherrscht nicht das Dasein jedes Zeitalters. Aber seit 1880 etwa ist ein neues Zeitalter von einer die Erde umspannenden Bewegung von Weltmächten erfüllt gewesen. Das geschah erst, seitdem neue Mächte sich neben England und Rußland gestellt und,

neben England zumal, die Richtung auf die weite Welt genommen haben. Sie waren seit 1860 herangewachsen und traten seit 1870 und 1880 deutlicher auf den weltgeschichtlichen Plan: Nordamerika, Deutschland, Frankreich, Japan, Italien. Vorher hatte England in seiner Weltpolitik keine Mitbewerber, außer dem einen, russischen; das ist die Zeit des englischen Liberalismus. Unbedroht, hatte England sein Weltreich sich selber, seiner eigenen, wesentlich wirtschaftlichen Bewegung und Ausdehnung überlassen und seine staatlichen Federn abgespannt. Als neue Mächte auf den Boden der Welt traten, raffte England sein Reich und seine Macht sofort wieder straff zusammen, stieß seinen weltpolitischen Liberalismus über Bord und stellte sich völlig auf den Grund der Macht und des Kampfes. Seit 1880 ist das Empire wieder fest geschlossen und gewaltig und gewaltsam ausgebaut worden. Dieses „Reich" wurde zum Prototyp der neuen Reiche, gab dem Bestreben der neuen Weltzeit den Namen des Imperialismus: einer Zeit des Kampfes um die Welt. Die anderen haben in steigendem Maße in die Welt hineingegriffen, die Erde wurde zur Einheit, und diese Einheit wurde zum Schlachtfelde. Die neue Zeit ist um 1900 reif geworden; damals überwog der Eindruck der imperialistischen Weltordnung über jeden anderen. Ich habe auf Einladung der Gehestiftung 1903 die imperialistische Idee jener Gegenwart kurz beschrieben, ich knüpfe auf ihre Einladung heute an dieses Bild von 1903 wieder an.

Ich erinnere in Knappheit an die bekannten gemeinsamen Züge, die sich dem umschauenden Blicke damals ergaben. Die Weltwirtschaft umspannte den Erdball: dem Handel und der Industrie folgte das Ausströmen des Sparkapitals nach, das Anlage draußen suchte; und die Großindustrien und die Millionen ihrer Arbeiter zwangen auch ihrerseits die Staaten, um die Ernährung dieser neuen Riesenmassen besorgt zu sein. Die Staaten selber warfen überall die Selbstbeschränkung der liberalen Epoche ab. Sie warfen sich und ihre Macht in den Wettbewerb draußen hinein. Sie suchten Kolonien, Absatzgebiete, Anlagegebiete, Einfluß- und Machtgebiete. Sie schufen sich neue Kräfte dazu, neue Waffen, neue Flotten, eine neue weitgreifende auswärtige Politik. Alles ging in die Weite, alles drängte stark voran, Chamberlain, Roosevelt,

Wilhelm II. waren die Träger und Sprecher eines neuen Geistes. Er ging über See; Rußland ging über Land zu ähnlichen Zielen. In China 1900 traf diese neue Welt politisch zusammen: damals vertrug sie sich. Aber Zusammenstöße drohten alsbald, einzelne Kämpfe brachen überall hervor, Kriege flackerten auf. Dann wieder hemmte die riesige Verflechtung aller Interessen den Ausbruch, lähmte das ungeheure Risiko eines Kampfes die Kampflust; man arbeitete mit friedlicheren, kleineren, indirekten Mitteln, diplomatisch, finanziell, publizistisch wider einander — aber, wie wir heute wissen, dennoch dem unvermeidlichen Zusammenstoße entgegen. Hinter dem Gewirr dieser Weltpolitik aber stand daheim ein neuer Zug staatlicher Kraft, stark und hart, eine neue Machtsteigerung des Staates. Auch das Dasein der großen Massen hing davon ab, daß der Staat ihnen den Anteil in der Weltwirtschaft mit seinen Mitteln offen hielt. Sie wollten es noch nicht zugeben, und lebten doch unter dieser Notwendigkeit. Der Staat aber knüpfte in seinen Gesinnungen an die ältere Staatsgeschichte und Staatskraft einfach an; im Grunde waren es doch überall die alten Staaten, die alten Nationalstaaten, die jetzt, so ließ es sich ausdrücken, ihre gesammelten, überquellenden Kräfte einfach über ihre Ränder hinausströmen ließen in die Weite der Welt: wirtschaftlich, kulturell und politisch zugleich. Aber aus diesem Alten wurde dadurch doch eben ein Neues.

Seit 1900 füllt diese Weltpolitik den Vordergrund des allgemeinen Daseins. Sie bildete sich durch, man gewöhnte sich an sie, man durchdachte sie und ihre Probleme, das Jahr 1914 brachte, vor Kriegsausbruch, zwei wichtige allgemeine Bücher, die die Gegenwart unter diesem Gesichtspunkte der Großmächte und der Weltpolitik einheitlich überschauten: weltmännisch-diplomatisch beschreibend das eine, wissenschaftlich und politisch folgernd das andere, beide erfüllt vom Hauche dieser Zeit. Und dann kam der Krieg.

Freilich ist in diesen 15 Jahren das Bild für uns reicher geworden an Schattierungen. Daß die Weltmächte Individuen seien, wußten wir stets. Jetzt aber drängte sich, neben dem Gemeinsamen, doch die Verschiedenheit der Glieder immer gewichtiger auf: fast wurde die Differenzierung zur Hauptsache. Wir sahen: da

waren Großreiche der weitesten Art, England, die Vereinigten Staaten, Rußland. Sie waren in sich sehr verschieden. England maritim, ruhend auf wirtschaftlichen Kräften, die ihm, mit dem Staate im Bunde, ein Weltgebäude errichtet hatten, jenes „Weltvenedig", mit Häusergruppen in allen Kontinenten, mit den Meeren als Verbindungsstraßen. Eben deshalb wollte England die Meere beherrschen: seine Gewalt ist völlig universal, sein Streben geht auf ein Übergewicht zur See, das keinen bedrohenden Nebenbuhler zur See auch nur als Möglichkeit dulden will, und das deshalb für England eine Seeherrschaft fordert, die im Zeitalter der Weltpolitik eine weitgehende Weltherrschaft bedeutet. England ist für diese Vorbedingung seines Weltreiches rücksichtslos kämpfend eingetreten: sein Imperialismus ist, indem er dieses alle Weltteile berührende Reich erhalten, verteidigen, festigen will, gegen alle Neukommenden in seiner Abwehr aggressiv: es will sie nicht ertragen. Es beengt alle jüngeren Gewalten. Es selber liegt, zersplittert, von Gefahren umringt, aber sich heftig zusammenfassend, bedroht und mehr noch bedrohend, angriffslustig auf der Wacht.

Sein Gegenbild ist Rußland. Dessen Macht ist rein kontinental geblieben; in einem die Jahrhunderte gleichmäßig durchwaltenden Zuge unablässiger Eroberungen ist es nach allen Himmelsrichtungen vorgestoßen, und nach allen Meeren. Der Staat hat diese Ausdehnung ständig getragen und geleitet; sie blieb auf dem Lande, auch wo sie die Randmeere erreichte; sie strebt freilich weiter nach Konstantinopel, und das würde heißen ins ganze Mittelmeer und auf das Weltmeer los. Ruhe hat sie nie gegeben; wie mit Naturgewalt hat sie sich auf alle Grenzen losgewälzt, vor dem Widerstande an der einen zurückweichend und dann ihr Schwergewicht nach der anderen hin verschiebend. Jetzt, durch Japan und England aus dem fernen Osten zurückgestoßen, drückt sie seit einem Jahrzehnt auf das alte Ziel der russischen Träume, auf den Westen, den Südwesten, auf die Türkei und die Balkanhalbinsel, und damit auf Österreich-Ungarn, und damit auch auf Deutschland. Sie wirkt anscheinend wie die Flut; aber es wird sich zeigen, ob es nicht Dämme gegen menschliche Fluten gibt. Sie stellt Freiheit, Gesittung, Leben aller ihrer Nachbarn brutal in Frage, jeden Glauben,

der nicht russisch ist, jede eigene und höhere Kultur. Sie ist riesenstark, aber dumpf. Und sie ist völlig aggressiv. Es ist keine Kolonialgewalt im überseeischen Sinne: aber in ihren Ansprüchen durchaus schrankenlos.

Neuer ist das Imperium der Vereinigten Staaten: unablässig sich erweitert, unablässig erobert haben auch sie. In ihrer Sphäre sind auch sie die Angreifer gewesen. In die andere Halbkugel wächst ihre Politik erst langsam hinüber. Werden sie auch dort einmal aggressiv werden, wie daheim?

Das sind die drei Riesenreiche, diejenigen, die, *wenn* irgendeines, die Aussicht besitzen, sich selber wirtschaftlich ganz genügen zu können: die Aussicht auf Autarkie.

Daneben die anderen, kleineren. Japan ist den ersten am verwandtesten, Insel- und Seegewalt wie England, und doch alte Landgewalt zugleich; von starkem Ehrgeiz und Dehnungswillen, auch über See, durch Lage, Umgebung, Bestrebungen in eine weite Zukunft gewiesen. Ob es China einmal beherrschen wird, bleibt abzuwarten. Aber dem Typ der grenzenlosen Imperien gehört auch Japan zu. Ganz anders ist Frankreich; festländisch seinem Wesen nach, trotz des afrikanisch-asiatischen Kolonialreiches, das es sich erstritten hat; von erlahmender wirtschaftlicher und Bevölkerungskraft, noch reich, vor allem reich an politischem Triebe. Es *will* sich behaupten: das ist die Quelle seiner Größe. In die Reihe der imperialistischen Staaten gehört es nur halb hinein. Zu den grenzenlos vorwärtsstrebenden, den aggressiven gehört es nicht: seine Triebkraft ist nicht frisch genug. Aggressiv ist es nur gegen Deutschland. Schwächer als alle diese ist Italien; maritimer als Frankreich, seiner Lage nach; ehrgeizig, aber ungewiß; weder politisch noch wirtschaftlich im Grunde eine Großmacht. Es verfolgt das Erbe seiner alten Geschichte: es will im Mittelmeer wachsen, neben den alten Mittelmeermächten, neben England, Frankreich, vielleicht einmal Rußland; es tastet unsicher, erst mehr nach Westen, jetzt mehr nach Osten hin, auf die Adria, in die Levante, gegen Österreich-Ungarn; es hat, wenn nicht die Kraft, so doch den Trieb des Imperiums, und aggressiv ist es gewiß.

Und Deutschland? es kommt aus der Mitte des Kontinents, umschlossen und bedroht von alten Gegnern; erst 1871 fertig ge-

worden, hat es sein eigenes Gebiet mit einheitlicher Stärke durchdrungen, dann trug seine Wirtschaftsentwicklung es, seit den achtziger Jahren, unwiderruflich über die Grenzen hinaus. Seine Industrie ward groß, seine Massen wuchsen, seine Regierung folgte dem wirtschaftlichen Antriebe und setzte dann den eigenen lebendigen Ehrgeiz eines lebendigen Staates dahinter; Bismarck und vollends Wilhelm II. führten ihn in die Welt. Seither nimmt Deutschland an ihr seinen Teil; und sein Eintritt drückte erst das Siegel auf die neue Zeit. Alle Züge des Imperialismus sind auch hier ausgebildet worden. Nur im Erwerbe von Landgebiet blieb dieser Imperialismus notgedrungen bescheiden: die Welt war verteilt, die Reste, die Deutschland gewann, waren klein. Drängte es nach mehr? Es wünschte mehr; aber seine Lage in der Mitte Europas engte es ein, und es hat sich beschieden. Es hat nicht nach Eroberungen gegriffen, sondern nach Absatzgebieten, Einflußgebieten, nach Handelsgebieten mit offener Tür. Es drängte nach Afrika; es drängte dann nach Kleinasien und Mesopotamien hin: aber hier durchaus nur mit wirtschaftlichem Streben, keineswegs um zu erobern und zu herrschen. Es hat seine politischen, seine Machtmittel ausgebildet und angewendet, denn nur so vermochte es irgendeine Stellung, irgendeine Anerkennung in der großen Welt zu gewinnen und zu behaupten. Es war in seinen Worten gelegentlich laut, in seinen Taten stets vorsichtig und in Wahrheit friedlich. Sein Wunsch wirtschaftlich-kultureller Auswirkung hat sich immer mehr nach Südosten gekehrt. Würde es gelingen, dort seine Arbeit Fuß fassen zu lassen? Es war, nicht nur durch diese wachsenden Wünsche, auf Österreich-Ungarn und auf die Türkei hingewiesen. Es erfuhr eben deshalb, Österreichs und der Türkei wegen, den Gegendruck Rußlands; es erfuhr in Afrika und Asien den Gegendruck Englands. War Deutschlands Imperialismus aggressiv? hat er mit Kriegsmitteln und -plänen gewirkt? Nein. Er hat keinen Kampf gewollt und gesucht und seinen notwendigen Eintritt in die Welt nur decken wollen. Es ist gar keine Frage, er war defensiv; und es ist keine Frage, er war niemals universal, niemals schrankenlos wie der Englands, Rußlands, Japans und vielleicht Nordamerikas, er war immer nur national. Er beschränkte sich bewußt und stark, er

wollte nur freien Raum, keine Herrschaft. Er ist ein besonderer Typ des Imperialismus geworden. Imperialistisch aber muß man auch dieses neue Deutschland nennen. Österreich-Ungarn kann man nicht so nennen. Auch dieses wurde durch den wachsenden Strom der Weltbewegungen berührt, es spürte die neue Zeit von allen Seiten her, es mußte sich gegen sie decken, gegen Rußland, gegen Italien, gegen allen Wechsel auf dem Balkan. Deutschland hingegen ging aktiv mit, aber in festen Grenzen. Nur ausschalten lassen wollte es sich nicht; Freiheit der Teilnahme an der weiten Welt forderte und erstrebte es, für sich und damit zugleich für die Nachkommenden, die jetzt erst Wachsenden, im Gegensatze zu dem Monopole der Älteren, namentlich zu der Weltherrscherstellung Großbritanniens.

Das waren die Mächte. Es bildeten sich feste Schauplätze heraus, wo die Weltpolitik sich traf: Ostasien mit England und Rußland, mit Frankreich, Nordamerika, Japan und auch Deutschland; Afrika mit seinen wetteifernden Kolonialgewalten; das Mittelmeer mit seinen wetteifernden Seegewalten. Das Mittelmeer wurde zum Brennpunkt aller Gegensätze; dort begegnete sich alles; dort hatte England die Hand am unmittelbarsten auf alle entscheidenden Wege gelegt; von dort aus, von Ägypten aus, beherrschte es die Straßen nach Afrika und Asien zugleich: es beherrschte die See und die Welt. Und man weiß, es wehrte Deutschland ab. Ich erzähle hier die Geschichte dieses Gegensatzes nicht, die Geschichte der Umfassung Deutschlands durch England seit 1902, der vollen Wendung Englands gegen diesen einen Feind, nachdem es Frankreich und Rußland geschlagen und zeitweilig versöhnt hatte. Ob es nun Krieg, ob es nur Einengung und Niederdrückung Deutschlands wollte, jedenfalls: es handelte aggressiv und legte den anderen bewußt umstrickend lahm. Ein herrschender Gegensatz entstand, zwischen einem sehr ungleichen Paare: die universale gegen die nationale Gewalt, der große Weltstaat gegen den aufstrebenden kleineren, der aggressive gegen den überwiegend defensiven; beides Imperien, aber verschieden nach Form und Geschichte, nach Geist und Streben. Wir halten diese Verschiedenheiten fest.

Und woher stammte dieser tödliche Kampf?

Deutschland wollte Anerkennung seines neuen weiteren Daseins, England hat sie versagt. Weshalb? eben weil es universal ist; weil es keine mögliche Bedrohung seiner Vorherrschaft dulden wollte. Aber wo bedrohte Deutschland es denn? in Afrika? Dort war es England unbequem, aber es blieb unbedeutend. In Vorderasien? auch dort berührte es des universalen Englands Straßen nach Indien wohl, aber dort konnten sich beide verständigen: der Vertrag, so haben wir gehört, lag im Juli 1914 abgeschlossen da. Nein, der eigentliche Brennpunkt war Europa. Deutschlands Großindustrie, sein Export hat die alte Wirtschaftsmacht England gestört und verdrossen: Deutschlands Export begann auf dem Festlande, seiner Lage gemäß, zu überwiegen, der englische blieb Herrscher übersee. Und Deutschlands Flotte, die unentbehrliche Folge und Ergänzung von Deutschlands neuer Weltstellung und Machtstellung draußen und vollends daheim, das unentbehrliche Glied seiner deckenden Rüstung, diese Flotte störte die Ruhe der alten Seebeherrscherin, auf ihrer heimatlichen Insel; die Macht Deutschlands störte sie, das neue Dasein Deutschlands selbst, das, indem es bestand und wuchs, notwendigerweise das alte Alleinsein Englands einengte und sprengte; das Dasein dieses Mitbewerbers, der sich erhalten und entwickeln wollte, und der gestern noch nicht vorhanden gewesen war. Nicht so sehr der Imperialismus Deutschlands war das Ärgerliche, als seine Stärke daheim, in seinen Fabriken und Häfen und an seinen Küsten, den britischen so nah. Das Mutterland des englischen Weltreichs fühlte sich bedroht: es war im Kerne, unmittelbar, eine europäische Frage, keine Weltfrage für England. Und die englische Geschichte hatte es stets bewiesen: gegen einen solchen Mitbewerb an Macht und Wirtschaft auf dem Kontinente hatte sich England bewußt und grundsätzlich alle Zeit gewendet, um ihn einzuhegen, zu erdrücken, zu vernichten. Auf die europäische Großmacht Deutschland, die zugleich Wirtschafts- und Seemacht wurde, die aber hauptsächlich Landmacht, europäische Macht war und blieb, war Englands Sorge und war Englands Degen gerichtet. Ein Weltimperium, das als solches England bedrohen konnte, war Deutschland nicht und konnte es so bald nicht werden. Als Imperium draußen war Rußland gefährlicher und mußte Nordamerika wohl einmal gefährlicher

werden, und Japan zudem. Das waren Weltgefahren für England, aber Zukunftsgefahren: England warf sich statt ihrer auf die nächste, die festländisch-europäische, die deutsche. In seinem Gegensatze zu Deutschland war Deutschlands Hinausstreben in die Welt natürlich inbegriffen, die beiden Mächte rieben sich ja auch dort draußen; und vor allem, der deutsche Geist und die deutsche Wirtschaftsorganisation waren moderner, beweglicher und geordneter zugleich, wissenschaftlicher geschult und praktisch anpassungsfähiger zugleich, als die etwas eingerostete Empirie des alternden Engländertumes. Deutschland vertrat die neue Zeit lebensvoller als der alte Weltstaat es tat. Das schärfte den Gegensatz; aber sein tiefster Grund und seine Entscheidungsstelle waren europäisch, sie waren kontinental.

Wie aber stand es mit den Gegensätzen zwischen Rußland und Deutschland, zwischen Frankreich und Deutschland? Sie waren ganz kontinental. Bei Frankreich liegt es auf der Hand: 1914 ist die Fortsetzung nicht nur von 1870, sondern von 1813; die Kette geht durch Jahrhunderte zurück. Der koloniale Gegensatz der beiden Nachbarn ist nur die Folge ihres heimatlichen Gegensatzes: um Marokko stritten sie nur, weil sie daheim Feinde waren. Für Frankreich war der Stoß gegen Deutschland ein Erbe seiner Geschichte, und gar nichts Imperialistisches darin.

Zwischen Rußland und Deutschland fehlt der imperialistische Einschlag nicht: die Bagdadbahn, die Freundschaft mit der Türkei rührte an Ansprüche und Kreise, die Rußland sich vorbehalten wollte. Aber der Ausgangspunkt auch dieser Feindschaft war durchaus kontinental-europäisch. Seit 1871 war Rußland eifersüchtig, unzufrieden, daß es den Nachbarn so habe wachsen lassen: es hatte Deutschland seit langem überragt und wollte es beherrschen. Daß Deutschland aufstieg und selbständig wurde, empfand Rußland mit Groll, und seit 1876 nahte, über die Existenz Österreich-Ungarns, der Bruch. Seitdem ist die Geschichte Rußland—Deutschlands die Geschichte politischen Kampfes, und der Zweibund seit 1890 machte nur klarer, was schon bestand. In der Weltpolitik sind die beiden noch später verbündet gewesen, in Ostasien wider England; ihr Gegensatz war vielmehr europäisch. Deutschland wollte Österreich nicht opfern: das war seit 1876 der

Quell des Streites. Dahinter erhob sich die Balkanfrage. Bismarck hat bekanntlich geleugnet, daß Rußlands Herrschaft in Konstantinopel und im Ostbalkan Sein Reich bedrohen müsse. Aber auch Bismarck wollte und ertrug kein einseitiges, russisches Übergewicht; und das Dasein Österreichs war auch für ihn eine deutsche Lebensfrage. Und an ihr wurde unser Gegensatz tödlich. Es war der Kampf Rußlands mit Österreich, der Rußland wider Deutschland trieb, der aber eben deshalb auch Deutschland notwendigerweise am Balkan interessierte und es politisch nach Konstantinopel und Kleinasien hinüberzwang. Gewiß war die Türkei für Deutschland unmittelbar ein wirtschaftliches Feld, und wurde Deutschland für die Türkei zumal der finanzielle Helfer; aber Deutschland wurde durch den Gegensatz zu Rußland, durch den Gegensatz zu Rußlands Österreich und damit auch Deutschland umklammernder Politik auch politisch auf die Türkei hingewiesen: sie wurde uns wichtig als Macht, als Stütze gegen Petersburg. Der Gegensatz zu Rußland hat Sultan und Kaiser zusammengeführt, das gemeinsame Gebot der Selbsterhaltung, unvergleichlich mehr als Bagdadbahn oder Imperialismus. Für Deutschland war es ein Bündnis vor allem unter europäischen Gesichtspunkten.

Vollends für Österreich-Ungarn sind alle Gegnerschaften, die es treffen können, europäisch-kontinental; auch die italienische, in Trient wie an der Adria. Die neue Weltpolitik spielt in alle diese Verhältnisse mittreibend hinein, aber sie selber sind alteuropäisch.

Ich ging von Mitteleuropa aus; ich bezeichnete diesen Krieg als den Krieg der Flanken gegen die Mitte. Das ist der Punkt, zu dem die Betrachtung hier zurücklenkt. In diesem Kriege des Imperialismus ist, wo immer man näher zusieht, der imperialistische sicherlich der weitere, umschließende Kreis; aber die letzten Gründe und Ziele sind überall europäisch: Mitteleuropa gilt es, seinen Mächten, nicht den Weltmächten.

Das aber beruht ja auf der Lage dieser Mächte. Der Druck auf Mitteleuropa ist uralt, eben weil es das mittlere ist. Von rechts und links ein immer wieder zusammenwirkender Druck; die Mitte liegt ungedeckt da, und war so lange so schwach. Die Gefahr dieser Lage hat die Geschichte Mitteleuropas gestaltet. Das deutsche Kaisertum des Mittelalters hat einmal ihren Vorteil ge-

nossen und von hier aus die Nachbarn rings überragt: aber der Nachteil folgte alsbald. Deutschland zerfiel; Österreich stieg auf. Aber wie mühselig! in Ost und West ist Österreich der Schirmer dieser zerfallenden Mitte gewesen, gegen die Türken hier, die damals noch den äußersten Osten bedeuteten, gegen die Franzosen dort, die ihrerseits mit Türken, Polen, Russen sich die Hand reichten, um den gemeinsamen Gegner in der Mitte zu bekämpfen. Die Geschichte Habsburgs ist die Geschichte dieser Deckungskriege mit doppelter Front. Dann stieg Preußen empor, der nordostdeutsche Militärstaat neben dem südostdeutschen: gegen diesen, gegen Österreich. Sie rangen um Deutschland. Schon damals traf die Last des europäischen Flankendruckes auch Preußen, und sie traf den Staat der ungedeckten norddeutschen Tiefebene noch stärker als den geschirmteren Donaustaat. Aber nach ihrer Auseinandersetzung sind beide wieder zueinander gekommen. Die Geographie und die Geschichte zwangen sie dazu. Die Lage in der Mitte hat unsere Verfassungsgeschichte bestimmt, sie hat uns gezwungen, starke monarchische Wehrstaaten zu sein; sie hat auch den Bund von 1879 gebieterisch heraufgeführt. Der Druck ist geblieben. Er trifft Deutschland besonders vom Westen her, die Nebenbuhlerschaft Frankreichs blieb unversöhnlich und allgegenwärtig, weit über die elsaß-lothringische Wunde hinaus: als politische Nebenbuhlerschaft alten Ursprungs und großen Stils. Aber der Druck von Osten trat daneben: das Russentum, das jetzt der Osten geworden ist, will kein starkes Mitteleuropa. Der Druck, der Österreich-Ungarn trifft, ist nicht geringer, ja er ist stärker, um so viel stärker, als Rußland stärker ist denn Frankreich. Für Österreich überwiegt dieser Druck von Osten; aber auch ihm fehlt der westliche nicht: von seinem alten Gegner Frankreich abgesehen, der italienische Druck auf Trient und Dalmatien. Der Westen und der Osten möchten uns beide benagen; sie haben den Vorzug der Flankenstellung, der Umfassung, der Meere. Aber um so elementarer ist dies Aufeinanderangewiesensein der beiden Zentralmächte, der beiden Mittelmächte — wie bezeichnend ist diese neue Benennung! Es ist uralt und immer wieder neu, und es ist zwingend für die Gegenwart und die Zukunft. Denn jener Druck mag sich vielleicht vorübergehend, diplomatisch, einmal ver-

schieben; im Grunde besteht er, für beide Staaten, immerfort. Ihr Bündnis ist das Gebot ihrer geographischen Lage; und aus ganz gleichen Gründen hat es sich nach Südosten hin, durch die Türkei, erweitert, den alten Gegner Mitteleuropas, der nun längst sein Schicksalsgenosse geworden ist, denn er besitzt die gleichen Gegner wie dieses. Große sachliche Notwendigkeiten haben dieses Zusammenstehen herbeigeführt; große sachliche Notwendigkeiten, zum mindesten Begreiflichkeiten, gestalteten diesen Krieg überhaupt. Er entspringt einer alten Entwicklung, die heute zur schärfsten Schärfe gesteigert worden ist durch das Erstarken all unserer Gegner, des russischen zumal, auf der einen, und durch das Erstarken Deutschlands auf der anderen Seite. Er ist der begreifliche und fast unausweichliche Gegenschlag gegen Deutschlands Wachstum, gegen Deutschlands und Mitteleuropas gedecktere, reichere, vorwärtsstrebende Existenz. Und diese Gegebenheiten der kontinentalen Lage hat England ergriffen und sie seinem Kampfe gegen Deutschland dienstbar gemacht, diesem Kampfe der imperialistischen Weltgewalt, in dem ich doch auch die entscheidenden europäischen Grundzüge nachwies. England hat diesen Angriff auf seinen europäischen Feind vornehmlich heraufgeführt; charakteristisch doch, daß ihn unmittelbar Rußland verwirklicht hat. Das erleuchtet das eigentliche Wesen dieses Krieges. Das werdende neue Deutschland hat dereinst seinen Siebenjährigen Krieg noch gegen das alte Österreich durchstritten: dennoch entspricht dieser neue Weltkrieg dem von 1756. Allen seinen Nachbarn war einst dieses aufstrebende Preußen unbequem, und ist es der neue mitteleuropäische Staat von 1871 erst recht gewesen. Nur daß inzwischen der Riß der beiden deutschen Mächte sich geschlossen hatte und der Streit sich dieses Mal gegen das gesamte Deutschtum erhob. Nicht gegen das Deutschtum allein: gegen die Staatenbildungen, die Machtstaaten Mitteleuropas als solche.

Das ist doch der Kern dieses Weltkriegs: er setzt unsere gesamte nationale und staatliche Geschichte folgerecht fort; er war uns keine Überraschung und keine Regelwidrigkeit: seine Wurzeln sind alt und tief.

Ist er, so angesehen, noch imperialistisch?

Ich wiederhole: vor allem ist er ein kontinentaler Krieg, er

geht um die Bestätigung der Gründungen von 1871 und 1879, um Bismarcks Werk! Er geht um die staatliche Selbständigkeit gegen Ost und West, ja um das Dasein der beiden Verbündeten, und der Türkei dazu. Und als Daseinskampf haben sie alle drei und hat die Stimmung ihrer Völker ihn erfaßt. Sie empfinden sich mit vollem historischem Rechte als die Angegriffenen, in jedem Sinne; den Streit um den Ausbruch, um die persönliche „Schuld" greife ich hier nicht auf, ich fuße hier nur auf den breiten allgemeinen Gründen. Das Bewußtsein der Notwehr hat uns in den bitteren, schweren, geduldigen und nüchternen Ernst hinein begleitet, der die gegenwärtige Phase des Krieges beherrscht und die freudige Begeisterung für die Stunde der Entscheidungen nicht ausgelöscht, aber ergänzt und vertieft hat. Unsere Völker haben Glückeswechsel erlebt, und haben festgehalten; sie sind emporgestiegen, und haben festgehalten; sie sahen den Kampf sich verlängern und verlängern, sich erweitern und erweitern — und haben festgehalten und halten fest. Es ist ja nicht ein bloßer Drang in die Weite der Welt hinaus, der uns abgeschnitten werden soll, nicht das neue Lebensgefühl allein, es ist wirklich das Dasein selbst: Staat, Macht und Volk, alle Eigenart, alle Selbstbestimmung unseres Volkstums überall, unser Wohlstand, unser Geist und unsere Liebe, unsere Vergangenheit und unsere Zukunft. Dahinter steht auch unser Glaube an den Wert unserer mitteleuropäischen Kulturen für die Menschheit selbst: wir sind stolz auf ihn und hoffen, daß er sich in ihr behaupte und dehne, nicht als Welteroberung, aber als Selbstbetätigung, als Ausstrahlung, als Schöpferkraft. Jedoch die gegenwärtige Stunde gehört der Notwehr.

Das sind die Tiefen, aus denen uns die Entschlossenheit quillt: wir müssen! Aus dem Festlande kam uns dieser Krieg; auf dem Festlande wird er entschieden; so bewundernswert unsere Flotten in Tapferkeit und Selbstüberwindung mitarbeiten, die Entscheidung liegt bei den Landheeren. Wir haben, in unsere Grenzen eingezwängt, unsere Wirtschaft auf sich selber stellen müssen: wir leben, inmitten des Zeitalters des Weltaustausches, mit einem Male in dem geschlossenen Wirtschaftsstaate des Kontinents, der sich selber allein genügen muß. Für die Dauer dieses Krieges zum mindesten genügen uns diese eigenen heimatlichen Kräfte, organisiert, zu-

sammengefaßt, in ihrer Wirkung gesteigert bis ins Ungeahnte. Wieviel unsere Zukunft von dieser Konzentration aufrecht erhalten wird, werden wir sehen; vorerst gibt es für uns gar keine Wahl. Aus dem Mutterboden Mitteleuropas steigt uns alle Kraft empor; Opfermut und Treue und die Geschlossenheit des Gefühles sind überwältigend. Und da wir in der Notwehr stehen, so wissen wir: schon die Selbstbehauptung allein wäre, wie einst 1763 für Friedrich den Großen, für uns der Sieg: die Niederlage wäre die Ertränkung unserer Heimatlande durch die russische Schlammflut. Das ist die Gewißheit, der Trost und der Sporn.

Ich frage von neuem: und der Imperialismus? Er ist, in England, an dem Angriffe beteiligt, aber sein Krieg ist es dennoch nicht. Trotzdem: imperialistisch ist er auch. Zunächst und vor allem gerade als mitteleuropäischer Krieg. Dieser Zusammenschluß der Erdteilmitte gehört doch in die neue Zeit der großen Verhältnisse hinein. Es ist ein Zusammenschluß zur Verteidigung: aber in ihm liegen Keime zukünftigen Lebens. Vor dem Kriegsausbruche hat ein Schwede auf diese Notwendigkeit eines Zusammenhaltes der mitteleuropäischen Welt hingewiesen, als auf eine Kraft und Aussicht der Zukunft, als auf die einzige Aussicht für Rettung und Selbständigkeit der alten europäischen Hauptlande gegenüber den Riesenreichen draußen. Der äußere Druck wird auch künftig bleiben und muß zusammenschmiedend wirken. Wie immer gefügt, wie locker immer aufgebaut, auf dem Boden der Unabhängigkeit all seiner Glieder — irgendwie wird dieser Bund der Mitte erhalten bleiben und sich entwickeln müssen, eine natürliche Gruppe innerhalb der nach weiten Gestaltungen hindrängenden neuen Welt. Jedes unserer Länder wird den Segen dieses erweiterten Bodens empfinden, in allen seinen Lebensregungen. Schon darin steckt Imperialismus: freilich der defensive, der freiere, der begrenzte Imperialismus, den ich Deutschland zugeschrieben habe; aber das Gebiet der Abwehr, das sich da aneinanderlehnt, wird nicht nur der Abwehr dienen können, sondern sein Leben ganz von selbst schöpferisch und ausstrahlend entfalten.

Die Fäden laufen über die Verbündeten von 1879 heute hinaus, nach Südosten, nach Konstantinopel hin. Ich habe die Ge-

danken dauernden Zusammenhaltes, die sich auch da erhoben haben, und ihre Vorbedingungen auf dem Balkan und in der Welt hier nicht zu besprechen. Nur das eine zu sagen fordert unser Gegenstand: Wirtschaftliche Ursachen und politische Ursachen haben auch dieses weitere Bündnis langsam geschaffen; fließt daraus, wie wir hoffen und wie wir umkämpfen, eine dauernde Zukunftswirkung irgendwelcher Gestalt, so lebt auch darin wieder der Zug der imperialistisch weiten Zeit. Geschieht das, so ist auch dies ein Ergebnis der Verteidigung und nicht der Eroberung — aber eine Ausdehnung enthielte es stets, für Macht und Wirtschaft und Kulturwirkung zugleich. Und dieser lebendige Zusammenhang eines nach Südosten hin erweiterten Mitteleuropas wird, so mag man träumen und hoffen und erstreben, den eigentlichen Boden unserer künftigen Geschichte bedeuten.

Natürlich aber: noch weiter weisen die Zeichen dieser Zeit. Der Erdball ist, über all seinen Gegensätzen und in ihnen, zur Einheit geworden; auch die allergrößten und fernsten Weltgegensätze sahen wir in unseren Krieg, so europäisch er im Kerne bleibt, wenigstens hineinwirken; die universale Hand Englands ist in allen Dingen und allen Landen. Es führt den Krieg gegen uns als Weltkrieg. Wird er nicht auf die Welt zurückwirken müssen?

Der Historiker wagt weder Prophet zu sein noch zielsetzender Politiker. Das eine aber versteht sich ja von selbst: solche Rückwirkung kann gar nicht ausbleiben. Wieweit sie, auf dem Boden des britischen Weltreichs, etwa bereits vorliegt, bleibt unserm Blicke heute noch verhüllt; wie sie ausfallen kann, das hängt vom Verlaufe des Krieges und des Friedens ab. Der Imperialismus, der die Erde umspannt, wird sie rings um den Erdball herum zu spüren haben: auch in Indien, in ganz Ostasien, in Afrika, in Ägypten, im Mittelmeer, auf allen jenen Schauplätzen weltpolitischer Reibung der letzten Jahrzehnte. Die Verteilung der Macht, des Landbesitzes, der Güter, der Kultur überall muß tiefe Einflüsse erfahren. Die eisernen Würfel auf unsern europäischen Feldern rollen über die Zukunft zugleich der Welt.

Die Frage ist wohl gestellt worden: Wird dieser Riesenkampf, mit seinem Entsetzen, mit seinen Strömen von Blut, den Imperialismus, den Geist des Weltkampfes, nicht vielmehr ertränken? Ich

werde dem Vorsatze, keine Prophezeiung zu wagen, ungetreu und antworte auf diese Frage mit lautem Nein. Mag er der erste einer Reihe von Kriegen oder auf längere Jahre ein Abschluß sein, den Geist des Friedens wird er schwerlich nähren. Er hat den Geist der staatlichen Kraft, der Organisation, der Zusammenfassung, der dieses Menschenalter durchdrang, zum Ungeheuren gesteigert. Er hat die Macht und ihre Bedeutung ins Riesige erhöht und glühend erleuchtet; auch den ehemals Widerstrebenden, auch den breiten Massen und ihren eindrucksfähigen Führern hat diese Bedeutung und diese Unabwendbarkeit der Macht sich tief in das Bewußtsein geprägt. Die Millionen leben unter ihrem Schutze und durch ihren Schutz; und die Millionen haben die Bluttaufe dieser harten Einsicht erhalten, sie haben sie selber vollzogen in hinreißender Tapferkeit. Jedes Einzeldasein und jeder Stand und jedes Volk, das haben wir alle unwiderleglich erfahren, hängen von dieser Macht des Staates, von seiner Wehrmacht und seiner Weltstellung ab. Diese Zusammenfassung aller Kräfte, die man militaristisch schilt, ist die große Erkenntnis des Tages — und war das Streben bereits des Imperialismus zuvor. Und auch sein Streben in die Welt hinaus hat sich in diesem Kriege unserer Menschheit nur tiefer in die Seele gebrannt. Wie dieser Krieg enden wird, wissen wir nicht, aber wir sind voll sicheren Vertrauens. Und dann ist es gewiß: die Völker Mitteleuropas, die ihr heimatliches Dasein behauptet, die als Nächstes und Wichtigstes dessen Deckung in Ost und West erstritten haben, sie haben sich damit ganz von selber ihre Stelle auch in der weiten Welt erkämpft, für ihre Macht, ihre Arbeit und ihr Wesen. Was da entstehen kann, wird erst die Zukunft wissen; aber unterliegen wir nicht, so brechen wir uns eben damit die Bahn auch nach außen: wir müssen es, Deutschland hat es seit 1884 erstrebt, es will und kann auf seine Kolonien, auf Afrika, auf seinen Anteil an der Welt, an den Meeren, an der Wirtschaft gar nicht verzichten; es ist eine Lebensfrage für unser Reich und Volk. Und auch seinen Verbündeten, so darf man vermuten, öffnet und befreit Behauptung oder Sieg die Wege hinaus, und ein Friede, der gut ist, kann gar nicht anders als unsere imperialistische Zukunft, von der gesicherteren Heimat aus, aber in die Welt hinein, erweitern.

Vor allem eines: ein Wunsch, der über alle positiven Rege-

lungen hinaus ins allgemeinste weist. Ich habe von den seelischen Antrieben gesprochen, die dem Imperialismus eigen gewesen sind von Anfang an. Wie auch die Welt äußerlich verteilt wird, das eine scheint mir gewiß: kein Volk unserer Tage ist lebendig ohne den Blick in die Weite; die alte Enge ist für die ausgebildeten Nationen zur erstickenden Unerträglichkeit geworden; sie müßten in ihr verdorren und verkümmern. Die wirtschaftliche Notwendigkeit wird uns von selber, wenn wir leben bleiben und leben wollen, in die Welt hinausweisen; auch den innerlichen Segen dieser Weite müssen wir für unsere Zukunft erhoffen, den Segen, daß beides, Staatsgesinnung wie Weltgesinnung, aus diesem Stahlbad in erhöhter Kraft emporgestiegen sein möge, daß dieser Weltkrieg zugleich die Bestätigung auch unserer Stellung und unserer Gesinnung als Weltvolk bedeute. Und wie 1903 so preise ich auch heute noch und heute vollends den Segen dieser Kraft. Wir haben das Schwerste erlebt und stehen noch mitten darin: Sünden, Grausamkeiten, Haß, Gemeinheit und Lüge, und jede Härte an Verlusten und an eigener Tat. Wir haben Leiden ohne Zahl gesehen und empfunden; was ist an Liebe, an Jugend, an unersetzbar köstlichen Zukunftskräften, was ist an Sonne und an Hoffnung dahingesunken: wir wissen es, in tiefer Trauer und in schmerzlichstem Grimme. Und doch! Über allem Elend, über allen Schmerzen, die der Einzelne heilig hält und die er niemals verwinden wird und soll, über allem blutigen Leide in Geist und Gesellschaft und Wirtschaft, in Sittlichkeit und Menschheitssinn, im Zusammenleben unserer Welt und unserer Kultur — über allem Jammer schwebt doch das Bekenntnis von der Größe dieser Tage. Von der Größe dieses nüchternen Opfersinnes, der Größe dieser alles ergreifenden Zusammenfassung der Kräfte für das Dasein der Gesamtheit; auch von der Größe dieser Weltzeit selbst. Dieses Zeitalter der Gegensätze und der Einheit unserer Erde, grausam und zerstörerisch wie es ist, es ist doch stark und schöpferisch zugleich; ich kenne keine Vorzeit, gegen die ich es eintauschen möchte. Ein starker Lufthauch weht durch unsere Welt und muß auch das Innerste bewegen und es für kommende Tage der Friedensarbeit neu beleben, dehnen, erhöhen. Stets hat der große Krieg die inneren Lebensprozesse mit seinem rauhen Anstoße gefördert und

erneut — es ist unser Perserkrieg, den wir durchfechten, wir warten seiner innerlichen Früchte. Und wir spüren in diesen harten Tagen, in ihrer herben Entschlossenheit und Hingabe, in ihrer Verschmelzung aller Schichten unserer Völker zu gemeinsamer Tat, eine gewaltige Lebenskraft, und spüren ein Lebenwollen und ein Vorwärtswollen der Völker und der Staaten. Wir spüren das Rütteln der Stürme, aber es sind die Stürme der Höhe. Auch der Ehrgeiz, der aus der Heimat in die Welt weiter will, schafft Leben. Er will die Welt weiter und freier, Welt und See für uns selber und damit für alle die neuen Völker offener machen als zuvor; er will sich nicht einschließen und nicht lähmen lassen. Das war der fruchtbare Hauch, der von dem Imperialismus dieser Jahrzehnte immer ausging; er hat geholfen, uns zur Mannhaftigkeit zu stählen. Er hat sein Teil dazu getan, inmitten einer betäubend reichen Zivilisation den Sinn der Jugend auf die Tat und auf das Ganze, auf die Selbstüberwindung und auf den großen Kampf zu lenken, aus dem das Leben entspringt; wir haben die seelischen Blüten und Früchte dieser Erziehung zur Stärke mit staunender Bewunderung im Sommer 1914 und in dem Jahre seither sprießen und reifen sehen. Das war der Geist der Vaterlandstreue, den wir Deutschen mit Bismarcks Namen nennen, und den diese letzten, sorgenvollen und doch aufwärtsdrängenden Jahrzehnte seinem Volke so viel breiter und tiefer ins Leben getrieben haben, als der Genius selber zu seinen Zeiten es noch vermochte und erhoffte. An diesem Geiste hat das Zeitalter des Imperialismus seinen guten Teil gehabt. Ich habe in diesen Betrachtungen die Bedeutsamkeit des weltstaatlichen Imperialismus für die innerliche Entstehung und für die unmittelbarsten Lebensziele dieses Krieges eingeschränkt; ich habe den Krieg aus dem Mutterboden der Heimat und aus den Tiefen unserer kontinentalen Geschichte vornehmlich abgeleitet. Unsere nächsten und heiligsten vaterländischen Überlieferungen sind mit ihm verknüpft, und ich denke wohl, der Quell unseres Lebens wird immer aus diesem Boden aufsteigen und über diesen Boden hin rauschen. Aber das Leben strömt weiter hinaus; in den Zusammenhängen der neuen Weltzeit, die für unsere Gegenwart als Ganzes das Bezeichnendste bleiben, stehen wir auch so. Und diesen Geist, der die Fernen sucht und um den

Erdball wehen will, soll dieser Lebenskampf unseren Völkern stärken und vertiefen: sie werden ihn nötig haben, um aus den alten Wurzeln doch hinaufzuwachsen in die hohe Luft, wo die Stürme brausen und die Sonne befruchtend wärmt: in die Luft der Welt, politisch und seelisch, auch in der Zukunft, und in der Zukunft erst recht.

# Vom Erbe Bismarcks

Kriegsrede, gehalten im Dezember 1915

Ich soll Ihnen vom Erbe Bismarcks sprechen, zum Schlusse dieses Bismarckjahres, das den Blick der Deutschen so hundertfach auf die Gestalt des Größten ihres 19. Jahrhunderts zurückgelenkt hat, auf sein Dasein, sein Wesen, seine Geschichte, sein Werk — natürlich auch auf seine Nachwirkung, auf seine Bedeutung für den heutigen Tag. Denn das ist ja für uns, in den Nöten und Fragen dieses Krieges, sein unmittelbares „Erbe". Man hat diesem Erbe immer wieder nachgefragt. Ein hervorragender Berliner Historiker und Publizist hat ihm eine eigene Schrift gewidmet, im Grunde erfüllt von stiller Gegnerschaft besonders gegen den späteren Bismarck, und in sich nicht eben organisch. Jede Schrift, jeder Aufsatz dieses Jahres, die Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen wollten, handelten zuletzt eben davon, nicht nur im Gedenkjahr 1915, ebensosehr und mehr noch im Kriegsjahre 1914/15. Ich selber habe, gleich im August 1914, meine eigene Orientierung mit der Frage nach Bismarck und unserem Kriege begonnen. Das ist heute unsere erste Frage an ihn und seine Geschichte: wie steht er zu diesem Kriege, zu dessen Verursachung, seiner Bedeutung und seinen Kräften? Wie würde er ihn beurteilen? welchen Ertrag würde er ihm wünschen? Man hat ihn danach gefragt; die Einen mit Kritik an ihm selber: wir liegen mit Rußland im Kriege, hat Bismarck Rußland immer richtig behandelt? hätte er nicht besser getan, es schon in der Weltkrise von 1878 zu packen und kriegerisch zurückzuwerfen? Die Andern fragten, mehr aus Bismarcks Seele heraus: wäre er mit diesem Kriege einverstanden gewesen? Noch immer gibt es für Millionen unserer Volksgenossen, ja man darf wohl sagen für unsere Nation als Ganzes, keine höhere staatliche Autorität als ihn. Um ihn herum kommt niemand, nirgendwo: Bismarck ist da, und unwillkürlich beschwören wir den großen Schatten um Meinung und Ratschlag für unsern Riesenkampf. Die Welt aber hat sich verwandelt rings um uns her und tut es noch jeden Tag: was weiß er dazu zu sagen? An eine praktisch-politische Besprechung der sog. Kriegsziele denke ich nicht. Ich komme von der Geschichte her und lenke auf sie zurück; wie der Heros unseres Reiches zu den Problemen steht, die unsere Gedanken allmächtig

feſſeln, das allein will ich prüfen, hiſtoriſch alſo, in hiſtoriſch-pſycho-logiſcher Unterſuchung, nie auf die Einzelheiten, die Einzelfragen der Tagespolitik gewendet, ſondern ſtets nur auf das Grundſätzliche und Allgemeine. —

Ja, iſt denn Bismarcks Erbe in dieſen Zeiten erſt einer Frage unterworfen?

Von Kriegsbeginn an iſt es unſer Gefühl geweſen, das unwillkürlichſte und allgemeinſte: ſein Erbe iſt überall. Dieſer Krieg geht um ſein Reich; er hat ihn als drohende Möglichkeit vorausgeſagt, ähnlich wie Moltke; es iſt der Angriff auf das Werk von 1866 und 1871. Und die Verteidigung führen wir durch ſeine Mittel. Sie haben ſich alle bewährt: ſein Reich mit dem Wunderwerke ſeiner Verfaſſung, die Einheit und Vielheit, alle lebendigen Kräfte Deutſchlands ſo feſt wie elaſtiſch in ſich ſchließt, Stämme, Staaten, Dynaſtien, alle Mannigfaltigkeit unſeres Daſeins, in ſtählernem Zuſammenhalte, in unabläſſigem, innerlichem Wachstum; das Heer, das er von 1862 bis 1888 in hundert inneren Schlachten erſtritten und entwickelt hat; der Geiſt, für den er mit hundert Wunden gekämpft hat, mit Beſchwörung und Mahnung, im Ringen der Parteien und der Vergangenheiten — der Geiſt der Einheit, der Treue, der Hingabe, der Glut. Er hat es am 6. Februar 1888 vorhergeſagt, ſein Deutſchland werde im Notwehrkriege aufbrennen und von Gewehren ſtarren und ſeeliſch unbeſiegbar ſein: der Krieg iſt zum Triumphe ſeines Willens über alle Gegenkräfte der deutſchen Seele geworden, er wurde Bismarcks Erfüllung. Fürſt Bismarck iſt noch für unſere Gegenwart die höchſte Verkörperung Deutſchlands geblieben: als Sinnbild der Nation begreifen wir den ſteinernen Hamburger Roland; und von allem Kleinmut, der auch tapfere Herzen einmal beſchleichen konnte, von mancher bangen Sorge um die Geſundheit und Sicherheit unſeres Volkes inmitten innerer Verſuchungen und Gefährdungen, inmitten einer äußeren, todfeindlichen Welt, von alledem hat uns der Sommer 1914 zu Bismarcks Höhe, zu 1870, zu Bismarcks Glauben an Deutſchland zurückgeführt. Und zwar zum ganzen Bismarck: nicht zu dem Sieger der glänzenden ſechziger Jahre allein, auch zu dem Zürner ſeiner ſpäteren Zeit; nicht nur zu dem Baumeiſter, der die Quadern des Reiches aufeinanderhob,

auch zu dem Ausbauer und Befestiger von 1878 ab. Haben nicht gerade die Säulen, die er damals einzog, heute am stärksten gehalten? Die straffe monarchisch-militärisch-politische Zusammenfassung, die Organisierung Deutschlands, die Steigerung und Festigung der staatlichen Macht, des Staates? und zugleich die Wirtschaftspolitik von 1879: der Schutzwall um das heimatliche Erzeugungs- und Verbrauchsgebiet, die Arbeit für unsere Industrie und unsere Landwirtschaft? Das alles hat sich nach einem Menschenalter siegreich bewährt; gerade der spätere Bismarck ist, auch insofern sie neu ist gegenüber seinem Zeitalter als Ganzem, der Beginner unserer heutigen Welt. Und wie steht es mit dem zweiten seiner großen inneren Werke von damals, mit der Sozialpolitik? Das Arbeitertum ist 1914 voll für das Vaterland eingetreten, durch die Einheit des deutschen Volkes lief kein Riß. Alle schlugen sie mit und alle gingen sie innerlich mit, auch diejenigen, die dem lebenden Bismarck einst widerstanden hatten. Den politischen Katholizismus hatte noch er selber aus den Kämpfen der siebziger Jahre in das Wirken für das neue Reich hinübergewöhnt; mit dem vierten Stande aber, seinem Gegner nach 1878, hat er keinen Frieden geschlossen. Von der sozialen Demokratie ist dem Manne, der so vielen Millionen Deutscher Deutschland bedeutete, kein Dank und kein Segenswunsch zugeflossen. Die Nachwelt hat diesen Kampf Bismarcks nicht festgehalten, sie hat sich hierin von seinen Bahnen abgewandt. Und doch bleibt er der Schöpfer unserer sozialen Gesetzgebung, der Bahnbrecher der neuen Sozialpolitik, der ihren Grundsatz zuerst in die praktische Politik hineinzwang und so eine neue Epoche wahrhaft heraufführte: den Grundsatz der entscheidenden staatlichen Einwirkung auf das gesellschaftliche Dasein, zum Nutzen des vierten Standes. Er hat das gigantische Werk der sozialen Versicherungen geleistet, das den arbeitenden Massen Deckung schuf und so unermeßlich tief und weit in das Leben Deutschlands und der Menschheit hineingewirkt hat. Anderem, was diese Massen forderten, hat Bismarck sich versagt, dem Arbeiterschutze, der Freiheit und Macht, die sie erstreben, und damit der Möglichkeit einer Verständigung. Dennoch sind die Früchte der Einigkeit, die 1914 reiften, auch Früchte seiner Arbeit gewesen; er hat dennoch dafür vorgewirkt, den neuen

Stand in das Reich einzufügen, ihn für den deutschen Staat zu erziehen; die Entwicklung ging hier über ihn und seinen Willen hinaus, aber in einer Richtung, die doch er zuerst eingeschlagen hatte. Was nach ihm geschah, hat und hätte er verworfen, und ganz geheuer wäre dem Bismarck von 1880 und 1890 wohl auch die heutige Einigkeit nicht. Dennoch ist er an ihr beteiligt. Wir wissen wohl, daß Gegensätze auch künftig bleiben werden und müssen, daß weder Gesinnungen noch Interessen sich einfach ausgleichen und decken können, ganz abgesehen von der Unbelehrbarkeit der Extremsten. Nicht jede Blüte von 1914 wird sich halten; aber was wir erlebt haben und noch erleben, bleibt doch unvergeßlich und untilgbar, und wir hoffen auch dafür auf eine Zukunft und werden ihr zu dienen haben. Ersehnt hat die Einigkeit des Gesamtvolkes und den Anschluß des Arbeitertums auch der wirkliche Bismarck, wie er war; er hat sie vorbereitet und hat sie erschwert. Und welche Partei hätte er nicht, welche hätte ihn nicht irgend einmal bekämpft? Er hat vorausgesagt: erst wenn das reichsgründende Geschlecht mit seinen Wunden und seinen Erinnerungen tiefgreifender und notwendiger Gegensätze verschwunden sein werde, erst dann werde die deutsche Einigkeit kommen können. Er hat das Bürgertum bis 1866 bekämpft und dann doch in sein Werk einbezogen; auch die Einbeziehung des Arbeitertums liegt in der Folgewirkung seiner geschichtlichen Stellung. Er war doch die Gesamtheit und die Nation: was diese vollendet, vollendet ihn. Ich wiederhole: er war der Zürner und Kämpfer, eckig und gebieterisch, wie große Menschen sind, und auch sein Werk hat sich an den Ecken und Schärfen seines Wesens gelegentlich gestoßen und geritzt; er hatte die Grenzen der Sterblichen und der Zeitlichkeit, aber seine Arbeit wies über sie hinaus, wie jedes größte Menschentum. An der Bahre des größten inneren Staatsmannes der absolutistischen Jahrhunderte, Jean Baptiste Colberts, hat Leopold Ranke die großen Worte gesprochen: in seiner Nachwirkung „reinigt sich das Andenken von den Schlacken des Momentes zur Anerkennung dessen, was das Wesen war; der Name, mit der Idee zusammenfallend, erhebt sich in stolzer Einsamkeit aus der Nacht der Jahrhunderte: auch nachfolgende Veränderungen der Meinung können ihn nicht herab-

ziehn". Ich füge hinzu: auch für die Massen wird der geniale Einzelne, dem sie widerstrebt haben und dessen Macht sie selber im Grundsatze nicht wollen, zum Besitze. Auch ihnen ist er unentbehrlich; auch ihrem Dasein und ihrer Zukunft fließt eine starke Wirkung aus dieser Quelle zu, und der Gegensatz verklingt: auch ihnen wird der Schöpfer dieses Reiches, in dem sie leben, und der Sozialpolitik, die sie gehoben und umfriedigt hat, der Gewaltige, den sie bei Lebzeiten befehdeten und der sie bei Lebzeiten befehdete, ob sie es wollen oder nicht, zu einem Ahnherrn auch für ihre Welt. Auch in ihnen arbeitet seine Erbschaft; auch sie unterwirft der Geist der Geschichte.

Allein ich kehre von diesen Höhen zur sicheren Tatsächlichkeit zurück. Das, wovon ich ausging, ist ja gewiß: Bismarcks staatlicher Bau besteht und trägt seine Wesenszüge wie einst; in diesem Reiche, das sie nach 40 Jahren noch nicht anerkennen wollte, hat eine Welt heute Bismarck angegriffen, und in ihm hat Bismarck sich verteidigt. Es ist *sein* Krieg.

Ich höre den Zweifel. Ist er das wirklich? daß er sich gegen Bismarck richtet, ist unbestreitbar; aber hätte Bismarck ihn je gewollt? hat Bismarck nicht in ausdrücklichen Worten das Gegenteil gesagt? Ich wende mich, von den kurzen Hinweisen auf das innere Leben, zu dem eigentlichen Hauptgegenstande dieses Vortrages: zur auswärtigen Politik.

Ich habe auf die Frage nach Weltlage und -zukunft kürzlich die Antwort eines hervorragenden Mannes gehört, eines Politikers, dessen politische Weltansicht keineswegs bismarckisch ist: der Schlüssel liege in dem Kapitel der Gedanken und Erinnerungen über Rußlands künftige Politik. Sein Inhalt, aus der Umgebung ergänzt, ist dieser: Rußland wird einmal den militärischen Verschluß des Bosporus gegen eine jede, das Schwarze Meer gefährdende Gewalt für sich beanspruchen und vom Sultan für sich erzwingen. Deutschland soll sich dann nicht einmischen, es soll ruhig Rußland auf England und Frankreich beißen lassen. Es sitzt in der Hinterhand und soll in ihr verbleiben, es lasse sich suchen! Auch Österreich lasse die Dinge sich vollziehen und überreiche den Russen, erst nachdem sie sich am Bosporus festgebissen haben werden, seine Rechnung. Deutschland warte „in orientali-

schen Streitfragen ohne eignes Interesse" ruhig ab. Vergrößerung braucht es nicht, will es nicht, soll es nicht wollen, es ist gesättigt. Krieg kann es nicht erstreben, gegen die stete Gefahr umfassender Bünde muß es sich zeitig und vorsichtig decken, es muß frei zwischen Österreich und Rußland stehen und darf sich nicht fesseln; es muß Ruhe und Frieden in Europa befördern und seine Stellung eben dadurch befestigen. So schrieb und so sprach Fürst Bismarck in den Jahren seit 1890.

Und heute? Wir kennen die Tatsachen: sie enthalten von alledem das Gegenteil. Wir stehen mit Österreich-Ungarn zusammen in einem Weltkampf auf Leben und Tod; wir stehen im Balkankriege, mit demselben Bulgarien verbündet, das Bismarck der russischen Machtsphäre zuweisen wollte; im Bündnisse mit der Türkei; wir decken Konstantinopel; wir blicken weiter, nach Süden, nach Südosten. Wir stehen im Weltkriege: er ist, so habe ich selber kürzlich ausgeführt, vor allem ein Kontinentalkrieg, ein Krieg der Flanken gegen die europäische Mitte, und insofern die Erneuerung uralter Schicksale unserer deutschen Staatsgeschichte, ein Erbe Friedrichs II., ein Erbe Bismarcks. Jedoch es ist ein Krieg mit Rußland — und den wollte Bismarck nicht. Und es ist ein Krieg mit England, und den wollte er auch nicht. Unabhängigkeit von England hat er gewollt und gewahrt, und darin gelangte er bis zu abwehrender Feindseligkeit im einzelnen; aber er ging zugleich mit England gegen Frankreich und Rußland zusammen: das war der Rückhalt seiner Diplomatie in den Krisen von 1887. Eine allgemeine Gegnerschaft gegen England lag nicht in den Verhältnissen seiner Tage; Deutschland war damals noch nicht Weltmacht und noch nicht Weltwirtschaftsmacht; soweit es für Bismarck eine Weltpolitik gab, war sie für ihn leichter als für seine Nachfolger, weil Deutschland in der weiten Welt und an die weite Welt noch nicht so gebunden, in ihr noch nicht so angreifbar war wie später. Er hat seine Weltpolitik glanzvoll geführt, aber es ist, trotz allem was man gelegentlich dagegen gesagt hat, doch wahr, daß die heutige von anderer Art ist: den Erdball umspannte sein und seines Deutschlands täglicher Anteil unmittelbar noch nicht. Er hat nach 1890 vor der Ausdehnung, vor der modernen Weltpolitik gewarnt; er hat vor den Gegenbünden ge-

warnt: wir haben die Weltpolitik, wir haben den Weltbund gegen uns. Er hat vor festländischen Eroberungen gewarnt, er hat die Sattheit Deutschlands immer wieder betont: und heute? Die Tatsache steht vor uns, daß wir die Hand über unsere Grenzen hinausgestreckt haben, nach rechts und links. Was wir dort draußen etwa nehmen und behalten sollen und werden, davon habe ich heute nicht zu reden. Aber die Tatsache ist es ja doch: wir stehen draußen, wir haben weite Strecken in Ost und West besetzt; und die Tatsache selber stellt uns vor neue Probleme; sie sind da, einfach abzuweisen sind sie gar nicht. Im Osten zumal sind sie seit Monaten immer greifbarer geworden, längst hat Bismarcks Amtsnachfolger in feierlicher Rede die polnische Frage für eröffnet erklärt. Bismarck hat stets davor gewarnt, er hat sie nicht offen haben wollen; sie ist offen.

Und wie hat Bismarck *gehandelt*, in seinen Kriegen, vor und in seinen Friedensschlüssen? Wir blicken auf den Tatbestand seiner Geschichte. Wie oft hat man da in diesem Jahre das Wort Nikolsburg gehört! Bismarck hat 1866, im Siege, Österreich und Baiern geschont. Er hat beiden kein Gebietsstück weggenommen. Er hat sich selbst bewußt und stark beschränkt: um zu raschem und sicherem Friedensschlusse zu gelangen, aber auch, um den Weg zur Versöhnung und zum Bunde mit jenen beiden, um den Weg zur Zukunft offen zu behalten; nach seiner eigenen Darstellung überdies, um Österreichs für uns notwendigen Bestand nicht zu erschüttern. Auch 1870/71 war Bismarck für das Mindestmaß der damals erörterten Annexionen, nur das von den großen Offizieren ganz unbedingt Geforderte nahm er. Man hat den Finger oft auf diese Mäßigung gelegt. Immerhin, bedenken wir den Sachverhalt ein wenig! Ist dieser Bismarck der grundsätzlichen Mäßigung der ganze Bismarck von 1866 und 1870? Mir ist doch, als hätte er mindestens zwei Seiten gehabt; mir ist doch, als hätte er 1866 allerhand Länder eingesteckt — Schleswig-Holstein, das ganze Königreich Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt am Main! Und es ist gar kein Zweifel: der Vater dieser großen Annexionen war er, er allein. Und 1871 nahm er doch Elsaß und Lothringen bis Metz; und Elsaß und Deutschlothringen zu behalten, war er von sich aus völlig entschieden gewesen, bereits im August. Und wie

ſteht es mit der Rückſichtnahme auf die Zukunft, auf die Verſöhnung mit den Gegnern? Auf Frankreich hat er dieſe Rückſicht gewiß nicht genommen, er iſt immer der Meinung geweſen, daß man auf dieſe Verſöhnung doch verzichten, daß man nehmen müſſe, was man brauche; denn die Verzeihung Frankreichs für ſeine Siege werde Deutſchland doch niemals finden. Mit der Rückſicht auf Öſterreich aber hat es ſeine beſondere Bewandtnis, die zutage liegt: eine uralte Gemeinſchaft, der Geſchichte, der Geographie, die einen Zwang auf beide Mächte ausübte, die beide gebieteriſch aufeinander anwies; eine Fülle innerlicher Verbindungen zudem. Man fragt ſich: Trifft dieſe Analogie die Gegenwart? Beim heutigen Frankreich? Ich höre von vielen Gemeinſamkeiten reden. Hiſtoriſch ſind ſie gewiß nicht; ob geographiſch, darüber läßt ſich ſtreiten; innerliche fehlen durchaus; gibt es da bei unſeren Nachbarn etwas anderes als bedingungsloſe Feindſeligkeit gegen uns? Wie ſchön wäre es, an das Gegenteil glauben, auf das Gegenteil rechnen zu können; aber nur eine Hoffnung, die unter allen Umſtänden hoffen will, ſcheint mir über die Schwierigkeiten, die hier beſtehen, hinwegtanzen zu können. Und Rußland? Wir haben dort die Entfaltung ſtaunenswerter Kräfte erlebt; aber jemals ein Entgegenkommen? Ging nicht die geſamte Richtung der ruſſiſchen Entwicklung und des ruſſiſchen Willens, innere und äußere, ſeit einem Menſchenalter gegen uns? Diplomatiſch mögen dieſe Gegenſätze für eine Weile überbrückbar ſein; aber ſteht es nicht ſo, daß wir auf die Dauer nach Menſchenermeſſen mit dieſem Gegenſatze rechnen müſſen als mit etwas Gegebenem, Notwendigem, das aus den tiefſten Quellen von Gefühl, Wirtſchaft, Politik emporſteigt? Oder England und wir? Eine Verſtändigung iſt wünſchenswert — vielleicht, ja ganz ſicherlich! Aber werden wir ſie durch Schonung, durch Freundlichkeit zu erkaufen vermögen? und bald? in abſehbarer Zeit? vor einem ſcharfen tiefen Durchfechten unſerer Abweichungen, ja unſeres Daſeins ſelbſt? werden wir uns, unſer Daſein England nicht erſt aufzwingen müſſen — durch den endgültigen Erweis der Kraft, nicht durch den Erweis guten Willens?

Dieſe Fragen, ſo meine ich, würde Bismarck heute ſtellen, in allen drei Richtungen. Wie würde er ſie beantworten? Eines

ist wohl sicher: Mäßigung würde er üben, er so wie er stets dachte und stets handelte. Er hatte, das weiß man, einen wunderbar feinen Sinn für das Mögliche, das Wirkliche, für alle greifbare Macht. Er handelte nie in das Grenzenlose hinein. Er überlegte stets mit der umfassendsten, scharfsinnigsten Gründlichkeit und durchdachte jede ausdenkbare Folge und Wendung. Freilich Erwägung und Lösung nahmen dann bei dem Genius oft genug den überraschendsten Weg: er tat das Unerwartete, das erst nachträglich alsbald zum Selbstverständlichen wurde — mit dieser Fähigkeit vermag kein anderer im voraus zu rechnen, und was Er täte, bleibt deshalb unausrechenbar. Aber natürlich, als Fachmann würde er denken und handeln, als Staatsmann, der nach allen Seiten blickt, der den Augenblick mit seinen militärischen und diplomatischen Möglichkeiten erfaßt, ihm alles abgewinnt und sich ihm fügt; er würde abwarten und blitzschnell zugreifen: mit reifer Erwägung, mit vollendeter Schmiegsamkeit, ganz ohne Eigensinn, mit sicherer Selbstbeschränkung. Er würde betonen, daß die politische Entscheidung und die politische Tat nur aus voller Sachkenntnis hervorgehen kann, er würde vor der Schnellfertigkeit des politischen Dilettantismus warnen und würde Bescheidung fordern. Gewiß zugleich ein Nachdenken Aller über die neuen Fragen, die uns gestellt worden sind: er würde es heute niemandem verwehren, er würde eine öffentliche Meinung wünschen und herzustellen helfen, auf die er sich stützen und berufen, die er nach seinem Bedarfe verwenden könnte; aber er würde nie vergessen lassen, daß nur der zum Handeln Berufene bestimmen und handeln kann. Und würde er — ich wiederhole die Frage — nicht auch für Schonung der Gegner sein, damit der Gegner nicht ewig Gegner bleibe? Ich wies schon auf die Veränderungen gegen 1866 hin; aber wir hören die Berufung auf Nikolsburg. Merkwürdig! Von 1890 bis 1914 ist Bismarcks Name von vielen im Sinne der wuchtigen Tat, manchmal der groben Energie, vielleicht gelegentlich des Chauvinismus angerufen worden, nicht selten mit einem ziemlich unbismarckischen, dogmatischen Klange. Jetzt ruft ihn so mancher für das Gegenteil, für die Selbstbeschränkung, auf, und zwar so mancher aus dem Lager seiner eigenen alten Gegner. „Wir führen ja doch wohl — so haben wir sie sprechen hören —

einen Verteidigungskrieg? wir wollen ja doch wohl den nationalen Charakter von Bismarcks Reiche unberührt lassen? wir wollen ja doch, wie er, grundsätzlich nichts hinzugewinnen? wir sind gesättigt und könnten etwas Neues gar nicht verdauen." Wir hörten die, die auf alles Neue verzichten wollen, sich decken durch ihn. Und auch Gesinnungen, die sehr wenig nach Bismarck schmecken, schließen sich wenigstens an: wir hören von der Achtung vor dem Willen der Andern, von der Pflege der Kulturzusammenhänge, die doch einmal wieder angeknüpft werden müssen. Der Ruf zur Mäßigung bringt da sonderbare Frontverschiebungen mit sich. Ja, ist es denn wirklich wahr? marschiert der eiserne Kanzler heute wirklich mit den ihm einstmals Fremden?

Ich habe nicht zu urteilen über das, was geschehen soll, über das politische Recht. Aber die Haltung Bismarcks zu diesen Ideengegensätzen darf ich zu beleuchten suchen: das ist mein Gegenstand. Ich habe gelegentlich schon den wirklichen Bismarck und den ideellen Bismarck geschieden; den wirklichen Bismarck: so wie er mit vorliegenden Worten gesprochen, wie er zu bestimmten Zeiten in greifbaren Taten gehandelt und gewollt hat; den ideellen: so wie wir ihn als Ganzheit erschließen, über die Zeitbegrenzung hinaus, als Träger einer politischen Weltanschauung, einer politischen Gesinnung, einer politischen Methode. Gehen wir beiden nach; die Probleme und die Deutungen habe ich soeben aufgereiht. Er erscheint da, so sahen wir, in seinen Aussagen und in der Wertung unserer Zeitgenossen fast als Gegner dieses Krieges, als Gegner jeder Veränderung seiner Schöpfung und ihrer Grenzen. Aber vielleicht haben wir Bismarck bisher allzu eng betrachtet, allzusehr nur in einzelnen Worten, in einzelnen Taten? Greifen wir etwas weiter aus! Suchen wir ihn voller zu erfassen. Wie hat sich, zunächst, der wirkliche Bismarck tatsächlich in den größten Fragen seiner Zeit, den größten Fragen der staatlichen Existenz, der auswärtigen Politik seines Landes, lebenslang verhalten, handelnd, wollend, denkend?

Er begann bekanntlich als Preuße, als Diener und Verkörperung seines Staates, des preußischen Staatsgefühls, des preußischen Ehrgeizes, die zur Entfaltung drängten. Das Preußen von 1850 und 1860 lag schmal und zerrissen durch ganz Nord-

deutschland hingestreckt, es war, in Gesamtdeutschland, eingeengt und niedergehalten; es hatte den Trieb und noch nicht die Stärke der Großmacht, es wollte wachsen, um sich zu behaupten, um sich zu vollenden. Mit diesem Bedürfnis seines Staates durchdrang sich Bismarck: er machte es bewußt und gab ihm Leben und Blut; er durchdrang sich mit dem Machttriebe des werdenden Großstaats. Und er gewann ihm die Selbstentfaltung, die Freiheit des Lebens und Atmens, er gewann ihm Norddeutschland und damit die deutsche Führung. Dann wurde er selbst zum Deutschen: er errichtete, aus dem gleichen Machttriebe heraus, in den neuen, weiteren Verhältnissen das Reich, er verkörperte Reich und Einheit, die Macht des Reiches, dessen Individualität als Staat. So hat ihn sein Volk in den Jahrzehnten nach 1871 verstanden: als Inbegriff des deutschen Gedankens, des Deutschtums selbst.

Freilich: was ist Deutschtum? Den Einen ist es ein Kulturideal; so, als eine wertvolle, für sich und die Menschheit wertvolle geistige Gewalt haben es unsere großen Dichter und Denker vor sich gesehen und deshalb für Deutschland gestritten, viele von ihnen auch für seine Existenz in der sichtbaren Welt. Den Andern ist es vor allem eine Größe innerhalb dieser sichtbaren Welt, der sie Bestand und Erhöhung wünschen.

Was war es für Bismarck? Er ist Deutschland geworden für Millionen von Deutschen, er hat es gepriesen und verteidigt; was war ihm deutsch? Als er aufwuchs, gab es kein staatliches Deutschland. Er hat damals Burschenschafter werden wollen, um es vorbereiten zu helfen. Was an Deutschland liebte er damals? das geistige Deutschland? Er hat später gut gewußt, was Weimar und Jena und was die Wartburg für die Nation und ihre Wiederherstellung gewesen sind: daß die deutsche Bildung der eine Quell der deutschen Einigung geworden ist. Er trug diese Bildung selber in sich; er war mit unseren Klassikern groß geworden, er hat sie als Erwachsener festgehalten, Goethe und Schiller haben ihn durch sein Leben begleitet, die Romantik ihn noch als 25- und 30 jährigen innerlich neu befruchtet. Sein Wesen hatte einen Teil seiner besten Wurzeln im deutschen Geistes- und mehr noch im deutschen Empfindungsleben; die beste deutsche Bildung hat ihn seelisch miterzogen und durchdrungen, fein und zart und tief. Jedoch das war

nicht sein W e r k; diesen Besitz hat er nicht gemehrt oder wenigstens nur nebenher — in seinen Schriften, deren Kern und Absicht doch nur politisch und deren Mittelpunkt die unwillkürliche Selbstdarstellung eines großen Menschen ist. Das Geistige war ihm ein Besitz für sein Innerstes, eine Erhebung und Auffrischung, nicht sein stärkstes Eigentum, nicht seine Lebenslust und nicht sein Beruf und seine Aufgabe. Bismarck war, als historische Persönlichkeit, der Mann der staatlichen Einseitigkeit. Die hat er dem unpolitischen Deutschland tief in die Seele prägen müssen: wir wünschen dieser notwendigen Einseitigkeit zugleich seit langem die erneute Ergänzung aus dem Reichtum der deutschen Kultur, und Deutschland arbeitet längst an solcher Ergänzung.

Aber wo lag nun Bismarcks deutscher Bereich? Selbst vom deutschen Gefühlsleben, das er so fein und reich vertrat, hat er, so scheint mir, nur selten gesprochen; er hat diese Dinge lieber gelebt als ausgedrückt. Was er am deutschen Wesen schätzte, hat er, wenn ich nicht irre, nie recht gesagt; er sprach wohl von Wahrhaftigkeit und Treue und Einfachheit; hauptsächlich doch vom politischen Wesen der Deutschen hat er stets gesprochen, gelegentlich lobend, häufiger tadelnd, mahnend. Er redete dann von politischer Trägheit, von einem Überschuß an Kritik und Doktrin und männischem Eigensinn, von einem Mangel an nationaler Festigkeit und an nationalem Selbstgefühl: er wollte zu nationaler Politik erziehen. Aber weshalb er sein Deutschland, wie er es tat, so innerlich liebte und hochhielt, das hat er wohl nie gesagt. Er hielt das für überflüssig. Fichte liebte sein Volk, weil es das Menschheitsvolk, weil es die Säule und Hoffnung der Weltkultur sei. Bismarck liebte es einfach, weil er ein Deutscher war. Ich habe gefragt: wie empfand er es als Jüngling? in sehnsüchtiger Schwärmerei wie die romantische Jugend? Die Gedanken und Erinnerungen geben die Antwort: „Beim Blick auf die Landkarte ärgerte mich der französische Besitz von Straßburg, und der Besuch von Heidelberg, Speier und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig.“ Das war Bismarck. 1848 fand er es undeutsch, deutschen staatlichen Boden, von Deutschen beherrschten Boden aus doktrinärer Nationalitätsbegeisterung an Polen und Italiener zu verschenken, die übliche Bewunderung des Auslandes empörte

ihn: sein Nationalgefühl war von elementarer Art. Bestand, Ehre, Würde, Unabhängigkeit, Macht seines Volkes, das wollte er, des preußischen zunächst, aber stets auch und später völlig nur des deutschen. Das war in ihm unreflektiertes, bodenständiges, triebhaftes Gefühl, er bedurfte keiner gedanklichen Rechtfertigung, keiner Idealisierung dafür — es war einfach die Grundtatsache seines Empfindens. Er war als Persönlichkeit zusammengesetzt, von feinsten künstlerhaften Nerven, voll von Erregbarkeit, von Abtönungen und von Gegensätzen. Aber auch in seinem Wesen war die Hauptsache das Naturhafte, Einfache, Große, Ursprüngliche. Er war der Landmann, der Gatte, den wir kennen, im Hause, im Felde, im Walde, im Umgange mit seinen Nächsten, mit der Natur, mit Pflanze und Tier, durchströmt von ursprünglichster Liebe. Einheitlichkeit, Kraft und Größe siegten über alles Spiel der Nerven und der Nebentriebe, Sturm und Leidenschaft waren die Höhe und die Grundmacht seines Wesens, so schlicht und so gewaltig zugleich wie bei Martin Luther. Und wenn wir deutsches Wesen in großen Beispielen zu ergreifen suchen, so gehört Bismarck als Mensch zu seinen schlicht-großartigsten menschlichen Bildern. So begriff er selber auch sein Volk: einfach, mit Selbstverständlichkeit. Er wünschte ihm Sicherheit und Größe, das war ihm natürlich; er wünschte seinem, dem preußischen, dem deutschen Staate Erweiterung: das sei Inhalt aller Regierung und werde auch uns wiederkehren, so hat er sich früh geäußert (1842). Ganz unbefangen sprach er davon wie von einer Art von Selbstzweck: er deutete in der Olmützrede von 1850 durchsichtig genug darauf hin, daß „jemand einen Krieg vielleicht gern führen könnte, der keinen anderen Grund hat, als daß sein König und Kriegsherr sagt: dies Land gefällt mir, ich will es besitzen". In der Ausdrucksweise des Fünfunddreißigjährigen war dabei etwas von jugendlicher Widerspruchslust; aber aus diesem Triebe der Macht, diesem ewig lebendigen Triebe aller lebendigen Staaten, der in ihm geniale Kraft und geniale Höhe gwann, hat er auch gehandelt.

Das eben war die Art, wie er die preußische, die deutsche Frage gelöst hat: durch die Macht, aus deren ursprünglichem, einfachem Gefühle heraus. Ihm war es der selbstverständliche Weg: aber

auch nur ihm! Die Einigung Deutschlands ist keineswegs der Vollzug eines Naturherganges gewesen; sie hatte nach 1860, trotz alles unruhigen Dranges, herzlich geringe Aussicht auf Verwirklichung: nur durch ihn ist sie verwirklicht worden, er ergriff die ungelöste, lebendige Aufgabe der Zeit in völlig eigenem und neuem Sinne, als eine Aufgabe der europäischen Staatsmannschaft, der Macht und der Tat; er ergriff sie, unabhängig, im Widerspruche zu aller Welt, zu seiner gesamten näheren Umgebung, mit selbstherrlich schöpferischem Willen, und als ein Eigenes und Neues führte er sie durch, einsam, auf gefahrstarrenden Pfaden, mit unbedingter Sicherheit von Ziel und Mitteln, mit ungeheurer, gesammelter und dann ausstrahlender Kraft. Das war sein Weg bis 1871: ein Weg aus dem Engen in das Weite, auf Schleswig-Holstein, Norddeutschland, Gesamtdeutschland los, ein Weg über Kriege, die er herbeirief, lange auch darin er ganz allein; er wußte, daß sie unerläßlich waren, er hat sie gewollt und gewagt und genutzt.

Nach 1871 wechselte — nicht er, sondern das Bedürfnis der Lage. Er hatte aufgerichtet, er wollte befestigen, einleben lassen, zusammenwachsen lassen, Deutschland in sich, Deutschland innerhalb Europas: der staatsmännische Revolutionär wurde konservativ. Dennoch hat er auch da noch zwei große Schritte vorangetan. Den ersten auf dem Festland. Er traf zwischen 1876 und 1879 die erzwungene Wahl zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. Rußland setzte ihm die Pistole auf die Brust, er wandte sich zu Österreich, er deckte es, und, wie er seit 1866 gewollt, er zog es an sich. Er hatte zuvor Preußen seine Freiheit, dem engeren Deutschland sein selbständiges Staatsleben durch die Trennung Kleindeutschlands von Österreich verschafft: durch die heilsamste und notwendigste aller Auseinandersetzungen, auf deren fester und bestimmter Grundlage, wie wir nie vergessen wollen, eine jede Möglichkeit gesunden staatlichen Daseins auch für unsere Zukunft ruht! Aber auf die mitteleuropäische Deckung hatte er darum niemals dauernden Verzicht geleistet, 1879 stellte er sie her, im Zweibund. Es war eine Tat der Erweiterung, die über 1871 hinausführte; auch das darf man nie vergessen. Es war eine Rückwendung zur Vergangenheit und eine Vorwärtswendung zur

Zukunft zugleich, eine Tat von gewaltigen Folgen. Auslöschen wollte er 1866 dadurch keineswegs, die innere und äußere Selbständigkeit seines Reiches hat er niemals ausliefern wollen. Auch die äußere nicht: er wollte Rußland eindämmen, aber nicht endgültig abstoßen, er wollte sich über dem russisch-österreichischen Gegensatze halten, er hielt sich dem Balkan fern, noch war Deutschland an ihm nicht unmittelbar beteiligt. Er persönlich kam aus der alten Zeit her, er wünschte Ost- und Mitteleuropa als großes konservatives Machtgebiet zusammenzuhalten — allerdings, seit 1879 gehörte er der Mitte näher und fester zu. Weiter vorzustreben trieb ihn kein Bedürfnis seiner Gegenwart: mit Rußland, sobald es eingeschränkt war, ließ sich leben, er brauchte es auch fürder als Rückenschutz für sein innerlich noch werdendes Reich. Er tat, was seine Tage forderten, nicht weniger, nicht mehr. Aber das ist richtig: noch er ist es gewesen, der den Wagen unseres Schicksals auf dieses mitteleuropäische Geleise hinübergeschoben hat. Und folgerecht wuchs der Gegensatz zu Rußland, bereits vor 1890. Bismarck wehrte sich dagegen; er behielt, als Mann seiner Vergangenheit und der skeptischen Vorsicht, gegen Österreichs unbedingte Zuverlässigkeit gewisse Bedenken, die seine Erinnerungen ausgesprochen haben; und Metternichs Wort von der Saturiertheit machte er sich ausdrücklich zu eigen. Sein Alter war defensiv, wie das Friedrichs des Großen. Er hielt die Welt in seinen Bahnen fest, er erreichte noch, daß Rußland friedlich und ihm halbbefreundet blieb, er wollte und er brauchte einen möglichst langen Frieden. Wir haben erlebt, daß dieser Friede zu Ende gegangen ist, und fragen uns jetzt, ob es nicht hohe Zeit war, daß er zu Ende ging; aber das gehört neuen Verhältnissen an. Und niemand wird vergessen dürfen, wie unersetzlich bedeutsam die langen Friedensjahre, deren sich Deutschland erfreut hat, für Deutschlands Wachstum und Kraft gewesen sind: Bismarck wußte sehr wohl, weshalb er Scheu trug, sie zu unterbrechen; die Antwort auf die Einwände, denen seine Friedenswahrung von 1878 heute hier und da begegnet, würde er zu erteilen wissen. Und doch wies gerade die Wirkung dieses Friedens und Bismarcks Wirkung weiter hinaus, in eine veränderte Zukunft hinüber: im neuen, stärkeren Deutschland, auf dessen breiterem, einheitlicherem Boden, unter dem Schirme des

Friedens und der neuen Politik entfaltete sich die deutsche Wirtschaft, die deutsche Industrie, und ihre Weltausdehnung bereitete sich vor.

Dem aber entsprach der zweite große Schritt auch Bismarcks selber nach 1871: auch in die weite Welt, nicht nur in mitteleuropäische, festländische Weiten, trat er noch selber ein. Deutschland wuchs in sie hinein, seine Wirtschaft, sein Unternehmungstrieb, seine Volkskraft, sein Weltdrang. Auch da blieb Bismarck auf dem Boden der Vergangenheit, und auch da vollzog er dennoch den ersten Übergang in die Zukunft. Seine Kolonialpolitik, seine Weltpolitik waren anders geführt, anders begrenzt, anders empfunden als die nach 1890 und 1895, aber sicher ist es: auch da hat Er den Wagen hinübergehoben auf die neuen Bahnen. Die historische Leistung des siebzigjährigen kontinentalen Staatsmannes, dieser Mut zur Ergreifung des notwendigen Neuen, das ihm im Grunde fremdartig war, ist bewundernswert: er ging auch da wenigstens so weit, wie er mußte. Und eine gewaltige Ausdehnung vollzog er auch da: über 1871 führte auch sie sein Reich weit hinaus. Er hat es mit Vorsicht getan, von europäischen Rücksichten drohend eingeengt. Hätte er vor 1890 mehr erreichen können, als er erreicht und gewollt hat? schwerlich! Die Tatsache hält doch allem Gerede und aller Veränderung der Zeiten stand, daß Fürst Bismarck der Gründer unseres Kolonialreiches gewesen ist — der Erwerber fast all unseres überseeischen Besitzes! Über bloße Sättigung und Festigung schritt also er selber noch hinaus; die Folgen sind über ihn und seinen Willen hinweg weitergeströmt, so wie es die Geschichte will. Er wünschte an einem Punkte halt zu machen: die Welt ging weiter.

Sie hat sich seit 1890 gewandelt, wir selber und alle Völker. Die alten Lebenskreise in Europa und auf dem Erdball sind gedehnt und zersprengt worden, zum guten Teile infolge von Deutschlands Eintritt in die Reihe der Großstaaten. Bismarcks Werk und Wirkung hat das neue Zeitalter des Imperialismus, der Weltgegensätze, mit notwendig gemacht. Es soll hier nicht begründet noch beschrieben werden, wir kennen es, das Zeitalter der Welterweiterung, des Weltzusammenhanges, des Weltkampfes. Wirtschaft, Politik, Gesinnungen wuchsen überall hinaus, bei

unsern Nachbarn, die wesentlich auch unserer neuen Größe widerstrebten, ebenso wie bei uns selbst. Sie haben sich alle verändert. Vom alten Boden her weiterwachsend, sind sie doch alle etwas anderes geworden, als was sie in der Bismarckzeit waren. Ich habe Rußland schon gestreift: mit seiner Expansion, seinem Panslawismus, seiner Wendung erst gegen Ost, dann gegen West, gegen die Türkei, gegen Österreich-Ungarn, gegen uns, mit seiner Fülle drängender, uns todfeindlicher Kräfte. Ich habe Englands Verhältnis zu uns gestreift: Bismarck, so sahen wir, kannte noch keinen Lebensgegensatz zu ihm, wir wuchsen in ihn hinein, und England erst recht. Wir wurden, als wirtschaftliche und politisch-militärische Großgewalt so nahe den britischen Inseln, für England, auch gegen unseren Willen, zum eigentlichen Feinde. Es waren keine Zufälle und keine Willkürlichkeiten; wir haben widerstrebend, vielleicht zu widerstrebend, die Folgerungen aufnehmen müssen. Die Türkei selber hat sich verjüngend gewandelt; der Balkan wurde längst zu einem aktiven Gebiete eigener Mächte und hörte auf, ein passives Teilungsgebiet für die Herrschaft fremder Großmächte, Rußlands und Österreichs, zu sein, wofür ihn noch Bismarck ansehen konnte. Selbständige Kräfte sind da aufgestanden, die mitspielen wollen und die von den Weltgegensätzen gebieterisch erfaßt werden: gebieterisch haben auch uns unsere Lebensfragen mitten in diese Kreise hineingeführt, die neuen politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse Deutschlands haben auch Deutschland unausweichlich in den Südosten hineingerissen.

Unser Dasein steht heute in diesen weiten Zusammenhängen: vornehmlich den mitteleuropäischen. Es wuchs von Bismarcks Grundlagen her in sie hinein, er ist darin, der Reichsgründer und der Begründer des Zweibunds. Mitteleuropa mit seinen Fortsetzungen nach Südosten hin ist das Kampfgebiet, das Hoffnungsgebiet, das nächste, das — allem Anscheine nach — wichtigste für uns geworden. Ich unterstreiche: Er hat das angefangen, noch durch seine unmittelbaren Taten, von 1876 ab. Der Wagen aber ist weiter gerollt, als er gewollt hat: in kontinentaler und in Weltpolitik zugleich. Es ist kein Zweifel: diese Folgen hat der Bismarck von 1880 und 1890 nicht gewünscht. Und ebenso — ich nehme auf, was ich früher gesagt, und führe es nunmehr, nach

dem Umblicke auf Bismarck zugleich und auf die Welt, besser gerüstet weiter durch — ebenso ist es außer Zweifel: Kern und Keim dieses Krieges bleibt dennoch er. Es handelt sich eben doch um seine Schöpfung, um seine Taten, um das Reich, den Zweibund, das Kolonialreich zugleich. Das Weltgegenbündnis, dessen Traumbild den Schlaf seiner Nächte störte, hat sich verwirklicht. Wäre es vermeidbar gewesen? Wieder eine Frage, auf die heute schwerlich eine Antwort zu finden ist, und jedenfalls hat nicht dieser Vortrag sie zu suchen. Man vermutet unwillkürlich: Bismarcks Diplomatie würde wohl manches erreicht und geleistet haben, was nach 1890 nicht immer erreicht und geleistet worden ist. Wohl möglich, daß sie zugleich schmiegsamer und stärker ihre Wege zwischen den Weltmächten gesucht haben würde, als es seinen Nachfolgern gelang — denkbar ist da manches, aber heute schwer aus- und durchdenkbar. Indessen, das drängt sich auf: die Hauptsachen hätte auch sie schwerlich verschoben und schwerlich vermieden. Eine natürliche Abrechnung verwandelter Kräfte: das ist dieser Krieg, und Bismarck ist an ihm beteiligt. Der Stoß geht wirklich gegen sein Werk; er hätte sich verteidigt und vermutlich, nach seiner Art, verteidigt auch durch Gegenstoß.

Und der ideelle Bismarck, der zeitlose, der, wie er in sich selber immer war, wie er, über allen Einzelheiten, geistig als Einheit vor uns steht? Ist dieser Bismarck, den wir abstrahieren und der doch er selber ist, diesem Kriege fremd? ist er der Politik *wesens*fremd, die in diesen Krieg, in die Lage von heute hineingeleitet hat?

Wir sahen, was er 1860 bis 70 getan hat: Neues hat er ergriffen, das Werdende, die drängenden Probleme seiner Zeit. Er hat sie selbsttätig ergriffen, sie aufgefunden, sie gepackt und entfesselt, er hat sie bezwungen durch neue wagende Tat. Was hätte er jetzt getan, wenn er heute ein Vierziger, ein Fünfziger wäre? Das Gleiche! Vollkommener wahrscheinlich, als irgendein Nachfolger; aber aufgegriffen hätte auch er, in Mitteleuropa, auf dem Kontinent, in der Welt, diese notwendigen, neuen, aus seinem Werke, aus dieser veränderten Weltlage erwachsenen Aufgaben gewiß. Sein Wesen war Handeln und nicht zusehendes Leiden. Er hat nach 1890 vor dem Neuen gewarnt, zum Teile

aus persönlichem Mißtrauen gegen die damals Regierenden. Diese Warnungen sind zeitlich, d. h. vergänglich. Der eigentliche Bismarck mahnt ewig zur lebendigen Tat. Die Maßstäbe vorübergegangener Einzellagen werden falsch, Dogmen sind Bismarcks Wesen im Tiefsten entgegen. Lebendig bleibt nur, was er war. Und was er war, davon haben wir gesprochen: der Mann des Maßes und der Überlegung, aber der Macht, der Notwendigkeit, des urwüchsigen, ungebrochenen Nationalgefühls und Machtgefühls. Sein Geist war der Staat und das Leben des Staates, er war die staatliche Tat. Dieser lebendige Geist des heutigen Deutschlands stammt wahrlich nicht von Nietzsche, wie die blöde Verständnislosigkeit des Auslandes schilt; auch Bernhardi hat ihn nicht gestaltet und ist sein voller Ausdruck nicht; selbst Treitschke hat ihn nur mitgestaltet. Er stammt von Bismarck und von Friedrich dem Großen. Es ist der Geist der Wirklichkeit, des Willens und des Mutes. Bismarckischer Realismus ist nichts Leeres und Unbelebtes: wohl nüchterne Würdigung des Wirklichen und Möglichen, gewiß, aber aus dem Gefühle für das Lebendige, aus jenem „Glauben" heraus, den er in den schönsten seiner politischen Briefe von dem Staatsmann gefordert hat, dem Glauben an sein Volk und seinen Staat, dem Glauben, der zur Tat befähigt, der die Berge des historischen Lebens versetzt; Bismarckische Diplomatie ist Charakter und Schöpferkraft. Diesen Geist rufen wir in Deutschland an in den Wirrsalen dieses ungeheuren Krieges, dieser Weltlage mit all ihren plötzlich aufgesprungenen riesigen Aufgaben rechts und links und innen und außen. Wir verstehen die suchenden Zeiten wieder, die Zeiten der Anfänge, 1813 bis 15, 1848, die Unklarheit, die Verlegenheiten und Seelennöte unserer Väter und Großväter zwischen 1848 und 1866. Aber wir haben dazwischen Bismarck gehabt, die Wirklichkeit und die Lehre; wir haben diesen Lehrer am Werke gesehen.

Was er heute täte, habe ich nicht zu fragen und könnte es nicht beantworten: nicht nur jener Unberechenbarkeit der Entschlüsse des Genius wegen, von der ich sprach, sondern auch, weil mir jene Kenntnis fehlen würde, die dem Staatsmanne den Stoff und das Maß verleiht. Aber seine Gesinnung, seine Wünsche, seine Verfahrensart: die kann unsere Vermutung erschließen.

Er selber hat sich gegen Kriege ausgesprochen, deren Kampfpreis nicht im voraus erkennbar und der Opfer wert erschiene. „Wenn ich mir hätte sagen müssen, so heißt es in den Gedanken und Erinnerungen, daß wir nach einem dieser Kriege (d. h. seiner drei Kriege) in Verlegenheit sein würden, uns wünschenswerte Friedensbedingungen auszudenken, so würde ich mich, solange wir nicht materiell angegriffen waren, schwerlich von der Notwendigkeit solcher Opfer überzeugt haben." Nun, auch Bismarck hätte in der Lage von 1914 wohl geurteilt, daß wir so gut wie „materiell angegriffen" waren, daß wir mußten; die Vorbedingung, die er stellt, war da und war, im ganzen gesehen, unerbittlich. Das Bild des Krieges mit zwei Fronten, das er 1888 umrissen hat, des tatsächlichen Notwehrkrieges mit seinen Folgen für das Empfinden unseres Volkes, traf 1914 zu, und Deutschland ist aufgebrannt wie eine Pulvermine. Aber es ist für Bismarck selbstverständlich: auch der Notwehrkrieg muß positiv ausgenutzt werden, soweit es möglich ist; Verteidigung allein kann nie das einzige Ziel bleiben, auch wenn sie das erste und oberste war und bleibt: selbst 1887 hat er sich, wenn er einmal zum Schwerte greifen müsse, neue Ziele gesetzt. 1864, 1866, 1871 hat er genommen, was sein Staat brauchte. Von 1871 bis 90 gab es dergleichen bei uns und in Europa nicht, Bismarck hat deshalb damals von sich aus Neues nicht erstrebt. Seitdem aber sind neue Dinge herangereift, neue Feinde, dauernde Bedrohungen in Ost und West, und somit neue Bedürfnisse, uns aktiv gegen diese Bedrohungen zu decken. Wer glaubt im Ernste, daß Bismarck heute diese Notwendigkeiten nicht ergriffen haben würde? natürlich, wenn er es vermöchte! Wer glaubt, daß Bismarck sich nicht auf den Boden der nun vollzogenen Tatsache, des Krieges, stellen würde, um ihn nun fruchtbar zu machen, soweit es nur anginge? Er handelt in seinen Denkwürdigkeiten von der steten Gefahr, die dem alten Preußen bis 1866 durch das zwischen seinen Provinzen liegende, trennende, gegnerische, ihm den Rücken bedrohende Königreich Hannover gebildet worden sei; mit dieser Bedrohung und Preußens Sieg begründet er die Annexion. Und er fährt fort: „man ist nicht jeden Tag in der Lage, einer gefährlichen Situation der Art abzuhelfen, und der Staatsmann, den die Ereignisse in den Stand setzen,

letzteres zu tun, und der sie nicht benutzt, nimmt eine große Verantwortlichkeit auf sich." Das ist Bismarck, wie er stets war und wie er uns lebendig bleibt. 1871 hat er danach gehandelt, ohne Scheu vor der seelischen Nachwirkung in Frankreich, obwohl er diese nicht gewünscht hatte. Er würde die Lage heute sehen, wie sie ist, in ihren diplomatisch-militärischen Möglichkeiten und Grenzen, aber auch in ihren großen staatlich-nationalen Bedürfnissen, und die Verantwortungskraft würde er haben zur Tat. Er hat erobert, so wiederhole ich, auch in Nikolsburg. Er hat damals, vor und im Friedensschlusse, für nahe und ferne Zukunft vorgesorgt, er hat die Bande zwischen Nord und Süd, für kommende Bündnisse im voraus angeknüpft, er nahm Rücksichten auf Österreich und Baiern. Ich habe früher gefragt, wo würde er sie heute nehmen? auf Rußland? auf England? irgendwo? und habe gezweifelt, daß er es heute irgendwo vermögen würde. Eine zwingende Antwort auf diese Frage kann ich auch hier, am Schlusse unseres Umblicks, nicht geben. Seine älteren Worte erteilen für diese neue Lage keinen Rat, das Maß dafür läge für ihn in den Möglichkeiten der Gegenwart allein. Und es läge in seiner Natur. Da wissen wir eines: Mut, Weitgriff, Stärke, das war Er; er war die Entschlossenheit, die Festigkeit, der stählerne Wille, ganze Arbeit zu tun. Und wenigstens diejenigen Rücksichten, die Manche, vielleicht vornehmlich die politischen Dilettanten, predigen, sind ganz sicher das Gegenteil Bismarcks: die zarten Rücksichten auf das Urteil der Welt, auf das Urteil der Neutralen, ja unserer Gegner selbst, die mancher von uns so gern überzeugen möchte, daß wir Barbaren, wir Hunnen im Grunde ja doch harmlose, friedliche und freundliche Leute sind. Hier steht der Historiker, der Bismarcks Denkweise zu bestimmen sucht, auf völlig festem Boden. Seine Erinnerungen erzählen von dem Widerstande, den englische Stimmen im Winter 1870 gegen die Pläne einer deutschen Beschießung der Festung Paris erhoben, „mit der Redensart von dem ‚Mekka der Zivilisation' und andern in dem cant der öffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätsgefühle, deren Betätigung England von allen andern Mächten erwartet, aber seinen eignen Gegnern nicht immer zugute kommen läßt". Sie sprechen anderwärts mit

bitterm Hohne von den moraliſchen Erfolgen, den „moraliſchen Eroberungen", die „durch publiziſtiſche, parlamentariſche und diplomatiſche Heucheleien" erreicht werden ſollten, als Lohn „tugendhafter Beſcheidenheit" und redneriſch ſchöner Worte und Geſinnungen. Seine Briefe aber reden von der love of approbation, dem Zuſtimmungshunger, als einer Zeitkrankheit, von der er frei ſei. Würde er heute, unter dem Getöſe und Grauen dieſes Weltkrieges, in dem Bedürfniſſe nach lobender guter Meinung des Auslandes etwas anderes als eine lebensgefährliche Eitelkeit und Schwäche ſehen? würde er in dieſer Lage an die Wirkungskraft moraliſcher Eroberungen, ja ſelbſt an die bloß geſchriebener Verpflichtungen unſerer Gegner glauben? Die Frage iſt ihre eigene Antwort. Vor allem, was würde er zu den Stimmen der Weiſen, Zarten, Matten, der Kulturneuraſtheniker ſagen, zu den Hoffnungen und Bemühungen auf einen zeitigen Wiedergewinn der geiſtigen Bande zwiſchen uns und den feindlichen Völkern? Es iſt ſehr klar: er würde ungeduldig und zornig das Haupt ſchütteln. Er würde meinen: Stärke, die in ſich ſelber ruht, ſei das billigſte und das einzige Mittel zu unſerer Wiedereinführung in die Welt, der geiſtigen ebenſowohl wie der politiſchen. Wohl wünſchen wir ſie alle; aber Eile, ſcheint mir, hat es damit nicht. Wo unter allen unſeren Mitbewerbern draußen haben wir denn heute oder morgen auf Gerechtigkeit zu rechnen? wo würden wir nicht vergeblich um ſie bitten? Die Gerechtigkeit, die Deutſchland ſtets gefunden hat, kennen wir. Was alle taten, um ſich greifend, ſich ausbreitend in der Welt, im größten Maßſtabe, ohne poſitives Recht — das haben alle einander gegenſeitig mit herzlich zuſtimmender ſittlicher Wärme erlaubt, alle, Engländer, Franzoſen, Amerikaner, Ruſſen. Wenn Deutſchland, in ſo viel kleinerem Maße, das Ähnliche verſuchte, ſo waren ſie alle einig in tiefer moraliſcher Empörung über unſere Brutalität. Der Ekel packt uns, wenn wir daran zurückdenken. Wir rechnen nicht auf Gerechtigkeit und nicht auf Dank und nicht auf Liebe und Milde; täten wir es, wir wären Kinder und wären gewiſſenlos. Wir tun, was wir müſſen, und warten die ſeeliſchen Ergebniſſe draußen ab. Wir haben die Andern kulturell nicht nötiger als ſie uns. Von der geiſtigen Welt als Ganzem, von dem Blicke auf das, was in ihr

überall vor sich geht, was uns geistig bereichern und anregen und ergänzen kann, ohne daß wir uns selbst verlieren: davon wollen wir uns nicht abdrängen lassen. Es wäre ein Verzicht auf wertvolle Quellen der Bildung, die niemand jemals höher geschätzt und eifriger benutzt hat, als Deutschland. Diese Gefahr liegt überhaupt nicht vor; an jenem Gemeinbesitze der Menschheit mitzuarbeiten und mitzugenießen ist uns selbstverständlich und wird es bleiben. Aber davon ist hier auch gar nicht die Rede, sondern von den unmittelbaren Verbindungen mit der Bildung unserer Gegner und ihren Trägern, in Kunst, Literatur, Wissenschaft, von dem Suchen nach ihrer Wiederanerkennung. Und da gestehe ich gern — denn in diesen nichtpolitischen Dingen wird der Gelehrte und Schriftsteller, wenn er einmal das Wort hat, seine Meinung nicht einmal verdecken dürfen —: ich gestehe, mein Bedürfnis nach ausländischem Wohlwollen ist für heute und auf lange Zukunft verzweifelt gering. Mögen sie kommen, wir warten gleichmütig ab; unsere Stunde wird schon schlagen. Wir warten auf dem Felde des internationalen Geistes, und müssen es tun auf dem der internationalen Macht: Wohlwollen wird uns so bald bei keinem begegnen, und wenn wir ihm hoffend nachgeben, wenn wir ihm werbend nachlaufen, am allerwenigsten. Das Dogma von deutscher Sattheit vollends käme heute gewiß nicht aus Bismarcks Munde; er würde wissen, daß es h e u t e nur geeignet wäre, uns verächtlich zu machen. Wir leben nicht mehr in der alten Welt. Wir sollen uns ehrlich zu dem bekennen, was wir lebensnotwendig brauchen; es traut uns überdies ja doch niemand etwas anderes zu. Zorn und Wille, die Kräfte des Kampfes, die Kräfte der Männlichkeit, die uns bisher gerettet haben, sind unsere Kräfte der Zukunft. Das ist Bismarck. Das ist sein wahres moralisches Erbe; diese Mahnungen, er hat sie häufig genug erteilt, sind die dauernden Auswirkungen seines Wesens und seiner historischen Kraft. Das ist der echte, der ganze Bismarck; nur das! wer ihn kennt, greift das mit Händen. Davor versinkt das einzelne Wort, die einzelne Stunde. Die Gesamtheit des Genius ist das, was lebendig bleibt. Und in ihr ist Bismarck heute zum Ausdruck der Gesamtheit seines Volkes und Reiches und fast des Germanentums geworden. Wir sahen: er war Preußen, er wurde

Deutschland; wird er noch einmal zum Sinnbilde eines Mitteleuropas werden? In seinem Sinne ist die Voraussetzung dafür, daß auch in einem solchen weiteren Gebilde, wenn es die Zukunft uns bringt, seine Art und seine Schöpfung mit klaren, männlichen Zügen weiterleben muß: sein Deutsches Reich, unaufgelöst, mit festen und eigenen Formen. Einmal hat er im Reichstage 1881 sein oberstes Ziel grundsätzlich gekennzeichnet: „in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei atmen können." Das ist wohl wirklich die Zusammenfassung seines ganzen staatsmännischen Wesens und der eigentliche Maßstab Bismarcks für Gegenwart und Zukunft. Dahinter steht das Leben, die Kraft, die Persönlichkeit, die das alles erzeugt hat, die Leben und Kraft war und bedeutet. —

Ich habe heute von Bismarcks Erbe zumal für den auswärtigen Willen Deutschlands gesprochen. Ich glaube, daß dies den Kern seiner Erbschaft trifft. Daß es nicht die ganze erschöpfen konnte, versteht sich von selbst. Ein Schlußwort indessen möchte ich hinzufügen, das über den heute umschriebenen Kreis hinausweist: es knüpft an das Wort Persönlichkeit an, wie es uns soeben als letzte Gewalt entgegensprang. Ich vermag es nicht zu unterlassen.

Es ist eingangs der Wirkung Bismarcks auf die Organisierung Deutschlands nach 1878 gedacht worden. Sie ist, man weiß es, seitdem weitergegangen. Allgemeine, wirtschaftliche, gesellschaftliche, militärische, staatliche Gewalten, staatliche der inneren wie der äußeren Politik, haben Deutschland, auf Bismarcks Bahnen weiterschreitend, seitdem zur organisiertesten Nation der Welt gemacht: darauf ruht die Hoffnung unseres Sieges. Freilich nur, weil und insoweit die lebendige Persönlichkeit, der lebendige Einzelne seine volle Kraft hingebend in diese ungeheure Organisation einfügt. Daß er uns zu dieser Organisation mit erzogen hat, ist auch ein gewaltiges Stück vom Erbe Bismarcks. Wir sind organisierter, als England und Frankreich und Rußland. Wir stellen die Gesamtheit stärker über den Einzelnen. Die Verschiedenheit unserer staatlichen und sittlichen Kultur gegenüber der romanischen und der angelsächsischen Welt wird mit Recht gerade daraus abgeleitet. Und dennoch fühlen und glauben wir, daß

wir Deutschen persönlich differenzierter, feiner, freier sind auch als unsere englischen Halbverwandten, trotz ihres so viel individualistischeren Staatsgedankens, trotz ihrer alten Pflege persönlicher Selbständigkeit. Unsere besten tiefsten Triebkräfte ruhen in dieser Vereinigung von Zucht und Persönlichkeit. Wir können die erste nicht ohne Selbstzerstörung aufgeben, aber die zweite ebensowenig. Und ich habe nicht schließen wollen, ohne gerade für diese deutsche Persönlichkeit auf Bismarck als Lebensquell und unvergängliches Bild hingedeutet zu haben. Wie er war, er der Diener und Prophet seines Staates und der staatlichen Pflicht, und doch frei, unabhängig, eigen, zart und gewaltig, unfähig je sich selber aufzugeben, unfähig je sein Eigenstes auszuliefern, aufrecht und stolz, und in seinem Hause, in seiner Seele gesammelt, mit unerschöpflich sprudelnder Kraft eines großen, einfachen, feinen, starken Menschentums, anders als alle Andern, seinem eigensten Wesensgebot getreu, und dennoch und gerade deshalb ein Deutscher und ein Urbild deutscher Art, wie wir sie wünschen und preisen — so wolle er bei uns bleiben, in all unsern Kämpfen mit der weiten Welt, aber auch in allen inneren Bedrängnissen der Gleichmachung, die die Zukunft bringen mag; lebenspendend auch in diesem Eigensten, das er war und bleibt. Mut und Kraft und Hingabe an das Ganze; in und über dem Ganzen dieses persönlich Heiligste als unersetzliches Quellgebiet aller Kraft — ich denke, das ist, über allem Anderen und Einzelnen, und in allem Staatlichen, ein gutes Teil Erbe des Genius für sein Volk. Wir haben einigen Grund, für solches Erbe dankbar und auf seinen Besitz stolz zu sein; wir haben einigen Grund, den alten Riesen zu betrachten, zu fragen und aufzurufen: die sichersten Schätze eines Volkes sind immer die unverlierbaren der Geschichte. Sie sind, lebendig erfaßt, die einzigen stets lebendigen. Es hat kein Lebender in diesem Jahre heißer für Deutschland mitgestritten als dieser Tote aus seinem Grabe heraus. Er wolle lebendig bleiben in Deutschlands Zukunft!

# Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft

Zur Auseinandersetzung mit Professor Fr. W. Foerster. 1. Juli 1916

Ist es noch nötig, der deutschen Öffentlichkeit zu wiederholen, was die Münchener Philosophische Fakultät zu dem ungewöhnlichen Entschlusse getrieben hat, einem ihrer Mitglieder vor aller Welt ihre „schärfste Mißbilligung“ zu erklären? Allerlei Äußerungen in Rede und Schrift haben den Sachverhalt nachträglich verschoben, die patriotische Reinheit von Foersters Beweggründen verteidigt, die Notwendigkeit behauptet, bereits im Kriege durch Selbstkritik den Frieden und eine kommende europäische Kulturordnung vorzubereiten und zu „verdienen“, und den Streit unter den völlig falschen Gesichtspunkt einer Bedrohung der akademischen Lehrfreiheit gerückt. Foersters Beweggründe haben wir niemals angezweifelt. Was er getan hatte, war dies: Er hatte den festen deutschen Nationalstaat, für den wir im Lebenskampf stehen und dessen Waffen uns diesen Kampf möglich machen, mit einer Flut von Anklagen übergossen und in seinem Entstehungs- und seinem Daseinsrecht verneint, das Deutschland dieser letzten vier Jahrzehnte in seinen Grundlagen verurteilt, und zwar in einem Aufsatze, den er jenseits der deutschen Grenzen, in Zürich, in der unserem Staate feindlichen „Friedenswarte“ im Januar 1916 erscheinen ließ; in einem Aufsatze, der die Vorwürfe gegen den von ihm mißbilligten modernen Staat dem Zuge seiner gesamten Darlegung nach ganz einseitig gegen unser Reich richtete, in leidenschaftlicher Form, mit harten Worten; mit einer Willkür, die sich selber, im Gegensatze zu den Notwendigkeiten der Kriegslage, denen wir alle unterstehen, das Recht zu solcher Äußerung an solcher Stelle einfach nahm, ohne Rücksicht nicht nur auf die Verletzung deutscher Gefühle — darüber ließe sich immerhin reden —, sondern auch auf den Widerhall, den solche Anklage im Auslande finden konnte und mußte. Der Widerhall ist draußen nicht ausgeblieben. Widerhall ist uns zudem aus unseren eigenen Reichen gekommen: von Wien sowohl wie von Berlin, aus beiden Städten als lebhafter Unwille. Und Unwillen hat er hier in München erweckt — auch innerhalb der Universität, bei unseren Hörern. Sie haben, nicht zuletzt diejenigen unter ihnen, die draußen im Felde standen oder von draußen heimgekommen

waren, das Gefühl geäußert, daß man ihnen hier, von der Heimat her, in ihrem Kampfe in den Rücken falle. Die Fakultät, aus deren Mitte dieses Ärgernis gekommen war, hat, sobald sie von ihm erfahren und die Gelegenheit einer Prüfung des beschlagnahmten Aufsatzes erhalten hatte, ihre Mißbilligung der Kritik, die Foerster geübt hatte, ausgesprochen, nach Tendenz, Stunde, Ort und Tonart, und zwar einstimmig, über alle Verschiedenheiten von Meinung, Bekenntnis und Partei hinweg. Sie hat zu jener Entgleisung eines hemmungslosen Idealismus, die einem ihrer Mitglieder zugestoßen war, zu der Beunruhigung, die daraus gefolgt war, nicht schweigen können und wollen; sie denkt gar nicht daran, ihren Schritt, wie jener vermutet hat, „ungeschehen zu wünschen". Sie hat sofort erklärt, daß sie auch inhaltlich Foerster widersprechen will, d. h. daß „ihre Mitglieder" jedem seiner Versuche, seine Meinung in der Studentenschaft zu verbreiten (und solche Versuche standen in sehr zweifelsfreier Aussicht), im Gegensatze zu der sonst üblichen kollegialen Zurückhaltung „mit vollster Entschiedenheit entgegentreten werden": in Wort und Schrift; natürlich und ausdrücklich „ihre Mitglieder", d. h. der Einzelne für sich, nicht, wie in dem Ausdrucke der Mißbilligung, die Körperschaft als Gesamtheit. Daraus eine Bedrohung der Lehrfreiheit zu machen, ist ein ungeheuerliches Mißverständnis, das einem Sachkundigen niemals hätte unterlaufen *dürfen*. Ich mache heute von dem Vorsatze, den jener Schluß der Fakultätserklärung ausspricht, und somit von meiner, durch persönliche Rücksicht ungefesselten Äußerungsfreiheit Gebrauch und gehe hier auf den sachlichen Gegensatz ein, aus dem der Zusammenstoß entsprungen ist: zur Aufklärung derer, denen der Aufsatz Foersters gegenwärtig unzugänglich ist. Ich tue es, weil dieser sachliche Inhalt des Streites in der Tat seine allgemeine Bedeutung besitzt. Worum handelt es sich?

ꝏ ꝏ ꝏ

*Hinter* Foersters Artikel steht, als Grundanschauung, der Pazifismus. Ich bekenne von vornherein, daß ich ihn im Grundsatz ablehne, jetzt wie stets, und jetzt mehr denn je. Vielleicht ist er, als Empfindung, heute besonders begreiflich, der großen und langwierigen, unendlich opferreichen Krise gegenüber, die uns umgibt;

aber wäre oder würde er ſtärker, ſo würde er heute eine wahrhaft große Gefahr bedeuten: eine Gefahr der Lähmung. Frieden wünſchen wir alle, aber den Frieden auf der Grundlage der Kraft, der politiſchen Wirklichkeiten, wie ſie immer waren und wie ſie ſind. Nur ſo kann er zuſtande kommen, und nur ſo kann er uns ſichern.

Und gerade gegen dieſe Wirklichkeiten kehrt Foerſter eine hiſtoriſch-politiſche Kritik. Sie bildet den Inhalt ſeiner Abhandlung. Dem Nationalſtaate und Machtſtaate, den Bismarck uns errichtet hat, beſtreitet er, ſo ſagte ich, das Recht der Entſtehung und des Daſeins. Er ſchließt ſich an die Kritik des großdeutſchen Denkers Konſtantin Frantz an (1817—91), der von der Romantik hergekommen, eine Weile lang mit Bismarck zuſammengegangen iſt und ſich ſpäter gegen Bismarck gewendet hat. Foerſter gibt einen Bericht aus Frantzens Schriften, er ſtimmt, mehrmals, im ganzen und lebhaft zu, bemerkt gelegentlich, daß er ſich nicht an alles binde, er ſieht ein, daß das Werk Bismarcks ſich nicht einfach zurücknehmen laſſen werde, aber er will es weitgehend umbilden; er unterbricht ſein Referat durch eigene Urteile und ſchließt mit ſolchen; das Ganze hat in dieſem Hin und Her etwas Ungreifbares, etwas Verſchwommenes bekommen, und wo Foerſters eigene Meinung ſteckt, iſt im einzelnen nicht immer deutlich. Mit ihm abzurechnen iſt deshalb ſchwierig und unerquicklich. An Schärfe des Tadels und der Worte freilich läßt er es nicht fehlen. Die alten Gegenſätze des deutſchen Lebens hat Bismarcks „preußiſche Zentraliſation“ nicht wahrhaft geeinigt: es war „eine mehr mechaniſche Einigung durch Blut und Eiſen“. Sie beließ uns in Gegenſätzen und Kämpfen, „die uns allen gerade vor dem Kriege in ihrer ganzen Troſtloſigkeit zum Bewußtſein gekommen ſind“. Bismarck hat, als bloßer Praktiker, ſein ganzes Werk „auf Flugſand gebaut“; er dient der Großmachttheorie, die nur „eine kurze Phaſe, eine Verirrung“ iſt. Er hat den einſeitigen nationalen Egoismus eingeſetzt; ſein neues Reich „iſt ganz dem heidniſchen Geiſte entſprungen, nämlich dem rein national-egoiſtiſchen Individualismus, der ſeit der Renaiſſance von dem politiſchen Denken der Menſchheit Beſitz ergriffen hat“. Dementſprechend, welch „ein wahrhaft armſeliger Zuſtand der politiſchen Wiſſenſchaft“, der

Völkerrechtslehre, der Historie, in Männern etwa wie Ranke, Sybel, Treitschke! Sie setzen die Reihe der Fichte und Hegel fort: wie hat man sich über Fichtes Reden an die Deutsche Nation in eine falsche Begeisterung hineingesteigert! In Wahrheit sind sie „ein ganz erstaunlich leeres, breites und phrasenhaftes Gerede, ohne alle klaren und leuchtenden Direktiven für den persönlichen und nationalen Willen". Seine alten übernationalen Ziele hat Deutschland über den nationalen vergessen: das hat uns „vier Jahrzehnte zielloser europäischer Misere" eingebracht, in denen sich unser Volk „in bezug auf die Größe seiner Gesamtziele derartig hat auf Hungerration setzen" lassen. Welche „Erbärmlichkeit der nationalen Horizonte" hat uns eingeengt und bedrückt; „die gähnende Langeweile der bloßen Nationalinteressen und ewigen gegenseitigen Bedrohung dieser beschränkten Interessen war jedenfalls nicht mehr zu ertragen". Das österreichische Deutschtum ist, den anderen Stämmen gegenüber, nicht minder einseitig und aggressiv geworden, als das reichsdeutsche.

An Schroffheit und Selbstsicherheit des verdammenden Urteils herrscht, wie man sieht, kein Mangel. Nicht ganz so faßbar wird das Positive. Wohl der eine Hauptgedanke: das alte Deutschland war föderativ und übernational; das neue hätte es bleiben müssen; seine Sünde ist, daß es zentralistisch und national geworden ist. Soweit es nun noch möglich ist, muß es in seiner Verfassung und in seinen Weltzielen in die alten Geleise zurückkehren. Bismarck hat es aus ihnen herausgerissen. Niemals hätte das alte Deutschland, der alte Bund gesprengt werden dürfen; Frantz hat die Antwort gegeben, wie man es in Wahrheit hätte machen müssen. Ein „preußisches Kaisertum" hätte Preußen und Polen föderativ unter übernationalem Kaisertitel vereinigen müssen; der polnische Aufstand gegen Rußland vom Jahre 1863 hätte die Gelegenheit dazu geboten; eine föderative Reorganisation des Deutschen Bundes durch Preußen und Österreich hätte sich anschließen müssen, und „dieser große Bund hätte dann nach Südosten hin die freie Angliederung der Balkanstaaten mit Leichtigkeit erreichen können". „Wer kann bestreiten, daß Frantz hier weitgehend im Rechte ist?" Wir hätten dann gehabt, was wir heute nachträglich mit verdoppelter Schwierigkeit doch wieder erstreben müssen, das nach

Osten und Südosten hin sich schirmende und zugleich öffnende Mitteleuropa. Wie „kurzsichtig" hat doch die „ganze gefeierte Nationalpolitik Bismarcks" dieses eigentliche deutsche Weltziel verfehlt und verbaut! Ich darf hinzufügen: nicht Bismarck also, sondern Friedrich Wilhelm IV. hätte uns notgetan! Oder trüge dieser Satz doch vielleicht bereits die ganze Kritik der Frantz-Foersterschen Kritik in sich? Jedenfalls, dieser Gegenkritik wende ich mich jetzt zu.

II.

Wie ist denn nun, jener Verdammnis gegenüber, deren Hauptsätze ich eben zusammenzog, der tatsächliche Gang der deutschen Entwicklung gewesen? Er war so: Das alte deutsche Chaos ist geklärt worden durch 1866, Österreich ist abgetrennt, das engere Deutschland fester in sich selber aufgebaut worden; dann ist, seit 1879, die alte Zusammengehörigkeit des neuen Reiches mit Österreich-Ungarn wieder aufgerichtet worden, auf Grund jener Auseinandersetzung, in lockreren Formen, tatsächlich aber in stärkerem Zusammenwirken als zuvor. Geleistet hat alle diese drei Dinge, die Auseinandersetzung und Sprengung, den engeren Aufbau, den weiteren Wiederaufbau derselbe Mann: Bismarck. Und nach dessen Ausscheiden ist die politische Gemeinschaft mit Österreich, über seinen Willen hinaus, aber auf Grund seines Bündnisses von 1879, weitergebildet worden bis an diesen Tag.

So ist es geschehen. Hätte es anders geschehen können und sollen? Hätte der Umweg über 1866 uns erspart bleiben sollen und können? Haben wir Anlaß zu wünschen, daß die Zukunft wieder anknüpfe an den alten Bund und das alte Reich? Ich gehe diesen Fragen, die Foerster mir aufzwingt, nach — auf die Gefahr hin, lauter Selbstverständliches sagen zu müssen.

Ja, wir hatten einmal ein großes deutsches Reich. Frantz-Foerster preisen dessen inter- und übernationalen Charakter; wir hören in nebelhaften Worten, daß es der „tiefsten weltorganisatorischen Begabung der deutschen Seele" entsprach, indem es „den weltlich-sozialen Zusammenhalt der ganzen Christenheit" trug, „germanische, slawische, magyarische und romanische Nationen vereinigte"(!). Die Glaubensspaltung, hören wir, hat es untergraben.

Da wäre also von ziemlich ferner Vergangenheit die Rede; aber man wird sich niemals klar darüber, wie eng der Aufsatz Foersters doch auch das spätere, zerfallende Reich bis 1806 und den Deutschen Bund von 1815—1866 einschließlich der habsburgischen Gesamtmonarchie mit all ihren Nebenlanden an dieses romantisch bis zur Ungreifbarkeit idealisierte, angebliche mittelalterliche Deutschland einfach anknüpft; dem Historiker wird bei dieser unbestimmten Allgemeinheit der Konstruktionen und der Ausdrücke, bei diesem sonderbaren Schalten mit durcheinandergeworfenen Tatsachen, genauer gesagt: mit lauter höchst anfechtbaren Behauptungen, die als geschichtliche Tatsachen behandelt werden, bei diesem ganzen, schlechthin unhistorischen Wesen, das sich als historische Beweisführung ausgibt, wahrlich nicht eben wohl. Und er erinnert sich — auch heute noch, wo wir längst aufgehört haben, die Verdienste des alten Reiches in allen seinen Epochen, so wie es etwa in den 1860er Jahren ziemlich üblich war, einseitig zu übersehen —, er erinnert sich, daß dieses Reich in qualvoller Entwicklung von Jahrhunderten sich in sich selber aufgelöst hat, daß sein übernationaler Bau und sein nationaler Bau beide zerbrachen, daß unser Volk mit seinem übergroßen und unfesten Staate sehr früh, innerlich wie äußerlich, unter die Räder der Weltgeschichte fiel; daß das Reich schließlich einstürzte, daß der Deutsche Bund von 1815 auf seiner Stätte ein schwaches Notgebäude errichtete, mit losem Dach, stets sturmbedroht, ohne inneren Zusammenhalt, ohne Entwicklungsfähigkeit. Wir haben immer geglaubt, diesen unerhörten Hergang des Zerfalls, der ein reichliches halbes Jahrtausend hindurch andauerte, begreifen, auch aus Mängeln dieses einst so großen Wesens begreifen zu müssen. Seit Jahrhunderten hatte das Reich, und hatte dann sein Nachfolger, der Bund, keine staatliche Kraft mehr in sich. Der Prozeß ist ja viel älter als die Glaubensspaltung; viel älter auch als sie und als die Renaissance ist der Aufstieg der selbständigen Politik neuer, selbständiger Staaten in Europa gewesen. Ringsum erhoben sich, neben dem alten Deutschland, diese Staaten, Frankreich voran; sie wuchsen um einen festen Kern herum, sie hatten ihr eigenes selbstisches Dasein und dehnten sich; sie stiegen, und Deutschland sank. Es sank zurück in Europa; es trat nicht mit ein in die erweiterte Welt, in die

ozeanische Epoche der allgemeinen Geschichte; es hatte keinen Anteil, weder an der Macht, noch an der Volksausbreitung, noch am Wohlstande, noch an der geistigen und sittlichen Belebung, die aus dieser Epoche ausströmte; es blieb in seinen Kreisen, sinkend, vergehend, verdumpfend, eingeschlossen, getreten, ausgebeutet und beraubt. Weshalb? Weil ihm der starke Staat fehlte, der sich ringsum, als nährender Kern, als tragendes Rückgrat aller Völkergeschichte immer wachsend entwickelte. Die anderen Staaten haben ihre Völker gehoben, im Westen, Norden, Osten; die zersplitterte Mitte des Weltteils blieb ausgeschlossen und wurde überherrscht. Aus den Staaten, den Großstaaten, sind dann die Nationalstaaten geworden; zu der alten Wirklichkeit nationaler Gestaltung des Staatslebens in Frankreich und England trat das neue, volle Bewußtsein solcher Gestaltung, die Nationalitätsidee, hinzu. Deutschland hatte das alles nicht: weder Größe und Zusammenhänge draußen, noch Lebendigkeit der politischen Kräfte innen; sein geistig-sittliches Leben wurde durch diesen Mangel an lebendigem Staatsleben tief berührt; es hatte seelisch einige Vorteile davon und mancherlei schwere Nachteile. Und wieviel Jammer, wieviel Verlust, wieviel Schmach und Schwäche, wieviel Niederhaltung und Philistertum floß aus dieser Ohnmacht! An dem Stolze auf Friedrichs II. Taten, auf Kants Gedanken, auf Goethes und Schillers Dichtung hat sich das geistige Deutschland aus dieser Schwäche aufgerichtet; aus dem Stolze auf unsere geistige Nationalität und deren für die Menschheit unentbehrliche Kulturkraft ging Fichtes nationale Predigt hervor, über die Foerster so hochmütig abspricht wie über die Probearbeit eines Schulknaben. Aus unserem klassischen Idealismus sproß auch die Sehnsucht nach staatlicher Gesundung und Größe empor. Wie lange hat unser Volk sie ersehnt, gesucht, leidend und ringend, tastend und verfehlend! Wie sie dann gefunden und geschaffen worden ist, auf Grund der Vorwirkung des deutschen Geistes und der deutschen Wirtschaft, aber geschaffen nur durch die politische Tat, durch den Einzelstaat, dessen Leben seit fünf und sechs Jahrhunderten das einzig Lebendige in unserem staatlichen Dasein war, um die feste Macht herum, die die Einzelstaaten in sich allein ausgebildet hatten, geschaffen durch den größten Staatsmann des deutschen Einzelstaates, des größten

Einzelstaates, durch den Preußen Bismarck, und wie dieser Deutschland erstritt und Deutscher wurde: das ist hier nicht zu erzählen. Innere Gesundheit und äußere Kraft, Breite und Stärke hier wie dort, hat unser Staatsleben und unsere Nation erst so gewonnen. Aber freilich: das geschah nur durch die Auflösung des allzu lockeren und allzu weiten Gebildes, das sich um den Deutschen Bund von 1815 schlang; das geschah nur durch die Ausscheidung Österreichs, durch die Zurückziehung auf die überwiegend deutschen Kräfte des neuen Reichs. Es geschah nicht von ungefähr und nicht leichthin. Mit bitteren Schmerzen haben sich die Deutschen zwischen 1830 und 1870 zu der Erkenntnis der harten Notwendigkeit einer Trennung von Österreich durchgekämpft: sie erfuhren immer von neuem, daß ein deutsches Staatsleben, daß eine Kräftigung des eigenen Organismus nicht möglich war, solange dieser durch das Gegeneinander, durch die unvermeidbare Nebenbuhlerschaft von zwei selbständigen Großmächten in seinem Schoße gelähmt war. Die fremdere mußte weichen, damit es ein Deutschland geben konnte. Was hat man nicht alles versucht, um den alten Bund in sich zu kräftigen! Was hat man nicht, an Widersprechendem, versucht, um aus dem Elend des alten Zerfalles herauszukommen!

Die deutsche Geschichte von 1815—1866 ist der Nachweis, daß nichts derart gelang und nichts derart gelingen konnte, daß alles an der Übergröße des Bundes, an dem Gegensatz seiner stärksten Glieder scheiterte und scheitern mußte, innere Freiheit, innerer Zusammenhalt wie äußere Kraft. Bismarck selber ist im alten, weiteren Deutschland aufgewachsen; er hat die Vorteile dieser mitteleuropäischen Kraftanhäufung nie verkannt, er hat sie seit 1866 wiederherzustellen getrachtet — aber auf Grund der klaren Trennung der Mächte, der inneren und äußeren Kreise, wie sie der unendlich heilsame, wenn auch tiefschmerzliche Schnitt von 1866 hergestellt hatte. Erst diese Zusammenziehung des engeren Deutschlands hat auf dessen Boden ein wirkliches Staatsleben, eine innere Annäherung der vielgestaltigen Stämme, eine lebendige Durchdringung, und zugleich die Entwicklung starker organisatorischer Macht in Staat und Heer und die Aufnahme neuer gewaltiger sozialer und wirtschaftlicher Aufgaben möglich gemacht: solche Dinge verlangen einmal einen starken Kern. Und vor allem:

Sicherheit und Weltstellung sind uns erst so möglich geworden, nachdem die stete gegenseitige Lähmung der unheilvoll zusammengespannten zwei Großmächte ausgeschaltet war. Wenn wir heute die Aussicht begrüßen und packen, ein „Mitteleuropa" zu gestalten, das unsere Völker gegen den Osten deckt und in den Südosten hineinwirken läßt: einzig und allein die Bildung eines starken Deutschlands, die reinigende Trennung von Österreich, hat diese einmütige Machtzusammenfassung unseres ehedem stets zwiespältigen Zweibundes und diese festgegründete Machtentwicklung in Deutschland selber erlaubt. Sie ganz allein! Wie hätte sich militärische Kraft sonst jemals entwickeln lassen? Was die ungeheure Organisationskraft unseres Reiches, die Kraft des festen Staatswesens dem Heere bedeutet, das predigt ja jeder Tag dieses Krieges mit Feuerzungen. In der Tat: ist militärische Kraft und Organisation etwas für sich Erblühendes, etwas aus dem Nichts durch den guten Willen Hervorrufbares? Sie setzt staatliche Festigkeit, staatliche Organisation voraus; sie steigt aus tiefen historischen seelischen Quellen empor; sie läßt sich von fester staatlicher Macht überhaupt gar nicht trennen. Auch Foerster lobt die Auswirkung der „Zentralisation" in militärischen Dingen; aber er stellt diese militärischen Dinge in den luftleeren Raum hinein. Auch heute ist die Heeresgewalt am organisch stärksten da, wo sie sich an einen festen, wesenseinheitlichen Staat anschließen kann: das greifen wir täglich mit Händen. Und nur durch ihn haben wir Deutschen sie bekommen und sie bekommen können. Schon an diesem Stein zerschellt die gesamte Frantz-Foerstersche Kritik unserer Entwicklung seit den 60er Jahren. Frantz wurzelte in Älterem, das in sich zu überwinden der ideenreiche Doktrinär, als etwas Neues und Anderes aufstand, nicht mehr fähig geworden ist; Foerster nimmt, gewissen Konsequenzen jener Entwicklung widerstrebend, die Frantzsche Doktrin, trotz all des inzwischen Gewordenen ringsum, wieder auf. Mir scheint, er schaltet — mit vollem Bewußtsein — den Gedanken der Macht aus seinem politischen Weltbilde so weit aus, daß er damit die Möglichkeit zum Verständnisse der politischen Welt, wie sie immer war und voraussichtlich immer bleiben wird, vollständig verliert. Er täte gut, die klare große Gedankenwelt, die wahrhaft majestätische Weisheit des „edlen und

feinsinnigen, aber merkwürdig kindlichen Ranke" (!) ein wenig tiefer auf sich wirken zu lassen; da könnte er, von dem Sohne der alten universalen Zeit, lernen, was staatliche Macht, was Großmacht, was Staat bedeutet. Dadurch, daß man es mit einer sittlich entrüsteten Handbewegung beiseite schiebt, beseitigt man es nicht in der Wirklichkeit, und wer es einfach leugnet, kann es nicht einmal ergänzend und ausgleichend reformieren, weil er die Wirklichkeit überhaupt nicht begreift. Und dem Historiker ist, indem er für diese Grundtatsachen des historischen Daseins eintreten soll, ein wenig wie Dahlmann in der Paulskirche zumute, als er die Erblichkeit der Monarchie zu verteidigen gezwungen ward: ihm ist zumute, als solle er „eine Lobrede halten auf das Einmaleins".

III.

Auch für die Zukunft, scheint mir, kann niemand eine richtige Rechnung aufmachen, der von diesen Tatsächlichkeiten der Jahrtausende leichthin Abstand nimmt.

Eine Zukunft wollen ja wohl auch wir, die wir von Bismarck ausgehen: eine Entwicklung, die großer Vergangenheit nur treu bleiben kann, wenn sie zugleich auf ihr fußt und über sie hinausstrebt. Wer uns die Absicht zuschieben würde, einfach im Alten und Engeren haften zu bleiben, der würde sehr offene Türen einrennen. Mitteleuropa? Wer will es nicht? Es kommt freilich darauf an, wie man es sich vorstellt. Fr. Naumanns schwung- und geistvolles, aber in der Fülle seiner Anregungen zugleich gefährliches, Zustimmung und Widerspruch gleich laut aufrufendes Buch verlangt eine kühle und vorsichtige Prüfung. Daß wir die in sich gefestete, machtstaatliche Individualität des Deutschen Reiches aufgeben dürften, indem wir jenen ersehnten weiteren Gestaltungen unseres Völker- und Staatenkreises zustreben, das glaube ich freilich nicht; und ich sehe nicht, daß Österreich und Ungarn, und Bulgarien und die Türkei irgend daran denken, ihresteils auf ihre staatliche Selbständigkeit zu verzichten. Niemand will es und niemand kann es wollen: die Folge wäre Lähmung und nicht Verstärkung. Und ein Verzicht auf innere Geschlossenheit des inneren nationalen Lebens im Einzelreiche? ein Verzicht auf die Individualität der Nationen? ein Urbrei, in dem das Deutschtum sich auflösen sollte?

Der Himmel wird uns davor behüten. Den feſten Zuſammenhalt für deutſches Staats- und Volkstum, den unſer Reich darſtellt, werden wir niemals und in keiner Hinſicht opfern können. Was aber dann? Wir wünſchen alle einen verſtärkten, bündnismäßigen Zuſammenſchluß, wir fragen uns, wo und wieweit er erreichbar iſt, in Militär, Wirtſchaft, Politik. Nur ſoll ſich niemand die unendliche Schwierigkeit dieſer Probleme, die Unſicherheit des Bodens, die Mühſeligkeit der Löſung verhehlen. Mit einem flotten Hurrahlauf kommen wir da zu gar nichts.

Frantz hat den „Föderalismus“ gepredigt, und Foerſter nimmt die Lehre auf. Frantz meint damit die Anerkennung jeglicher Sonderart und ihre ſchonende Zuſammenfaſſung in großen Verbänden. Iſt denn nun aber unſer Reich, ſo wie es ſeit 1871 daſteht, nicht föderativ? Foerſter ſchilt es immer wieder preußiſch-zentraliſtiſch. Wir haben Bismarcks Schöpfung immer gerade für das Gegenteil der unitariſchen Ideale gehalten, die vor ihm die Einigung verſucht haben. Freilich, um das Deutſchtum herum hat das Reich ſich zuſammengeſchloſſen, zu nationaler Geſtaltung. Daß es in lockeren Formen ſich anderem anſchließen, anderes an ſich anſchließen könnte, iſt denkbar und wünſchenswert; nur bilde man ſich nicht ein, daß dies mit Selbſtverſtändlichkeit gelingen müſſe. Die vorſichtige und wirklichkeitsdurchtränkte Art Bismarcks wird dabei die einzige ſein, die uns leiten darf. Wir ſtoßen auf neue Nationalitäten, mit denen wir leben ſollen; neue Aufgaben ſtellen ſich: man muß ſie ehrlich ins Auge faſſen. Aber wer ſie mit roſenroten Illuſionen, mit raſcher Verwerfung unſeres bisher beſten Beſitzes angreift, könnte leicht in blutige Enttäuſchung fallen. Nach einer Dehnung unſerer Lebenskreiſe ſehnen wir uns längſt und haben ſeit Jahrzehnten danach geſtrebt; wir ſind dabei vom Auslande eingehegt und immer wieder zurückgeworfen worden, zu unſerem ſchmerzlichen Unwillen — Foerſter weiß nur von „gähnender Langeweile“. Vorgearbeitet hat das neue Deutſchland, ſchon in Bismarcks ſpäterer großer Politik, ſolcher Dehnung längſt; ſie iſt nur eben auf mancherlei feindliche Dämme geſtoßen, und ein begeiſtertes und alles Ältere ſcheltendes Loſungswort iſt noch keine Erlöſung. Vielleicht ſieht Foerſter doch noch ein, daß das, was wir unperſönlich „die Geſchichte“ nennen, in der deut-

schen Entwicklung dieser 60 Jahre doch nicht so ganz ideenlos, so ganz unvernünftig und beschränkt gehandelt hat, wie er es heute der Welt zuruft. Ich bleibe, bei allem Wunsche, fortzulernen, bescheidentlich auf der Grundlage dieser unserer verachteten Geschichte stehen und halte die Tatsachen und die Kräfte, die wir mit dem Namen Bismarck nennen, nicht nur für historisch notwendig, sondern auch für den Grundstock unseres gegenwärtigen Lebens: Sammlung und Festigkeit. Und mir scheint, der Lebenskampf, in dem wir seit nun zwei Jahren stehen, sei noch heute reichlich ernsthaft. Wir vertrauen auf den Sieg und freuen uns, daß auch Foerster dies tut. Aber die Stunde heischt Konzentration; dieses nationale Deutsche Reich, dieser deutsche Staat, die der Feind uns zertrümmern will, sind nicht nur organisatorisch, sondern seelisch unser Halt, und der Glaube an sie ist unseren Kämpfern, draußen wie drinnen, von unvergleichlichem, von schlechthin unentbehrlichem Werte. Daß ich meinerseits in tiefer Seele daran glaube, brauche ich nicht zu beteuern. Aber ich halte es auch für kein Verdienst, diese großen Werte, die uns tragen, irgend jemandem in dieser Stunde scheltend verkleinern zu wollen. Ich halte das für unverantwortlich. Und ich halte es, auch abgesehen vom Zwange dieser Kampfeszeit, für grundfalsch. Wollen wir unsern Staat wieder aufweichen, uns von neuem selber hinrichten wie einst? Wir stehen in blutiger Notwehr und wollen, daß dieser Notwehrkampf uns nun auch die Zukunft freier und weiter machen soll; es wäre ein übler Beginn solcher Neugründung, wenn wir uns einbildeten, sie auf einen Bruch unserer Entwicklung anstatt auf deren erweiternde Fortführung zu gründen. Wir werden unseren Feinden diesen Gefallen nicht tun; wir werden uns ihr Hohngelächter über die ewige Unverbesserlichkeit unseres politischen Sinnes, unserer politischen Unfähigkeit ersparen. Wir hören die Drohreden des Auslandes sehr gut; wir spähen in die Zukunft hinaus und sehen sie voller Stürme. In welcher Welt werden wir Volk der Mitte n a c h diesem Kriege stehen! Wer die Härte der bleibenden Gegensätze und Feindseligkeiten bei unsern Gegnern draußen, wer die Härte auch der mitteleuropäischen Sonderstaaten als Sondergebilde für sich selber unterschätzt, wer vollends die innere und äußere Härte unseres eigenen Staatsbaues für über-

flüssig und schädlich hält und zu zersetzen rät, der gibt uns einen ungeheuerlichen Ratschlag. Was wir in Zukunft zu errichten wünschen müssen und hoffen können, es muß auf dem granitenen Grunde unseres nationalen Staates ruhen — sonst ist es zur Zertrümmerung von außen und innen her verurteilt, wie das alte Reich und der alte Bund. Die Einseitigkeit des Nationalismus, des Irredentismus muß sich bezwingen und mildern, das predigt uns dieser Krieg; ganz reine Nationalstaaten gibt es wenige, und Deutschland gehört nicht zu ihnen. Österreich-Ungarn kann überhaupt kein Nationalstaat sein, das wissen wir und halten es dennoch für zukunftsreich. Aber wir bleiben froh, daß wir dieses Rückgrat des nationalen Staates, der unser ist, besitzen. Innerhalb keiner Gemeinschaft wollen wir es aufgeben. Das Reich von 1871 ist noch immer der Segen unseres ehedem zerrissenen und zertretenen Volkes gewesen. Kein auflösender Schwachmut, so reingesinnt er sei, kann es uns ersetzen und soll es uns schmähen.

Das ist der Kern der Auseinandersetzung mit Foerster-Frantz und ihrer geschichtlich-politischen Kritik.

Und als Schlußwort: den Frieden, wie es Foerster will, durch Friedlichkeit der Gesinnung, durch Tadel der eigenen Nation und ihres Staates vorzubereiten: das scheint mir ein haltloser Traum. Ich denke mir: ganz gewiß wird der Friede, nach dem wir alle streben, auf diesem Wege n i c h t kommen. Er hängt wahrlich von anderen Gewalten und von anderen Leistungen ab. Ist er einmal errungen, so wird sicherlich das allgemeine Kulturleben seine zerrissenen Zusammenhänge wieder suchen. Auch ich erhoffe und ersehne das; ich gestehe Foerster: ohne Ungeduld; und ich glaube nicht, daß wir es anders fördern können, als durch festen Stolz; ganz gewiß aber niemals durch die Abstellung der Kräfte, denen wir unser Dasein und unsere Rettung verdanken. Und heute sind diese Kräfte noch mitten im Gewühle des härtesten Kampfes, der um unser Leben geht.

# Nachweise

19. (Zu Seite 1) Goethe und Bismarck: „Festvortrag, gehalten in der 26. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 3. Juni 1911", gedruckt Goethejahrbuch 1911, mit einer Anmerkung, die insbesondere auf Andreas Fischer, Goethe und Napoleon (2, 1900) und, für Möser, auf Kaß, M. und G. 1909 verweist. Ich bleibe Erich Schmidt als dem Präsidenten der Goethe-Gesellschaft für seine Erlaubnis zum sofortigen Wiederabdruck der Rede herzlich dankbar. — „Kohobieren" S. 4: nach gütigem Hinweise von Geheimrat J. Imelmann und Prof. O. Pniower (vergl. Faust II!) alchimistischer Ausdruck = durch wiederholtes Destillieren klären.
20. (Zu Seite 31) Bismarck als Künstler. Vortrag, zuerst in Hamburg 1907 gehalten, 1915 niedergeschrieben und in der von Max Lenz und mir als Säkularschrift herausgegebenen Aufsatzsammlung „Das Bismarck-Jahr. Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen" (Hamburg, Broschek & Co., 1915) S. 151—163 gedruckt, hier mit freundlicher Erlaubnis der Verlagshandlung wiederholt.
21. (Zu Seite 55) Bei Bismarck: ungedruckt.
22. (Zu Seite 77) Trauerrede: „Gedenkworte, gesprochen bei der Trauerfeier des Vereins Deutscher Studenten zu Leipzig am 2. August 1898", aus Velhagen und Klasings Monatsheften September 1898, aufgenommen in Schmoller-Lenz-Marcks, Zu Bismarcks Gedächtnis, Leipzig, bei Duncker und Humblot 1899, 127 ff.; dort auch meine Abhandlung „Fürst B. und das Haus Hohenzollern" und meine Gedächtnisrede von der Totenfeier der Universität Leipzig, November 1898. Dem Verlage meinen besten Dank.
23 (Zu Seite 89) Fürst Bismarck: Schlußartikel in Karl Werckmeister, Das 19. Jahrhundert in Bildnissen, Band V, 905 ff., Berlin, Photographische Gesellschaft 1901, mit reicher Illustrierung. Vergl. Reimanns Deutsche Bücherei 29 und Nr. 175 der Wiesbadener Volksbücher, 1915. Ein verwandter Abriß von 1914 an der Spitze des Bismarck-Jahres. Der Photogr. Gesellschaft danke ich für die Erlaubnis zum Abdruck.
24. (Zu Seite 119) Der Aufbau von Bismarcks Leben: „Bismarck. Zum 100. Geburtstage", Gedenkaufsatz der Neuen Freien Presse, 31. März 1915, Nr. 18177. Ich verweise auf mein gleichzeitig erschienenes Bismarckbuch: „Otto von Bismarck, ein Lebensbild" (Cotta 1915, 256 S., 15 Auflagen), dessen vollere Darstellung die hier abgedruckten Aufsätze und Reden in immer stärkerer Knappheit zusammenziehen oder unter irgendeine besondere Beleuchtung rücken.
25. (Zu Seite 131) Gedächtnisrede zu Bismarcks 100. Geburtstag. Als „Gedächtnisrede, zur Münchener Bürgerfeier von B. 100. Geb., 27. März 1915" (im Löwenbräukeller) zuerst gedruckt in den Süddeutschen Monatsheften (April, S. 97—107), deren Redaktion mir den Wiederabdruck dieses und mehrerer folgender Artikel freundlich gestattete.

26. (Zu Seite 147) „Bismarck und der deutsche Geist. Eine akademische Jahrhundertrede, gehalten bei der Bismarckfeier der Universität München am 10. Mai 1915", in der Aula; aus Velhagen u. Klasings Monatsheften (Juli 1915, S. 329—338) mit gütiger Erlaubnis der Redaktion wiedergedruckt.

27. und 28. (Zu Seite 169 und 203) „Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation", 2 Auflagen, Stuttgart, J. G. Cotta, 1900, 43 S., mit einem Vorwort und einer Widmung an Herrn Eberhard Focke in Sydenham Hill (Vortrag aus dem Deutschen Athenäum zu London; englische Übersetzung: 1900, bei Williams & Norgate in London); „Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart", ebenda, 1910, 38 S., 2 Auflagen. Dem Cottaschen Verlage bin ich für die Abdruckerlaubnis dankbar. Aus dem Vorwort der zweiten Schrift (ursprünglich Vortrag der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin) wiederhole ich über ihr Verhältnis zur ersten folgendes: „Nach geschichtlicher Auffassung und eigener Gesinnung bekenne ich mich heute noch zu ihr, aber die Gesichtspunkte, welche die Weltlage uns und unserer Betrachtung anweist, haben sich seitdem verändert, und dieser neue Überblick tritt, nicht eigentlich abweichend, aber mit anderen Absichten und vielfach mit anderem Stoffe, von seiner besonderen Seite her neben den früheren. Die Vorrechte des Essays, der zusammenziehen und verallgemeinern darf und muß, nimmt er gleich jenem für sich in Anspruch; und politisches Dilettieren habe ich auch dieses Mal zu vermeiden gewünscht. Der Gegenstand ist dieses Mal rein politisch; behandelt zu haben hoffe ich ihn als Historiker." — Ich glaube auch in dieser Sammlung die beiden Abhandlungen, so nahe sie einander in vielem stehen, und so scharf sie an einer Stelle auseinanderbiegen, bei der Verschiedenartigkeit ihrer eigentlichen Themen und bei der Verschiedenheit ihrer Entstehungszeit nebeneinander abdrucken zu sollen. In der Hauptsache stimmen sie zusammen; die Abweichung wird, für den Fortgang der Dinge von 1900 bis 1910, vielleicht nicht ohne charakteristisches Interesse sein. Von der These von 1910 vermag ich auch heute nicht abzugehen. Ob man die englische Politik dieser Jahrhunderte als Ganzes offensiv oder defensiv nennen will, darüber mag man streiten; nennt man sie defensiv, so scheint mir diese Defensive der Offensive überaus ähnlich zu sehen. Ich zitiere zu diesen Auffassungsfragen an neuester Literatur Felix Salomons inhaltreiche und sachkundige Abhandlung (Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, zuerst in der Zeitschrift für Politik III, 1910, auch Sonderausgabe), Salomons Besprechung meiner Broschüre Hist. Vierteljahrschrift 1910, S. 430, und die beiden Anzeigen von Arnold O. Meyer in der Hist. Zeitschrift und der Hist. Vierteljahrschrift 1911; sowie Willy Andreas in den Grenzboten, 6. September 1911. — Aus dem Jahre 1912 Hermann Onckens ausgezeichneter Vortrag: Deutschland und England, Heidelberg, bei Winter. — Ich drucke diese Anmerkung von 1911—12 heute, 1916, wieder ab; ein Zusatz ist heute überflüssig. Ich habe, trotz gewisser Wiederholungen, Nr. 33 hinzugefügt, weil der Faden dort bis 1914 weitergeführt wird. Ich verweise daneben auf meine ausführlichere und ausdrücklichere Kriegsabhandlung aus d. J. 1915: „Die Machtpolitik Englands", in dem Teubnerschen Sammelbande „Deutschland und der Weltkrieg," 1915, S. 297—322.

29. (Zu Seite 235) „Die imperialistische Idee in der Gegenwart, Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 10. Oktober 1903", Dresden 1903, 33 S.

30. (Zu Seite 263) Das deutsch-österreichische Bündnis: Neue Freie Presse, 6. Oktober 1909, Nr. 16210; vergl. „Österreich und Deutschland", in der Woche, 2. Mai 1908.

31. (Zu Seite 275) „1814, 1864, 1914: Rede zur Reichsfeier der Nationalen Vereine, gehalten zu München am 16. Januar 1914", Süddeutsche Monatshefte März 1914, S. 734—744.

32. (Zu Seite 291) „Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges. Eine Rede", Nr. 19 der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftenreihe „Der Deutsche Krieg", Stuttgart 1914, 32 S., 1.—12. Tausend, mit sehr gefälliger Erlaubnis der Deutschen Verlags-Anstalt hier abgedruckt. Vortrag, zuerst gehalten zu München am 13. Oktober 1914.

33. (Zu Seite 319) „Die englische Weltmacht", Süddeutsche Mon., Oktober 1914, S. 73—81 („Die Geschichte der englischen Weltmacht"), siehe die Bemerkung zu 27/28.

34. (Zu Seite 331) „Neue Horizonte", mit Erlaubnis von Verlag und Redaktion aus der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, herausg. von M. Cornicelius, 15. Januar 1915, Sp. 409—426 abgedruckt. Datiert München, November 1914.

35. (Zu Seite 347) „Der Imperialismus und der Weltkrieg. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 9. Oktober 1915", bei Teubner in Leipzig u. Dresden in 2 Auflagen 1916 erschienen, 26 S. mit literarischer Anmerkung, die außer Ruedorffer und Kjellén (N. 34) Steffen, Weltkrieg und Imperialismus, 1915, A. Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg, 1915, und aus „Deutschland und der Weltkrieg" insbesondere O. Hintzes Einleitungsaufsatz anführt. Der Verlag hat dem Wiederabdruck zugestimmt.

36. (Zu Seite 371) „Vom Erbe Bismarcks, eine Kriegsrede" (gehalten zu München, Bremen und Barmen im Dezember), erschienen bei Quelle & Meyer 1916. 54 S., mit Vorwort (29. Dezember 1915) und Anmerkungen, die die Zitate nachweisen, einige Literatur (dabei meinen Aufsatz: „Bismarck und unser Krieg", Südd. Monatshefte, September 1914, und Hans Delbrücks Schrift: „Bismarcks Erbe" 1915) nennen und zu den „Rücksichten auf das Urteil der Neutralen" u. s. w. (Seite 393) den Zusatz machen, daß diese Worte sich „auf vollzogene politische Maßregeln" (d. h. insbesondere die Einschränkung des Tauchbootkrieges i. J. 1915) auch innerlich nicht bezogen.

37. (Zu Seite 399) „Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft". Münchener Neueste Nachrichten, 1. Juli 1916, Nr. 330; unter Erlaubnis der Redaktion abgedruckt, mit einigen kleinen Zusätzen. Foersters Aufsatz war in Deutschland erst spät bekannt, dann aber viel bemerkt und umstritten worden, Münchener Hergänge veranlaßten meine Veröffentlichung. Manche Polemik hat, nachher wie vorher, den Streitgegenstand zu verrücken versucht. Es mag sich lohnen, ihn hier nochmals festzulegen; auf den sachlichen Gegensatz selber wird auch die Zukunft vielleicht noch manchmal zurückkommen. — Zu III.: Fr. Naumann, Mitteleuropa, Berlin 1915.

# Regiſter.

Zuſammengeſtellt von Guſtav Drobner. Liegende Ziffern: Band II.


Aachen *92.*
Abeken 331. *5.*
Achilleus 199.
Ackermann 363.
Addington 141. 142.
Aegidi 391. 401.
Alba, Herzog von 7. 53.
Albert, König von Sachſen 332.
d'Albret, Jeanne 90.
Alexander II., Kaiſer von Rußland *269. 298.*
Allers *61. 74. 75.*
Alſen *284.*
Altdamm 275.
Altdorf-Nürnberg, Univerſität 387.
Amalfi 16.
Amboiſe 73. 90. 91.
Amiens, Friede zu 138. 142.
Amſterdam *179.*
Andelot, Franz von 50. 53. 56. 57. 72. 75.
Andraſſy, Julius *126. 160. 219. 265. 269.*
Anton, König von Sachſen 322.
Aranjuez 12.
Arndt, Ernſt Moritz 231. *153.*
Arneth, Alfred 229. 232.
Arnim, Achim von 364.
Arnim, Harry von *38.*
Arnold, Fr. 372. 380.
Aubigné, Agrippa von 90.
Augsburg 387.
Auguſt der Starke 166. 316.
Auguſta, Kaiſerin *37. 72.*
Auſterlitz 115. 143. 144.

Babelsberg 287. *37.*
Baltimore 416.
Baſel 98. 387.
Basly 87.
Baumgarten, Hermann 15.
Beaconsfield, Lord *219.*
Becker, Jakob *137.*
Beckerath, von 239.
Beethoven *27.*
Belle-Alliance *67,*
Berlepſch *65.*
Berlin 109. 152. 213. 222. 223. 238. 243. 244. 249. 267. 276. 284. 305. 306. 316. 324. 362. 389. 399. 438. 439. 477. *24. 26. 40. 58. 59. 91. 92. 151. 155. 160. 219. 268.*
Bernhard, St. 321.
Bernhardi, Friedr. von *391.*
Bernhardi, Theodor von 303.
Bernhardt, Sarah 87.
Bertram 441. 442. 450.
Beſeler, Georg 232.
Beſeler, Wilhelm 370.
Beuſt, Graf von 331. *43.*
Beza, Theodor von 74. 78. 82.
Biarritz *99.*
Birmingham *250.*
Bismarck, Malwine von *43.*
Bismarck, Otto von 126. 150. 164. 175. 185. 193. 194. 198. 199. 208. 264. 265. 274. 277. 283. 284. 286. 287. 291. 298. 299. 300. 303. 304. 305. 306. 308. 309. 310. 312. 326. 328. 331. 340. 344. 347. 348. 349. 350. 352. 396. 398. 400. 413. 424. 426. 429. 446. *3* ff. *33* ff. *57* ff. *79* ff. *91* ff. *121* ff. *133* ff. *149* ff. *193. 198. 199. 219. 220. 221. 222. 225. 233. 248. 256. 258. 260. 261. 265. 267. 268. 269. 271. 272. 273. 274. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 286. 287. 290. 298. 300. 305. 306. 334. 335. 357. 361. 364. 369. 373* ff. *403. 405. 407. 410. 411.*
Bismarck, Fürſtin von *60* ff.
Blanckenburg, Moritz von 276. 277. 301. *94.*
Blechen 442.
Blind *68. 69.*
Blois 89. 90.
Blücher, Fürſt *21.*
Blumenthal, General von 281. 306.
Bluntſchli 375. 377.
Böckh, Auguſt 363. 364.
Böcklin 439. 442. 445. *99.*
Bologna 386.
Bonaparte 134. 135. 136. 138. *184. 325.* ſ. auch Napoleon I.
Bonin 289. 292.
Bonn 284. 285. 343. 362.
Borcke, Frau von 275.
Bordeaux 92.
Born 222. 223.
Boſton 407. 411. 412. 415. 416. 424. 426. 427.
Boyen, Hermann von 280. 281. 282. *288. 305. 307.*
Bozen 91.
Brandenburg, Graf 241.
Brauer, A. von *41.*
Brauer, Geheimrat 359.
Bremen 399.
Brentano, Abg. 220.
Brentano, Klemens 364.
Breslau 213. 223. 389.

Bright, John *251.*
Brinkmann, Juſtus 402. 437. 438. 439. 448. 450.
Brüſſel *303.*
Bucher, Lothar *37. 75. 105.*
Bülow, Fürſt Bernhard *287. 288.*
Bülow-Kummerow 247.
Bunſen, Robert 373. 374. 380.
Burg *65.*
Burke, Edmund 119. 124. 131. 132. 137. 138.
Buſch, Moritz *104.*
Büſch, Johann Georg 391. 392. 402.
Bute, Lord *183.*
Buxtehude 450.
Byron, Lord *23. 34. 93. 205.*

Calvin, Johann 12. 57. 59. 60. 81. 82. 83.
Cambridge 30. 122. *247.*
Cambridge (Amerika) 416. 426.
Canning 144. *8.*
Carlos, Don 10. 11.
Carlyle, Thomas *188.*
Cavour *40.*
Cecil-Burleigh 39.
Cervantes 17.
Chamberlain, Joſeph 139. *223. 248. 249. 250. 251. 255. 260. 261. 296. 325. 326. 327. 353.*
Chappuis, von 276.
Charleſton 415.
Chatham, Lord 116. 118. 121. 122. 124. 125. 126. 135. 139. 144. ſ. auch Pitt d. Ä.
Chatillon am Loing 49. 50. 65. 78.
Chauvelin 133.
Chelius 372.
Chicago 407. 409. 415. 416. 427.
Chryſander 59. 60. 64. 67. 68. 72. 73.
Clive, Robert 135.
Cobden *242.*
Colbert, Jean Baptiſte 102. *58. 211. 212. 376.*
Coligny, Gaspard von 49 ff. 69 ff. 90.
Colmar 98.
Condé, Ludwig von 52. 53. 70. 72.
Cornell ſ. Ithaca.
Copley 412.
Corinth, Lovis 444.
Courbet 445.
Creuzer 363. 364.
Cromwell, Oliver *122. 177. 205. 211. 213. 243.*
Cuvier *4.*

Dahlmann 207. 226. 231. 232. 233. 236. 343. *25. 410.*
Danckelmann, Eberhard 162. 165.
Dante 321. 322. *48.*
Danzig 389.
Darnley 30.
Daub, Karl 366.
Davis, Jefferſon 413.
Delaborde, Graf 60.
Delbrück, Rudolf *105.*
Dilke, Ch. *247.*
Disraeli, Benjamin *222. 247. 325. 326.*
Dover 27.
Drake, Francis 29. 31. 32. 139. *205.*
Dresden 248. 324. 326. 430. 439.
Dreux 72.
Droyſen, J. G. 101. 150. 232. 233. 377.
Dublin 136.
Duncan 135.
Düppel *155. 284.*
Dürer, Albrecht 439.
Düſſeldorf 430.

Eckermann *6. 8. 14. 19. 20.*
Edinburgh 30.
Eduard VII., König von England *226. 302.*
Eichendorff, Joſeph von 364.
Eliot 427.
Eliſabeth, Königin von England 6. 20. 25 ff. 139. *172. 173. 176. 205. 208. 209. 210. 211. 213. 216. 321.*
Emden 25. 26.
Ems 37.
Engels, Eduard 223.
Erdmannsdörffer 379.
Erfurt 387.
Ermiſch, Hubert 318.
Escorial 8. 22.
Escovedo 10.
Eſſex, Graf 33. 36. 43.

Faſchoda *223. 326.*
Fehrbellin 160. 164. *65.*
Ferdinand, König von Aragon 4. 18.
Ferdinand, Fürſt von Braunſchweig *183.*
Ferdinand, König von Bulgarien *72.*
Ferdinand, Kaiſer von Öſterreich 323.
Feuerbach, Anſelm *49.*
Feuerbach, Ludwig 370. 442.
Fichte *335. 349. 384. 404. 407.*
Fiſcher, Joh. Georg *153.*
Fiſcher, Kuno 360. 370.
Foerſter, F. W. *401* ff.
Fox 123. 124. 128. 138. 142. 144.
Francke 441.

Franckenberg, von 276.
Frankfurt a. M. 216. 219. 229. 233. 237. 238 241. 248. 275. 328. 331. 344. 347. 398. 399. 430. 431. *8. 40. 41. 70. 97. 99. 122. 138. 153. 154. 155. 233. 272.*
Frankfurt a. d. Oder 275.
Frantz, Konstantin *403. 404. 405. 409. 411. 413.*
Franz I., König von Frankreich 44. 49. 50. 54. 55. 62. 70. 71. 89. 103.
Franz II., König von Frankreich 51. 57. 62. 71.
Franz, Kaiser von Österreich 323.
Franz Joseph, Kaiser von Österreich 318. 324. 347. *269.*
Freiburg i. B. 361. *59. 69. 70. 281.*
Freytag, Gustav 449.
Friedreich 380.
Friedrich I., Großherzog von Baden 337 ff.
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 154.
Friedrich I., König von Preußen 161. 165. 166.
Friedrich II., König von Preußen 11. 116. 166. 172. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 185. 191 ff. 238. 239. 240. 257. 258. 280. 291. 296. 316. 325. 327. *10. 19. 20. 40. 48. 53. 58. 80. 82. 96. 109. 182. 183. 215. 243. 244. 260. 295. 305. 313. 323. 328. 365. 378. 387. 391. 407.*
Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg 149. 165. 168.
Friedrich III., König und Kaiser 255. 285. 306. 351.
Friedrich III., Kurfürst von der Pfalz 359.
Friedrich, Graf zu Mümpelgart (Herzog von Würtemberg) 25. 26. 27. 31. 33. 41.
Friedrich August, Kurfürst und König von Sachsen 165. 316. 317. 322.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 278. 284.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 102. 109. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 166. 167 168. 170. 178. 185. 315. *179. 260.*
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 11. 166. 167. 168. 169. 171. 172. 173. 180. 181. 202. 203. 257. 316.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 183. *184.*
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 183. 193. 215. 258. 275. 278. 281. 282. 296. *92.*
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 193. 215. 219. 226. 230. 233. 239. 240. 241. 242. 244. 246. 248. 249. 261. 282. 284. 292. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 344. *405.*
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. Vgl. Friedrich III.
Friedrich, Kaspar 442. 443.
Friedrichsruh *18. 26. 39. 59. 61. 62. 73, 76. 110. 115. 142. 149.*
Froude *247.*
Fuchs 379.

Gagern, Heinrich von 231. 232. 234. 235. 237. 249. 370. *159.*
Gardiner, S. R. *188.*
Gastein *155. 265.*
Gegenbauer, Karl 380.
Geibel, Emanuel *153. 283.*
Geoffroy *4.*
Georg I., König von England 120.
Georg II., König von England 120. 134. *214.*
Georg III., König von England 119. 120. 123. 124. 126. 127. 133. 144. *183.*
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 157.
Gerlach Leopold von *25. 38. 40. 95.*
Germain, St. 71.
Gervinus 369. 370.
Giskra 232. 233.
Gladstone, William *113. 220. 222. 224. 231. 242. 245. 247. 248. 249. 251.*
Glaßbrenner 247.
Gmelin 372.
Gneisenau *185. 307.*
Gneist 377.
Goeben 281.
Gomez, Ruy, Fürst von Eboli 8.
Görres, Joseph 364.
Gortschakow *298.*
Goethe 178. 321. 391. 429. 441. 446. 449. *3 ff. 19. 42. 47. 49. 50. 51. 66. 82. 85. 113. 118. 128. 129. 164. 165. 383. 407.*
Göttingen 362. *92. 150.*

Graff 442.
Granville *222. 247.*
Gravelotte 267.
Greenwich 30. 33.
Greſham, Thomas 28. 139.
Grey, Sir Edward *226.*
Grey, Johanna 36.
Grimm, Jakob 207. 364.
Grimm, Wilhelm 364.
Großer Kurfürſt, ſ. Friedrich Wilhelm.
Großtinz in Schleſien 277.
Guiſe, Herzog Franz von 52. 63. 69 ff. 90.
Guiſe, Herzog Heinrich von 89.
Guiſe, Herzogin von 78.
Guiton, Jean 92.
Guſtav Adolf von Schweden 388. *295.*

Hagenau 98.
Halle a. S. 168. 362.
Hamburg 385 ff. 439. 441. 443. 448. *59. 67. 73. 74. 374.*
Hamptoncourt 30.
Hanau 218.
Händel *213.*
Hanſemann *68.*
Hardenberg 221. 258.
Harriſon, William 36. 39.
Haſtings, Warren 127.
Hauptmann, Gerhart *336.*
Hausrath 307.
Häußer, Ludwig 150. 343. 368. 369. 375. 377.
Hecker 219. 220.
Hegel 365 377. *18. 93. 404.*
Hehn, Viktor *24.*
Heidelberg 76. 219. 255 256. 343. 355. 359 ff. 384.
Heinrich II., König von Frankreich 50. 51. 55. 56. 57. 62. 70. 103.
Heinrich III., König von Frankreich 89.
Heinrich IV., König von Frankreich 22. 26. 53. 91. 101. 103. *209.*
Heinrich VIII., König von England 36. 40.
Heinze, Rudolf 379.
Heiſe 363.
Helmholtz 373. 374. 380.
Helmſtedt 399.
Henle 372.
Hentzner, Paul 26. 27. 31. 37. 41.
Herder 391.
Heſſe 379.
Hildebrand 439.
Hitzig 379.
Hodler 445.
Hofmann, Ludwig von 444. 445.
Hofmeiſter 379.
Hohenlohe, Chlodwig von 347. 349.
Holbein 437.
Hölderlin *335.*
Holſten 379.
Howe 135.
Humboldt, Wilhelm von *4.*
Hundeshagen 371.

Innsbruck 91.
Iſabella, Königin von Kaſtilien 4. 6. 8
Ithaca 407. 409. 416. 426.

Jacobi, Hugo *60. 61. 64. 65. 67. 68. 69. 70. 73.*
Jakob II., König von England *179.*
Jena 115. 183. 257. 393. *5. 11. 92. 149. 150. 157. 161. 383.*
Jervis 135.
Joachim I., Kurfürſt von Brandenburg 154. 155.
Johann, König von Sachſen 317 ff.
Johann Georg, Prinz von Sachſen 318.
Johann Sigismund, Kurfürſt von Brandenburg 156.
Johanna die Wahnſinnige 5. 6.
Jolly, Julius 307. 351. 372. 378.
Jordan, Abgeordneter *68.69.*
Juan, Don, d'Auſtria 10.
Julius II., Papſt 44.
Jungius, Joachim 390. 391.

Kalckreuth, Graf Leopold von 437. 444. 450. *27. 336.*
Kalnoky, Graf *220.*
Kant, Immanuel 280. *17. 407.*
Karl der Große 388.
Karl I., König von England *177.*
Karl II., König von England *211.*
Karl V., Kaiſer 4. 5. 6. 7. 9. 13. 16. 18. 22. 56. 71. 80. *208 212. 295.*
Karl IX., König von Frankreich 51. 53. 62. 63. 74.
Karl Auguſt, Großherzog von Weimar *8.*
Karl Friedrich, Markgraf und Großherzog von Baden 337. 341. 343. 345. 354. 355. 359. 360. 363. 375. 381.
Karl Ludwig, Kurfürſt von der Pfalz 350.
Karlsruhe 344. 349. 361.
Katharina II., Kaiſerin von Rußland *195. 215.*
Katharina von Medici, Königin von Frankreich

51. 52. 53. 62. 63. 69. 70. 72. 74. 75. 89.
Keller, Gottfried 370.
Keyſerling, Alexander, Graf von *22.*
Kiechel, Samuel 26. 27. 29. 30. 31. 32.
Kiel 399. *155.*
Kirchenpauer 401.
Kirchhoff, Guſtav 373. 374.
Kitchener *223.*
Kjellén *315. 316. 339. 341. 342. 344.*
Klinger, Max 439. 442. 445. 450. *336.*
Klopſtock 391.
Klüber 363. 377.
Kniephof *44. 93.*
Knies, Karl 379.
Koblenz 284. 285. 287. 344.
Kolberg 287.
Köln 223. 285. 387.
Königgrätz *155. 160.*
Königsberg 149. 158. 213. 257. 285. 393.
Konſtantinopel *186. 218. 252. 299. 301. 361. 365. 378.*
Kopenhagen 136.
Korum, Biſchof *70.*
Krobnitz i. d. Lauſitz 309.
Krüger, Präſident 225.
Kühne, Willy 380.
Kulm 276.

Lagarde, Paul de *336.*
Langbehn *336.*
Lansdowne, Lord *226.*
Laſſalle, Ferdinand *105.*
Laval, Charlotte von 57.
Lebrun 108.
Lee, Robert 413.
Legrelle 97. 110.
Leibl 442. 445. *27.*
Leibniz *17.*
Leiceſter, Lord 36.
Leipzig 218. 222. 389. 393. 438.
Le Mans 265.
Lenbach 442. *37. 62. 63. 74. 75. 142.*
Lenz, Max *231.*
Leopold I., Kaiſer 104.
Lepanto 12. 17.
Leſſing 178. 391.
Lettenhove, Kervyn de 3. 69.
Leuthen *183.*
Lichtenberg 449.
Lichtwark, Alfred 399. 402. 437 ff. *336.*
Liebermann, Max 437. 444. 449. *27.*
Liliencron, Detlev von 267.
Liſſabon 12.
Liſzt, Franz von, Komponiſt 87.
Liſzt, Franz von, Kriminaliſt *344.*
London 27. 28. 41. 115. 117. 139. *178. 179. 185. 215. 219. 221.*
Lope de Vega 17.
Lorenz, Ottokar 307.
Louvois 101. 108. 109. 110. 112.
Lübeck 216. 387.
Luden *20.*
Ludwig I., König von Baiern 215. 218. 321.
Ludwig XII., König von Frankreich 81. 89.
Ludwig XIV., König von Frankreich 97 ff. 116. 134. 160. 164. *46. 139. 179. 194. 211. 213. 219. 243. 295. 322.*
Ludwig XV., König von Frankreich 134. *180.*
Ludwig XVI., König von Frankreich 134.
Ludwig Philipp, König von Frankreich 210. 217. 296. *255.*
Luther, Martin 5. 13. 59. 80. 388. *14. 20. 40. 42. 48. 82. 118. 122. 174. 385.*
Lyon 77.

Macaulay 136.
Machiavelli 202.
Madiſon 407. 415. 416. 426.
Magdeburg 91. 109. 156. 315. *91.*
Mailand 4. 15.
Mannheim 399. 430. *68.*
Manteuffel, Edwin von *70. 71.*
Manteuffel, Otto von 221.
Marées 442.
Marheinike 363.
Maria die Katholiſche, Königin von England 6. 30. 36.
Maria Thereſia, Kaiſerin 316.
Marlborough 116. 134. *214.*
Marx, Karl 223.
Max II., König von Baiern *280.*
Max Joſef, König von Baiern 318.
Maximilian I., Kaiſer 4.
Mazarin 97. 101. 103.
Medici, Katharina von 39.
Medici, Lorenzo von 44.
Meinecke, Friedrich 280. 281. 303. *161. 305.*
Meiſſonier 437.
Melanchthon, Philipp *82.*
Melle, Werner von 385.
Menzel, Adolf von 439. 442. 445. *27.*
Merey, Jean Poltrot de 72. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82.

Metternich, Fürſt 217. 218. *387.*
Meyer, Georg 379.
Meyer, Konrad Ferdinand 84.
Meyer, Viktor 380.
Michelangelo 44. *48.*
Mieroslawski 347.
Milton *177. 205.*
Miquel *65.*
Mittermaier 367. 371. 379.
Mohl, Robert von 371. 377.
Moleſchott 370.
Moltke, Helmut von 185. 277. 281. 283. 305. 306. *286. 303. 374.*
Mommſen, Theodor 194. 250. *153. 162.*
Montargis 81.
Montesquieu 117. *188.*
Montez, Lola 216.
Montmorency, Anne de 50. 71.
Moritz von Sachſen 315.
Möſer, Juſtus *9. 11.*
Motley 3.
Mount Vernon 413. 415.
Müller, Kanzler von *15. 20.*
München 216. 324. 349. 439. 447. *142.*
Münſter 98. 109. 398.
Münſterberg, Hugo 408. 427.
Muther, Richard 438.

Nägele 363. 372.
Napoleon I. 115. 134. 140. 141. 142. 143. 202. 203. 211. 342. *6. 7. 8. 10. 17. 40. 86. 111. 122. 136. 184. 185. 194. 205. 215. 219. 229. 238. 244. 255. 259. 284. 295. 323.*
Napoleon III. 257. 331. *98. 101. 102. 219. 255.*
Naumann, Friedrich *336. 410.*
Navarra, Heinrich von 53. 54.
Neapel 4. 15. 16.
Nelſon, Horatio 135. 136. 140. 143. *185. 215. 322.*
Neumann, Karl 444.
Neuruppin 173.
New Haven 416.
Newton *205.*
New York 408. 411. 415. 416. 418. 427.
Nietzſche, Friedrich 164. *336. 391.*
Nikolaus I., Kaiſer von Rußland 16. *219.*
Nikolsburg 305. *37. 379. 381. 393.*
Nimwegen 100. 107. 109.
Nokk, Wilhelm 378.
North, Lord 121.
Nürnberg 387.

Olmütz 250. 261. 285. 286. 324. 326. 327. *385.*
Oranien, Wilhelm I., von 69. 164. *179.*
Orleans 72. 79. 88.
Oxford 30.

Palmerſton, Lord *224. 231. 247.*
Panama *13.*
Paris 54. 87. 88. 90. 91. 105. 132. 134. 210. 257. 306. 338. *98. 123. 138. 155. 218. 303. 393.*
Paſteur 87.
Paulus, Kirchenrat 363. 366.
Paulus, Pariſer Bänkelſänger 87.
Pelham *215.*
Perthes, Klemens Theodor 285. 286. 299. 300. 301. 302.
Peter der Große *195. 295.*
Petersburg *98. 114. 123. 155. 221. 361.*
Peutinger 401.
Pfeufer 372.
Philadelphia 412. 415. 416. 427.
Philipp II. von Spanien 3 ff. 25. 26. 39. 50. 52. 56. 70. 71. 80. 134. *175. 212.*
Pirckheimer 401.
Pitt, William d. Ä. 116. 117. 120. *182. 183. 185. 215.*
Pitt, William, d. J. 115 ff. *184. 215.*
Plaſſey *213.*
Pleushagen bei Kolberg 275. 302.
Polenz 69.
Polignac 92.
Poltrot ſ. Mercy.
Pontarlier 265.
Potoſi 19.
Potsdam 244. 284. *92.*
Puchelt 372.
Putney 115. 144.
Puttkamer, Johanna von *94.*

Quebec *213.*
Quentin, St. 50. 56.

Raleigh 43.
Ranke, Leopold von 21. 69. 84. 149. 150. 164. 194. 223. 377. *176. 188. 231. 266. 294. 376. 404. 409.*
Rathgeb 25. 26. 27. 28. 30. 39.
Ratzel, Fr. *341.*
Rau, Karl Heinrich 367. 371.
Ravenna 322.
Regensburg 104. 107.

Reimarus 391.
Reißeißen, Franciscus 105. 106. 110. 111.
Reizenſtein, Sigmund von 361.
Rembrandt 43. 419. 420. 439. *128. 143.*
Renée, Herzogin von Ferrara 81.
Reynolds *213.*
Rheinsberg 174. 191.
Rhodes, Cecil 139. *326.*
Richard III., König von England 42.
Richelieu 90. 97. 103. *58.*
Richmond 407. 413. 414.
Rießer, Gabriel 231.
Ritter, Karl 276. 277.
Robespierre 10.
Rochelle, La 53. 88. 90. 91. 92. 93.
Rocheſter 41.
Rockefeller 427.
Rogge, Anna 278.
Rohde, Erwin 379.
Roggenbach, Franz von 346. 347. 349.
Rom 322.
Roon, Albrecht Graf von 185. 244. 266. 273 ff. *12. 38. 99. 260. 286. 288.*
Roon, Bernhard von 306.
Rooſevelt, Theodore 416. 425. 429. *254. 255. 260. 296. 353.*
Roſebery, Lord 121. 136. 140. *190.*
Roſtock 399.
Roßbach *183.*
Rößler, Konſtantin *70.*
Rothe, Richard 365. 371.
Rouſſet, Camille 112.
Rubens 45.
Ruedorffer, J. J. *339. 340. 341. 342.* (Kurt Riezler).
Rügen 164.
Rümelin, Guſtav 232. 235.
Runge 437. 442.
Ruprecht, Kurfürſt von der Pfalz 359.
Ruſſell, Lord 247.

Salem 411.
Salisbury, Lord *220. 325.*
Salomon, Felix 121.
Sansſouci 325.
Savigny 377.
Schäfer, Dietrich 37.
Scharnhorſt 258. 280. *288. 307.*
Schenkel 371.
Schiff, Jakob 407.
Schiller, Friedrich von 143. *5. 14. 15. 17. 23. 26. 27. 34. 66. 335. 383. 407.*
Schlawe *67.*
Schleiermacher 371.
Schlettſtadt 98.
Schloſſer, Friedrich Chriſtoph 343. 368. 369. 377.
Schlüter, Andreas 160.
Schmerling 232.
Schmoller, Guſtav 150.
Schöll, Adolf *8.*
Schön, Theodor von 221.
Schönbrunn *265.*
Schönburg, Fürſt von 221.
Schongauer 439.
Schönhauſen *44. 94.*
Schuch 442.
Schwabe 438.
Schwarzenberg, Graf Adam 157.
Schweninger *60. 72. 75.*
Scipio, Abgeordneter *68.*
Scott, Walter *205.*
Sedan 306.
Seeley *179. 247. 250.*
Shakeſpeare, William 20. 31. 34. 40. 41. 42. 43. 44. 45. *14. 33. 34. 41. 43. 46. 48. 51. 128. 177. 205.*
Shaw, Bernard *205.*
Siemers, Edmund 403.
Simon 380.
Simſon, Eduard von 231.
Smith, Adam 124. 125. *188.*
Soldan 69.
Sophie Charlotte von Preußen 169. 172.
Soret *4. 20.*
Sorrent 16.
Soubiſe 73, 75.
Speier *384.*
Spencer, Lord 140.
Spenſer, Edmund 39.
Spinoza *17. 18. 93.*
Spitzweg 442.
Stahl, Julius 294. 377. *11.*
Stambuloff *72.*
Stein, Freiherr vom 126. 258. 365. *81.*
Steinhauſen, W. 442. *336.*
Stettin 164. 166. 389.
Straßburg 15. 91. 97 ff. 342. 362. 387. 398. *70. 384.*
Stratford 44.
Strauß, David Friedrich 370.
Struve 220.
Stuart, Maria, Königin von Schottland und von Frankreich 29. 36 71. 90.
Stuart, General 413.
Stuart, Maler 412.
Studemund, Profeſſor *70.*
Sturm 401.
Stuttgart 439.
Suez *13.*
Sybel, Heinrich von 150. 209. *41. 71. 76. 247. 404.*

Taſſo, Torquato *49.*
Thibaut 363. 366. 367. 370. 377.

Thiers *46.*
Thoma, Hans 439. 442. *336.*
Thorn 285.
Tours 90.
Tiedemann 372.
Tilly *70.*
Tirpitz *288.*
Trafalgar 142. 143.
Treitschke, Heinrich von 150. 164. 194. 210. 242. 279. 368. 375. 377. 379. 439. *24. 26. 76. 155. 247. 255. 281. 282. 289. 391. 404.*
Trient *361. 362.*
Trier *70.*
Trübner 442.
Trumbull 412.
Tschech, Bürgermeister 323.

Uhde, Fritz von 442. 445. *336.*
Uhland, Ludwig 207. 231. 232. 234.
Ullmann 367. 371.
Umbreit 367.
Unruh, Viktor von 248.
Unruh-Bomst *68. 69.*
Urban VI., Papst 359.

Valois, Elisabeth von 11.
Vangerow 370. 379.
Varzin *17. 39. 110.*
Vassy 70. 78. 83.
Versailles 108. 161. 306. 350. 352. *45. 103. 124. 139.*
Versmann 396.
Victor Emanuel, König von Italien 327.
Vincke, Georg von 232.
Voltaire 175.
Voß, Johann Heinrich 363. 366.

Wagener, Hermann *105.*
Wagner, Richard *26. 49.*
Waldeck 256.
Waldenburg 221.
Wallenstein *70.*
Walsingham, Francis 39.
Warschau 160.
Washington 413. 424. 428.
Washington, George 413. 414.
Waterloo 115. *67. 92. 136. 185. 186.*
Wedel, Lupold von 26. 32.
Wehrenpfennig, W. 438.
Weimar 393. *5. 6. 8. 26. 27. 29. 33. 149. 161. 383.*
Weißenburg 98. 265.
Welcker, Karl 232.
Wellesley, Richard 135.
Wellington 134. 140. *8. 185. 214.*
Werner, Anton von *62.*
Wesendonck, Mathilde *49.*
Wessenberg *69.*
Westminster 136.
Wette, de 363.
White, Andrew D. 418. 419.
Wien 218. 324. *114. 121. 160. 215. 265. 299.*
Wilde *205.*
Wilhelm I., Kaiser 149. 185. 246. 255 ff. 273. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 289. 290. 292 295. 296. 297. 298. 299 303. 304. 305. 306. 307. 308. 310. 311. 312. 318. 319. 328. 329. 330. 331. 337. 340. 344. 345. 347. 348. 351. 354. *37. 63. 67. 71. 72. 98. 99. 106. 110. 127. 139. 260. 269. 286. 288.*
Wilhelm II., Kaiser 291. *58. 67. 115. 116. 258. 260. 288. 296. 334. 354. 357.*
Wilhelm III., König von England 116. *213. 214.*
Williamsburg 414.
Wilmowski, von, Kabinettsrat *67.*
Wilmowski, von, Geh. Justizrat *67.*
Wilson, Woodrow 429.
Windsor 30.
Winkelmann 379.
Wittenberg 362. *20.*
Wohlwill, Adolf 389. 402.
Wolff, Chr. 168. 171. 175.
Wrangel *277.*
Wurm 391. 401.

Yuste, San 6.

Zabern *289.*
Zachariae 363. 367.
Zelter *3. 13.*
Zimmerhausen 276.
Zöpfl 371.
Zürich 393.

Druck von Richard Schmidt, Leipzig-R.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

# Die Reichsgründung

von

Professor Dr. E. Brandenburg

2 Bände zu 917 Seiten. In Leinenband M. 14.—

Seit dem Erscheinen von Sybels Werk über die Begründung des Deutschen Reiches ist fast ein Menschenalter verstrichen. Eine Fülle neuen Materials ist seitdem erschlossen worden; aber auch die Gesichtspunkte, unter denen die damaligen Ereignisse zu betrachten sind, haben sich seitdem stark verschoben. Eine neue Darstellung dieser für unser heutiges politisches Leben grundlegenden Epoche entspricht somit einem dringenden Bedürfnis. Das vorliegende zweibändige Werk faßt in einer für jeden Gebildeten verständlichen Form die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung der letzten Jahrzehnte zusammen. Es stützt sich auf alles bis jetzt zugängliche Material und gruppiert den Stoff unter einheitlichem Gesichtspunkte. Absichtlich ist vermieden, auf die Einzelheiten der diplomatischen Verhandlungen und der kriegerischen Ereignisse so tief einzugehen, wie es Sybel getan hat. Um so klarer werden dagegen die allgemeinen Grundzüge und Zusammenhänge herausgehoben, soweit sie von erheblicher Bedeutung für das Gelingen und die Gestaltung der Reichsgründung gewesen sind. Besonderer Wert ist darauf gelegt, den Anteil der im Volke vorhandenen Wünsche und Strömungen gegenüber dem Wirken der leitenden Staatsmänner und Feldherrn abzugrenzen und so die enge Verflechtung der Geschichte unserer Einigung mit der Entwicklung des deutschen Verfassungs- und Parteilebens nachzuweisen. Ebenso wird das Maß des Einflusses zu bestimmen versucht, den die allgemeine Weltlage und die Beziehungen zu den Nachbarstaaten auf die Gründung des Reiches gehabt haben. Durch einen einleitenden Überblick über die Entwicklung des deutschen Einheitsbewußtseins und die Hindernisse seiner Verwirklichung wird die Geschichte der Einheitsbewegung in den Zusammenhang der allgemeinen deutschen Entwicklung hineingestellt. Mit der Schilderung des vergeblichen Einheitsstrebens im Revolutionsjahre 1848 setzt die ausführlichere Darstellung ein; im ersten Bande wird sie bis zur Höhe des preußischen Verfassungskonfliktes und zum Eintritt Bismarcks in das Ministerium geführt, während der zweite Band die Vollendung der Einheit unter Bismarcks Führung behandelt. Überall läßt die Darstellung die großen Probleme, die in jener Zeit zu lösen waren und noch heute zum Teil unser Volksleben bewegen, kräftig hervortreten. So bietet die Darstellung nicht nur die Schilderung einer der interessantesten historischen Epochen, sondern führt uns zugleich ein in das politische Verständnis der Gegenwart.

Aus dem Inhalt: Der deutsche Einheitsgedanke und die Hindernisse seiner Verwirklichung bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Der Einheitsgedanke in der Zeit der Restauration (1815—1848) und seine Beziehungen zu den Anfängen des Liberalismus. Der Versuch der Reichsgründung durch die Revolution (1848—1850). Der Einheitsgedanke in der Zeit der Reaktion und der neuen Ära (1850—1862). Bismarcks Eintritt in das Ministerium und die Befreiung Schleswig-Holsteins. Der deutsche Krieg von 1866 und die Gründung des Norddeutschen Bundes. Der deutsch-französische Krieg und die Gründung des Deutschen Reiches. Rückblick.

**VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG**

# Briefwechsel

## zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen

Unter Mitwirkung von **Hubert Ermisch** herausgegeben von

**Johann Georg, Herzog zu Sachsen**

522 Seiten mit 1 Porträt und 1 Faksimile. In Leinenbd. M. 12.—

„So wird uns dieser an sich höchst persönliche und vertrauliche Briefwechsel zu einem getreuen Spiegelbilde der wichtigsten Anschauungen über alle großen Fragen der Entwicklungsjahre des neuen Deutschen Reiches, und gerade in der Verfolgung dieser mannigfachen Verkettungen von Persönlichkeiten und Allgemeinem liegt der eigentümliche Reiz dieses Gedankenaustausches von drei Königen." Deutsche Rundschau.

„Wir gewinnen den *tiefsten* und *unmittelbarsten*, *ungeschminktesten* Einblick in eine Fürstenfreundschaft, wie sie so innig wohl nur selten bestanden haben mag, und wir werden dadurch ganz und gar gefangen genommen, weil diese Freundschaft zwischen zwei geistig so hochstehenden und so gemütvollen Fürsten geschlossen war... Die kindliche Fröhlichkeit, *das heitere Lachen* Friedrich Wilhelms an diesem so wenig steifen Hofe, das allen Angehörigen desselben noch bis in die spätesten Tage als eine glückhafte Erinnerung vor der Seele stand, sie quillt überall aus diesem Briefborn ... *Der eigentümliche Duft* dieser Briefe *mit ihrem Humor*, ihrem Reichtum an Phantasie und ihrem Geist hat seine Ursachen besonders darin, daß Friedrich Wilhelm seinem Hausy gegenüber sein Herz ganz auf der Zunge trägt... *Der ästhetische Reiz* dieser ungezwungenen Briefe wird erhöht durch die politischen Klänge, die in die heiteren Plaudereien hineindringen." Archivrat Dr. v. Petersdorff. Deutsche Literaturzeitung.

„In diesem Herbste hat Prinz Johann Georg von Sachsen diesen Reichtum durch eine *unendlich dankenswerte* Gabe vermehrt: er hat den Briefwechsel in einem vornehmen Bande in mustergültiger Form herausgegeben und damit eine Fülle neuer, sachlich-allgemeiner und zumal persönlich intimer Kenntnis erschlossen, die in der *Rückhaltlosigkeit ihres Inhaltes*, der völlig zwanglosen Leichtigkeit und Unmittelbarkeit ihres Tones, den uns bekannten Stoff auf *das wertvollste* ergänzt, ihn in manchem übertrifft, in allem farbig belebt. Der Reiz dieses Briefverkehrs, der den Leser durch 48 Jahre hindurch leitet, der mit Billetts zwischen Prinz Wilhelm und Prinz Johann 1825 beginnt, dann Friedrich Wilhelm und Johann in dreißigjähriger vertraulichster Aussprache zeigt, zuletzt Wilhelm I. und seinen sächsischen Freund in ernster Auseinandersetzung und warmer Freundschaft bis an Johanns Tod (1873) ist *vielseitig und groß*." Velhagen & Klasings Monatshefte.

# VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

## Aus den Tagen Bismarcks Politische Essays.

Von Otto Gildemeister. 2. stark erweiterte Auflage. 322 Seiten mit einem Porträt Gildemeisters. In Leinenband M. 4.—

„Die Herausgeber haben durch ihre Veröffentlichung Gildemeisters Bedeutung als der eines führenden deutschen Prosaisten auf eine noch breitere Grundlage gestellt, ihr eine größere Tragweite verschafft. Aber es ist gleichwohl nicht die Form, die zumeist an diese Artikel fesselt. Das Gewicht ihres Inhalts überwiegt durchaus. Sie begleiten die wichtigsten Hergänge in einer an großen Ereignissen so überreichen Zeit. Kaum eine der Fragen, deren Lösung über Wohl und Wehe unseres Volkes entscheiden sollte, bleibt unberührt, und von den Persönlichkeiten, die handelnd eingreifen, wird eine ganze Reihe wieder vor unseren Augen lebendig ... Wir wüßten kein Buch gleichen Umfanges, das so geeignet wäre, ohne Systematik politisch zu bilden und zu erziehen ... Sie reden zum Bürger, aber noch mehr zum Menschen; sie spenden staatsmännische Lehre, aber noch mehr Lebensweisheit. Sie holen ihre Vergleiche und ihre Belege aus all den weiten Gebieten der Bildung, die ihr Verfasser beherrscht. So spannen sie jeden, der für reiches und feines Geistesleben empfänglich ist." Prof. Dietrich Schäfer. Kölnische Zeitung.

## Die Vereinigten Staaten von Amerika Ihre wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung.

Von Professor Dr. P. Darmstaedter. 248 Seiten. In Leinenband M. 4.—

„Darmstaedters Buch zählt zu den besten, die mir seit langem zu Gesicht gekommen sind. Verfasser hat offenbar aus dem vollen geschöpft und beherrscht seinen Stoff vollständig ... Ganz besonderes Lob verdient die Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Entwickelung, die sehr vieles enthält, das wir in größeren nationalökonomischen Werken vergebens suchen ..." Z. Historisches Jahrbuch.

„Professor Paul Darmstaedter schildert den Werdegang und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie deren heutige Zustände und ihre Aufgaben für die Zukunft. Diesem Buche kann man uneingeschränktes Lob erteilen, es ist glänzend geschrieben und erschöpft in kurzer Darstellung das interessante Thema völlig ... Wir werden Zeugen der eigenartigen und verschiedenartigen Entstehung der englischen Kolonien in Amerika, ihres Kampfes gegen das Mutterland, der Bildung des Staates, der Entwicklung des Wirtschaftslebens und der Umgestaltung der politischen Parteien. Gerade heute, wo dieses Land überhaupt für uns Europäer eine Bedeutung gewonnen, die es zu einem internationalen Faktor gemacht hat, muß ein solches Buch im höchsten Grade erfreuen, und wir wünschen deshalb auch der ganzen Folge bestes Gedeihen." Neue Freie Presse.

## Historische Eindrücke aus Nordamerika Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Marcks. 55 Seiten. Geschmackvoll broschiert M. 1.20

Die Ausführungen des berühmten Bismarckbiographen sind für den Kulturpolitiker wie den Historiker von größtem Interesse. Denn Professor Marcks sieht mit den Augen des Akademikers und auch denen des Historikers. Es sind eine Fülle von Eindrücken, die er von seinem monatelangen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten mitgebracht hat, und die er hier in fesselnder Weise entwickelt.

**VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG**

# Geschichte, Krieg und Seele

Reden und Aufsätze.

Von Geheimrat Professor Dr. Reinhold Seeberg.

ca. 290 Seiten. Gebunden M. 4.80

Das Buch des berühmten Berliner Theologen, Geheimrat Prof. Dr. Seeberg will helfen den Willen zum Ausharren und zum Sieg zu festigen, Mut und Freudigkeit zu heiligem Ernst und Innerlichkeit zu vertiefen. Er will die Augen öffnen für das Große, was wir bisher erreichten und zugleich die Aufgaben weisen, die sich hieraus ergeben, ganz besonders auf dem religiösen Gebiete. Denn hier erwachsen dem Volkserzieher wie der Kirche große verantwortungsreiche Zukunftsarbeit, die für das gesamte geistige Leben unserer Nation auf Jahrhunderte hinaus entscheidend sein wird.

# Der Sinn u. Wert des Lebens

für den Menschen der Gegenwart. Von Geheimrat Professor Dr. R. Eucken.

4. Auflage. 185 Seiten. Gebunden M. 3.60

„Es ist ein für weitere Kreise berechnetes Buch, in dem die Philosophie im schönsten und tiefsten Sinne Fühlung mit dem Leben sucht und wie wenige geeignet, seelisches Leben und Begeisterung zu wecken. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, es werde einst zu den Büchern unserer Literatur gehören, welche dauern, nicht zuletzt auch um seiner hohen Genuß gewährenden Sprache willen, die äußerlich das Gepräge vornehmer, wissenschaftlicher Ruhe trägt und doch von verhaltener innerer Bewegung, von hier und da auch zum Durchbruch kommender Glut durchpulst ist."

Der Säemann.

# Neue Reden
## an die deutsche Nation

Nach Vorgang von J. G. Fichte durch Prof. Dr. Ottmar Dittrich

225 Seiten. Gebunden M. 2.—

„Selten habe ich unter den unzähligen Kriegsbüchern eins gefunden, das den tiefen Sinn, das Wesen und das hohe Ziel des Weltkrieges so herausgemeißelt hat. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes: ein einziger Weg der Entwicklung der deutschen Persönlichkeit. Das „Wie" und „Weshalb" möge jeder selber lesen, draußen im Schützengraben, aber auch daheim. Dieses Buch sollte in keinem deutschen Hause fehlen!"

Deutsche Zeitung.

**Kataloge und Prospekte unentgeltlich und postfrei.**

D
210
M3
1916
Bd.2

Marcks, Erich
Männer und Zeiten

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 29 07 13 013 8